

**Historische Rekonstruktion und politische Aktualisierung**  
**im Werk Theodor Fontanes**  
Diskurse zum Wandel von Staatlichkeit

Dissertation zur Erlangung des Doktors der Philosophie  
an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Hamburg  
im Promotionsfach Deutsche Sprache und Literatur  
vorgelegt von Timo Lüth  
Hamburg, 2015

## Danksagung

Wie so viele größere Projekte verlangt auch das Entstehen dieser Arbeit Dank nach vielen Seiten.

Viele Dissertationen werden heute ohne feste Mitarbeiterstellen an Instituten angefertigt. Insofern ist es eine profane Tatsache, dass die Finanzierung eines solchen Vorhabens möglichst so gesichert sein sollte, dass für die Forschungen maximale Freiräume erhalten bleiben. Dafür, diese Freiräume ermöglicht zu haben, ist der „Friedrich-Nauman-Stiftung für die Freiheit“ für die großzügige Gewährung eines Promotionsstipendiums zu danken.

Während des Studiums hatte ich das Glück zweier Lehrer, die besonders über die Fachgrenzen hinausschauten. In der Geschichtswissenschaft zeigte Professor Dr. Franklin Kopitzsch in einem Seminar, wie kulturelle Erzeugnisse im Allgemeinen und Literatur insbesondere für historische Analyse fruchtbar gemacht werden können. In der Germanistik lernte ich bei Professor Dr. Udo Köster, einen scharfen Blick dafür zu entwickeln, inwiefern das Reden über politische Sachverhalte in literarischen Texten gleichen Mustern folgt wie das historisch überlieferte Reden oder inwiefern dies Reden eben abweicht. Das Kontextuelle von Texten, ihr „Verortetsein“ in spezifischen, manchmal diversen Zeitebenen, lässt mich seither nicht mehr los.

Den Gegenstand der Untersuchung, Fontanes Nachdenken über Staatlichkeit, gefunden zu haben, ist Gesprächen mit meinem Doktorvater Udo Köster zu verdanken. Seine Ermutigungen und inhaltlichen Impulse, sein Antreiben, wenn Antrieb nötig war, und sein Gewähren von Freiräumen, wenn Freiräume nötig waren, haben diese Arbeit ermöglicht.

Auch dem Zeitgutachter Professor Dr. Jan Christoph Meister und PD Dr. Bernd Hamacher als Mitglied der Prüfungskommission ist für die konstruktive und kritische Prüfungsatmosphäre zu danken, umso mehr da Prüfungsängste ein ständiger Begleiter meines gesamten Studiums bis zur Disputation geblieben sind.

Die letzten Worte gehören dem privaten Umfeld. Zu danken ist meinen Eltern, die dieses Projekt ebenfalls finanziell, aber vor allem mit Liebe und Ermutigung begleitet haben.

Handorf bei Lüneburg im Januar 2018

## Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	S. 1
1.1	Untersuchungsfrage	S. 3
1.2	Forschungsstand	S. 6
1.3	Methodische Überlegungen	S. 18
2	Diskurse um den Wandel von Staatlichkeit	S. 22
2.1	Stadt und Staat: Rat und stadtbürgerliche Welt in <i>Grete Minde</i>	S. 30
2.2	Der Verfassungskonflikt um die Heeresreform: Der Landwehr-Diskurs in <i>Vor dem Sturm</i>	S. 49
2.3	Die Reformdebatte in <i>Schach von Wuthenow</i>	S. 64
2.4	Die Debatten um den Machtstaat in <i>Vor dem Sturm</i> und <i>Schach von Wuthenow</i>	S. 84
2.5	Die Diskurse um Widerstandsrecht und Treue in <i>Grete Minde</i> und <i>Vor dem Sturm</i>	S. 107
2.5.1	<i>Vor dem Sturm</i>	S. 110
2.5.2	<i>Grete Minde</i>	S. 124
2.6	Entindividualisierung für den Staat in <i>Schach von Wuthenow</i>	S. 131
2.7	Gleichheitsdiskurs und Volkssouveränität in <i>Vor dem Sturm</i>	S. 150
3	Die Entwicklung zum Nationalstaat und die Integration nationaler Heterogenität	S. 184
3.1	Die ‚polnische Frage‘ in <i>Vor dem Sturm</i>	S. 191
3.2	Religion und Staatsgesinnung in <i>Grete Minde</i> und <i>Schach von Wuthenow</i>	
4	Schluss	S. 217
	Literatur	S. 221

## 1 Einleitung

Die Lebenszeit Theodor Fontanes (1819 – 1898) umfasst fast das gesamte 19. Jahrhundert. Sein Großvater, der Maler und Musiklehrer, später Kabinettssekretär der Königin Luise von Preußen, Pierre Barthélemy Fontane (1757 – 1826), war gar noch zur Regierungszeit Friedrichs II. aufgewachsen, erlebte dann die dunkle Zeit Preußens unter Napoleon sowie die antinapoleonische Erhebung in Preußen. Seine Erfahrungen und sein tiefes Interesse für Geschichte übertrug er durch zahllose Gespräche und Berichte auf seinen Sohn und auch auf seinen Enkel. Fontanes historisches Interesse, er wollte als kleiner Junge Professor für Geschichte werden, ist allgemein bekannt und durch seine altpreußischen Gedichte, seine historischen Erzählungen und nicht zuletzt durch seine *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* gut dokumentiert. Aber ebenso wie die Gegenwart des Großvaters war auch die Zeit Fontanes reich an – von heute aus gesehen – historischen Umbrüchen. Für Fontane war dies aber natürlich politische Gegenwart: die Zeit der Reaktion nach dem Wiener Kongress, der Vormärz, die Revolution von 1848, wechselnde liberale und konservative Regierungen in Preußen bis schließlich zu den Einigungskriegen und der Gründung eines deutschen Nationalstaats. Fontane war während dieser Jahrzehnte bis in die 1870er Jahre journalistisch tätig, als Theaterkritiker sogar darüber hinaus, ob für die demokratische *Dresdner Zeitung*, die konservative *Kreuzzeitung*<sup>1</sup> oder die liberale *Vossische Zeitung*, er kandidierte gar als Wahlmann für die Konservativen in den 1860er Jahren. Dies mag bereits zeigen, wie intensiv Fontane in die Zeitereignisse, wie den Verfassungskonflikt, und die politischen Entwicklungen, wie die Nationalisierung, verstrickt war. Und in jener Zeit des Verfassungskonflikts, der heraufziehenden Einigungskriege und des neugegründeten Deutschen Reiches schrieb Fontane an seinem ersten, einem historischen Roman, *Vor dem Sturm* (begonnen (1854/1862, erschienen 1878) und den zwei historischen Novellen *Grete Minde* (1878

---

<sup>1</sup> Eigentlich *Neue Preußische Zeitung*, wegen des Kreuzes im Kopf des Blattes aber üblicherweise *Kreuzzeitung* genannt.

begonnen, erschienen 1879) und *Schach von Wuthenow* (1878 begonnen, 1882 erschienen). Die politischen Debatten der Zeit gruppierten sich allgemein um den Wandel und die Verfasstheit von Staatlichkeit sowie die Entwicklung zum Nationalstaat. Dazu zählten unmittelbar verfassungstheoretische wie auch verfassungspraktische Fragen: Soll der Staat sich aus der Gemeinde heraus bilden und auf vorhandene Traditionen zurückgreifen oder zentralstaatlich ausgerichtet werden (Kapitel 2.1)? Soll das Heer unter der Kontrolle des Parlaments oder des Königs/Kaisers stehen und wie ist es überhaupt auszugestalten (Kapitel 2.2 und 2.3)? Soll Preußen/das Deutsche Reich Machtpolitik betreiben (Kapitel 2.4)? Ist dem Staatsbürger ein Widerstandsrecht zuzugestehen (Kapitel 2.5) und fußt die staatliche Verfassung auf den Prinzipien der Gleichheit und der Volkssouveränität (Kapitel 2.7)? Lässt die politische Realität des Staates individuelle Entfaltungsmöglichkeiten zu (Kapitel 2.6)? Sind politische Minderheiten repräsentiert und welche Rolle spielen sie im Selbstverständnis des nationalen Staates (Kapitel 3.1, 3.2)?

In seinen frühen historischen Erzählungen rekonstruiert Fontane historische Ereignisse aus der preußischen Geschichte, insbesondere die Zeit vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, das Ende des Ancien Regime und die antinapoleonische Erhebung im Lichte der aktuellen Debatten. Eine herausgehobene Bedeutung haben die preußische Niederlage von 1806 bei Jena und Auerstedt, deren Voraussetzungen Fontane in *Schach von Wuthenow* behandelt, und die Landwehr, auf die in *Vor dem Sturm* eingegangen wird. Wobei *Vor dem Sturm* in seiner langen Entstehungszeit auch die veränderten Einstellungen im konservativen und im nationalliberalen Lager aufnehmen musste.

Die literarische Repräsentation von staatlichen Wandlungsprozessen ist von unmittelbar politischem Gehalt und eröffnet Fragen nach der jeweils spezifischen Darstellungsweise, dem Arrangement der Diskurse, der historischen Korrektheit bzw. der Bedeutung historischer Ungenauigkeiten sowie nicht zuletzt dem Verhältnis von historischer Rekonstruktion und politischer Aktualisierung.

## 1.1 Untersuchungsfrage– Theodor Fontane und der Wandel von Staatlichkeit

In der Forschung zu Fontane ist bisher die besondere Charakteristik der Sattelzeit nicht in den Fokus genommen worden, um die politischen Aspekte der historischen Erzählungen herauszuarbeiten und in Beziehung zu setzen. Daher werden hier die historischen Erzählungen Theodor Fontanes im Kontext des Koselleck'schen Begriffs der Sattelzeit im Allgemeinen und ihr Eingehen auf den Wandel von Staatlichkeit im Besonderen untersucht. Im weiteren Sinne arbeitet die Geschichtswissenschaft mit diesem Begriff für die Periode von etwa 1770 bis 1850, teilweise bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Damit ist nicht nur die Zeitspanne benannt, in der der historisch so interessierte Fontane lebte (1819-1898), sondern, mit wenigen Ausreißern in frühere Zeiten, auch die Handlungsgegenwart seiner historischen Erzähltexte im Wesentlichen erfasst.

Vor dem Hintergrund der guten Forschungslage zu Fragen von Fontanes Geschichtsdenken oder seinen erzählerischen Verfahren wird es hier vor allem darum gehen, insbesondere der Frage nach der Entwicklung von Staatlichkeit nachzugehen.

Im Zentrum steht also die Rahmenfrage, wie sich der für das 19. Jahrhundert so markant auswirkende Wandel von Staatlichkeit in den historischen Erzählungen Theodor Fontanes niederschlägt. Konkreter bedeutet sie für jene Periode, in der sich moderne Staatlichkeit herausbildet: die Konstitutionalisierung schreitet voran, ebenso die Bürokratisierung, der Souveränitätsbegriff erfährt fundamentale Wandlungen und Herrschaft wandelt sich, indem unmittelbar personale Herrschaft durch verschiedene mehr oder weniger stark institutionalisierte Disziplinierungsweisen ersetzt wird. Zwar liegen Forschungsdesiderate vor,

die bereits hierfür relevante Kontexte aufzeigen, diese Kontexte wurden jedoch nie in Beziehung zueinander untersucht.

Der Wandel von Staatlichkeit umfasst die Darstellung der politischen und gesellschaftlichen Verfassung - also, um Schlagworte zu nennen: die Fragen nach Republik oder Monarchie, nach der Organisation der Gerichtsbarkeit, nach der Verhandlung von Machtpolitik oder dem Zusammenhang von Religion und Staatsgesinnung. Aber auch die Untersuchung der ideengeschichtlichen Kerndiskurse um die Gleichheit oder die Volkssouveränität gehören in diesen Kontext. Die besondere Bedeutung, die übrigens historischen Begriffen im 19. Jahrhundert als Bedeutungsträgern zugeschrieben wird, hatte dabei zunächst primär philosophiegeschichtliche Ursprünge. Damit ist auch auf die Vorstellung der geschichtsbildenden Kraft der Idee verwiesen, der in der idealistischen Philosophie, vor allem aber in der deutschen Philosophie nach Hegel eine zentrale Rolle zukam. In besonderem Maße galt diese Vorstellung auch für den deutschen Historismus und seine langfristige Prägekraft bis in die 1920er Jahre. In der Perspektive überzeitlicher Ideen als universeller geschichtsbildender Kräfte reduzierte sich hier aber das analytische Interesse an den Veränderungen zeitgenössischer Begriffe. Daraus ergab sich eine zwangsläufige methodische Differenz zwischen klassischem Historismus und begriffsgeschichtlichen Fragestellungen. Bei Fontane relativiert sich diese Feststellung jedoch erheblich. Wichtige geschichtsbildende Ideen werden in der Perspektive der historischen Erzählung mit zeitgenössischen, teils mittlerweile anders konnotierten Begriffen oder Kontexten konfrontiert. Hieraus entsteht das, was Geppert die „produktive Differenz von historischem und fiktionalem Diskurs“<sup>2</sup> nennt. Fontanes frühere Erzähltexte können in einer Gesamtschau der Forschung eher als vernachlässigt angesehen werden. Unter der Perspektive des historischen Wandels von Staatlichkeit sollen sie jedoch im Zentrum stehen und vor allem die damit einhergehenden politischen Implikationen herausgearbeitet werden. Im Vordergrund steht dabei der Zusammenhang

---

<sup>2</sup> Geppert, Hans Vilmar: Der Historische Roman. Geschichte umerzählt – von Walter Scott bis zur Gegenwart. Tübingen: Francke 2009. S. 3.

von historischer Rekonstruktion und politischer Aktualisierung. Die Texte Fontanes weisen auf der Ebene ihrer zeitlichen Beziehungen eine besondere Vielfältigkeit auf: es gibt die Gegenwart des Textgeschehens, die aus Sicht der Publikationsgegenwart des Textes Vergangenheit ist, es gibt auf der Ebene des Textes historische Referenzen und es gibt in zeitlich entgegengesetzter Richtung Aktualisierungspotentiale. Letztere werden über verschiedene diskursive Strategien durch den Autor inszeniert. Dazu zählt auch, die Rückwirkung ideengeschichtlicher Entwicklungen auf die Gesellschaft in den Blick zu nehmen. Die Konzepte der Volkssouveränität und der Gleichheit können als solche ideengeschichtliche Gehalte verstanden werden, die auf die Gesellschaft zurückwirken. Herkömmliche Legitimationen oder Limitationen werden fortan nicht mehr als selbstverständlich hingenommen. Denn zum Beispiel mit *Vor dem Sturm*, *Grete Minde* und *Schach von Wuthenow* setzt Fontane historische Erzählungen jeweils unmittelbar vor zentralen historischen Zäsuren an: vor den Befreiungskriegen und vor der Reformära, vor dem Zusammenbruch Preußens vor Jena und vor dem Dreißigjährigen Krieg.

Es geht also nicht um die Verfahren der Rekonstruktion als solche, wie sie beispielsweise Birger Solheim und Bernhard Viel in ihren Studien vor dem Hintergrund historischer Geschichtsschreibung abgleichen, sondern um den ideen- und politikgeschichtlichen Gehalt reproduzierter Diskurse und Kontexte und den hierauf bezogenen Abgleich mit den entsprechenden Diskursen der Produktionsgegenwart der Texte. Wenn Fontane beispielsweise in *Schach von Wuthenow* den Diskurs um den preußischen Machtstaat aufnimmt, geht es hier nicht darum, zu klären, ob die historische Rekonstruktion dieses Diskurses im Sinne des Historismus geschieht. Es geht vielmehr darum zu klären, inwieweit das Reden über Machtstaatlichkeit die Geschichte staatlichen Wandels berührt – in der Handlungszeit des Textes und in Hinblick auf die Entwicklungen von Staatlichkeit bis zur Publikationsgegenwart des jeweiligen Textes.

In der der Reichsgründung folgenden Dekade trifft die zunehmende Krise des Historismus mit einem verstärkten Bemühen um die Bildung einer



gesamtdeutschen, nicht mehr preußischen Identität zusammen. Darüber hinaus kommt es bereits im Vorfeld der Reichsgründung, aber auch über sie hinaus zu massiven Kontroversen um den Charakter des erst preußischen, später deutschen Staates. Damit verdient gerade diese Phase, in der mit *Vor dem Sturm*, *Grete Minde* und *Schach von Wuthenow* die drei Haupttexte dieser Arbeit entstanden sind, besondere Aufmerksamkeit.

## 1.2 Forschungsstand

Spätestens seit den für die Forschung besonders ergiebigen 1960er Jahren wird in der Literaturwissenschaft von einer Fontane-Renaissance gesprochen.<sup>3</sup> Und gilt dies für seine populären Erzähltexte *Effi Briest* oder *Der Stechlin*, so gilt es gerade in den letzten Jahren verstärkt auch für seine bisher eher vernachlässigten Texte, zu denen vor allem seine historischen Erzählungen gehören: Sein Romanerstling *Vor dem Sturm* und die ihm folgenden kleineren historischen Erzählungen *Grete Minde* und *Schach von Wuthenow*.

Zu Fontane liest man häufig die Einschätzung, er sei eigentlich kein politischer Schriftsteller gewesen. Und legt man den Maßstab umfänglicher und zentraler Diskussionen um politische Themen in den Romanen an, so trifft das auch zu. Dennoch entzündet sich an den politischen Präferenzen des Autors seit Jahrzehnten in der Forschung Streit, ob er nun ein Liberaler oder ein Konservativer sei. Manche verweisen ihn mit Blick auf den *Stechlin* oder die Fragment gebliebenen *Likedeeler* gar unter die Sympathisanten der Sozialdemokratie.<sup>4</sup> Die Forschung löst diese Fragen gemeinhin mit einer Einteilung in Phasen<sup>5</sup>.

---

<sup>3</sup> Chambers, Helen: Theodor Fontanes Erzählwerk im Spiegel der Kritik. 120 Jahre Fontane-Rezeption. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. Hier S. 26 – 47.

<sup>4</sup> Vgl.: Loster-Schneider, Gudrun: Der Erzähler Fontane. Seine politischen Positionen in den Jahren 1864-1898 und ihre ästhetische Vermittlung. (Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 11). Tübingen: Narr 1986, S. 293. Im Folgenden als: Loster-Schneider 1986.

<sup>5</sup> Siehe hierzu bspw.: Grawe, Christian: Preußen 1803 bis 1813 im ‚vaterländischen Roman‘. Willibald Alexis, George Hesekeel, Theodor Fontane. In: Schulz, Gerhard und

Im Bereich der historischen Rekonstruktion, der Fragen zu Fontanes Geschichtsdenken, seinem Verhältnis zum Historismus, zu Einflüssen von Historikern wie unter anderen Leopold von Ranke<sup>6</sup>, Johann Gustav Droysen<sup>7</sup> oder Thomas Carlyle<sup>8</sup>, aber auch zu den spezifischen Ausprägungen seiner historischen Erzählweise, etwa im Vergleich zu Vorgängern wie Walter Scott<sup>9</sup> und Willibald Alexis<sup>10</sup> oder Zeitgenossen wie Gustav Freytag<sup>11</sup>, ist die Forschungslage mittlerweile recht umfassend. Diese Einflüsse sind vor allem im Zusammenhang mit der Entwicklung des Historismus untersucht worden. Dabei kann die Ansicht, dass der Historismus in Deutschland im Bereich des historischen Erzählens als paradigmatische Denkart angesehen wird als Konsens verstanden werden. Und hiervon ist auch das Geschichtsdenken Fontanes nicht unbeeinflusst: Die für den Historismus gleichsam leitmotivische Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gilt auch grundsätzlich für ihn. Als ein ideengeschichtliches Phänomen konnte der Historismus auch an einem historisch interessierten, belesenen sowie mit zahlreichen der wichtigsten Historiker des 19. Jahrhunderts, wenn nicht befreundeten, so doch persönlich bekannten Autor wie Theodor Fontane nicht ohne Wirkung bleiben. Die Entwicklung des Historismus steht im Kontext einer Denktradition über Leibniz, Herder und Humboldt und im Zusammenhang

---

Mehigan, Tim (Hrsg.): Literatur und Geschichte 1788-1988. [Australisch-neuseeländische Studien zur deutschen Sprache und Literatur; Bd. 15]. Frankfurt/Main: Peter Lang 1990, S. 144. Im Folgenden als: Grawe 1990.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu und grundsätzlich zu Einflüssen des Historismus auf Fontane: Hebekus, Uwe: Klios Medien. Die Geschichtskultur des 19. Jahrhunderts in der historistischen Historie und bei Theodor Fontane. Tübingen: Niemeyer 2003. Im Folgenden als: Hebekus 2003.

<sup>7</sup> Sander, Elke: Theodor Fontane als Kriegshistoriker zwischen Droysen und Delbrück. In: Fontane-Blätter 1994, H. 58, S. 125-137.

<sup>8</sup> Vgl.: Loster-Schneider 1986, S. 86.

<sup>9</sup> Vgl.: Balzer, Bernd: "Puir Effie" – "arme Affi": zur Scott-Rezeption Fontanes. In: Balzer, Bernd (Hrsg.): Annäherungen. Wrocław: ATUT 2003, 560-569.  
Und: Müllenbrock, Heinz-Joachim: Theodor Fontanes historischer Roman "Vor dem Sturm" und die Scottische Gattungstradition. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Bd. 48 (1998) Heft 3, S. 365-373.

<sup>10</sup> Siehe hierzu bspw.: Grawe 1990

Und: Humphrey, Richard: The historical novel as philosophy of history: three German contributions: Alexis, Fontane, Döblin. London: Institute of Germanic Studies 1986.

<sup>11</sup> Schofield, Benedict: „Die Historie rückwärts durchmessen“: Geschichtsbilder und Geschichtsauffassungen bei Theodor Fontane und Gustav Freytag. In: Howe, Patricia (Hrsg.): Theodor Fontane – Dichter des Übergangs. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 57-69.

von Rankes historischer Denkschule mit dem deutschen Idealismus.<sup>12</sup> Ein in unserem Zusammenhang besonders wichtiger Aspekt liegt dabei darin, im Besonderen das Allgemeine zu erkennen, womit auf eine allegorische Funktion historischer Deutungsmuster verwiesen ist. Das Individuelle wird in diesem Denken übertragbar auf Epochen, Völker und Staaten. Bei solchen Übertragungen eines wie auch immer gearteten Individuellen handelt es sich freilich um abstrakte Eigenschaften. In der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts versteht der Wissenschaftsbegriff, auf dem dieser Historismus fußt, Geschichte als „Selbsthervorbringung und Selbstdarstellung des den Menschen [...] definierenden Geistes“, also als „Wirkung von Ideen“.<sup>13</sup> Moritz Baßler hält fest:

„Historismus bezeichnet ein das Leben bestimmendes Verhältnis zur geschichtlichen Vergangenheit, genauer: die Bedeutung der Geschichte für die jeweilige Gegenwart.“<sup>14</sup>

Ein weiteres Kennzeichen sei die Ausdeutung der in den Quellen entdeckten Ideen vergangenen menschlichen Tuns für die eigene Gegenwart. Geschichte wird gemäß dem Historismus primär als Ergebnis intentionalen Handelns begriffen, so realisiere sich die Idee in der Welt. Die Äußerung Heinrich von Treitschkes, „Männer machen Geschichte“<sup>15</sup>, stammt aus diesem Kontext. Die Vorstellung etablierte sich zusehends, dass Ordnungen von Menschen gemacht und Produkt einer Setzung seien, das transzendente Ordnungsdenken hatte sich jedoch nicht aufgelöst, sondern existierte in vielfältigen Varianten und Mischformen weiter. Da diese Ordnungen als Subjektsetzungen gedacht werden, tritt das handelnde Subjekt nun auch an entscheidender Stelle hervor und wird zur Quelle der

---

<sup>12</sup> Vgl.: Müller-Seidel, Walter: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler 1975, S. 59. Im Folgenden als: Müller-Seidel 1975.

Und: Historismus. In: Dieter Burdorf, Christoph Fasbender und Burkhard Moenighoff (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur. 3. Auflage. Stuttgart: Metzler 2007, S. 320.

<sup>13</sup> Rüsen, Jörn: Historismus. In: Wissenschaftstheoretisches Lexikon. Hrsg. v. Edmund Braun u.a. Graz: Styra 1978. Sp. 245.

<sup>14</sup> Baßler, Moritz u.a.: Historismus und literarische Moderne. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 15. Im Folgenden als: Baßler 1996.

<sup>15</sup> Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. Bd. 1. Hamburg: tredition 2011. S. 49. Im Folgenden als: Treitschke 2011.

Ordnung.<sup>16</sup> Diese Affinität des Historismus zum 'großen Mann', der die Geschichte entscheidend bestimmt, macht Fontane ein Stück weit mit. Er schreibt an seine Frau am 8. Juni 1879: „Carlyle hat Recht, der Einzelne bestimmt alles, wenn er der Mann danach ist. Daran hängt's.“<sup>17</sup> Und Berndt von Vitzewitz formuliert in *Vor dem Sturm*: „Wer die Praxis hat, hat auch die Theorie. Was entscheidet, sind die Blitze des Genies.“<sup>18</sup>

Zuerst allerdings erscheint die Tendenz des Historismus zur historischen Gerechtigkeit und der Beurteilung des Alten aus der ihm zugehörigen Epoche heraus als tendenziell unpolitisch. Alles wird schließlich für einmalig, unwiederholbar und unvergleichbar angesehen und damit auch einer vergleichenden Kritik enthoben. Aber gerade darin, den historischen Gegenstand auf diese Weise der Kritik zu entheben, lässt sich auch eine politische Intention erkennen. Und so weist die Forschung schon frühzeitig den Eindruck des Unpolitischen für den Historismus zurück. So lautet das Urteil der Forschung über den Historismus, dass er v.a. konsolidierend und stabilisierend wirke: „Die Denkform dieser Schule [...] ist auf frappierende Weise aristokratisch.“<sup>19</sup> Und:

„Geschichtliches Denken im Verständnis der Historischen Schule ist der Vergangenheit liebevoll zugetan und dem Gewordenen, als der staatlichen Gegenwart des eigenen Volkes, erst recht.“<sup>20</sup>

Diese beiden Zitate werden in Bezug auf Fontanes historische Erzähltexte im zweiten Teil der Arbeit unter dem Aspekt der politischen Aktualisierung relativiert werden und dienen hier einerseits zur Illustration des ideengeschichtlichen Hintergrundes sowie als Kontrast gegenüber Fontanes subtilen Verfahren der Distanznahme zum Historismus. So sei schon an dieser Stelle erwähnt, dass Fontane bereits Mitte der siebziger Jahre infolge seines Interesses an Schopenhauer auch mit einer oberflächlichen

---

<sup>16</sup> Baßler 1996, S. 35.

<sup>17</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Hrsg. v. Kurt Schreinert u. Charlotte Jolles. Berlin: Propyläen. 1968. Bd. 1, S. 88.

<sup>18</sup> GBA, VdS I/II, S. 215.

<sup>19</sup> Müller-Seidel 1975, S. 61.

<sup>20</sup> Müller-Seidel 1975, S. 61.

Rezeption Nietzsches, der den Historismus als Relativismus ablehnte,<sup>21</sup> begonnen hatte.<sup>22</sup> Und in eben diesem Zusammenhang einer kritischen Rezeption des Historismus durch Fontane weist auch Gudrun Loster-Schneider darauf hin, dass ein wichtiger Unterschied Fontanes Neigung zur Induktion sei, die Erhebung und Aktualisierung historischer Einzelercheinungen in eine Modellfunktion.<sup>23</sup> Der Ursprung für diese Distanzierung mag bereits früh gelegt gewesen sein. Seine Distanz zum antiquarischen Historismus zeigt sich bereits 1853 in seiner Konzeption des Realismus, der „läßt die Toten oder doch wenigstens das Tote ruhen; er durchstöbert keine Rumpelkammern und verehrt Antiquitäten nie und nimmer, wenn sie nichts anderes sind als eben – alt.“<sup>24</sup> Damit sind bereits ein gewisser Gegenwartsbezug sowie eine Distanznahme gegenüber dem Alten nur um des Alten willen angedeutet. Am 31. Oktober 1861 schreibt Fontane an seinen Verleger und formuliert seinen Haltung zum Historischen mit einem fast moralischen Ansatz:

„Die letzten 150 Jahre haben dafür gesorgt, daß man von den Brandenburgern (oder Märkern, oder Preußen) mit Respekt spricht; die Thaten die geschehen und die Männer die diese Thaten geschehen ließen, haben sich Gehör zu verschaffen gewußt, aber man kümmerte sich um sie mehr historisch als menschlich. Schlachten und immer wieder Schlachten, Staatsaktionen, Gesandtschaften – man kam nicht recht dazu Einblicke in das private Leben zu thun [...]“<sup>25</sup>

Mit seinen Kriegsbüchern oder den „Wanderungen“ hat Fontane sich selbst allerdings auch an dieser Art der Geschichtsschreibung beteiligt. Aber hier wird nun nicht nur das Menschliche oder das Private dem Staat gegenübergestellt, sondern die geschichtsbewegenden Kräfte treten in den Vordergrund. Damit kündigt sich der Blick an, der in seinen historischen Erzählungen auf das Geschehen gerichtet wird. Das Private und das

---

<sup>21</sup> Vgl.: Hebekus 2003, S. 11.

<sup>22</sup> Vgl. zur Nietzscherzeption: Grawe, Christian; Nürnberger, Helmuth (Hrsg.): Fontane-Handbuch. Stuttgart: Kröner 2000, S. 400 – 405. Im Folgenden als: Grawe/ Nürnberger 2000.

<sup>23</sup> Loster-Schneider 1986. S. 87

<sup>24</sup> Fontane, Theodor: Realismus. In: Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung. Hrsg. v. Gerhard Plumpe. Stuttgart: Reclam 2005. S. 148.

<sup>25</sup> Müller-Seidel 1975, S. 99.

Öffentliche, das Individuum und der Staat werden im Erzähltext zu einem polaren Strukturprinzip, dessen Dynamik es zu harmonisieren gilt. Entfaltet wird diese Dynamik durch die Idee. Preußen selbst ist als Staat aufgestiegen, gefallen und wieder aufgestiegen – dahinter stehen Vorstellungen von Ideen und Zeitgeist, von Verfall und Fortschritt. Fontanes Geschichtsdenken entfernt sich im Modell von Aufstieg und Niedergang immer weiter vom Historismus und seinem 'melancholischen' Fortschrittsglauben.<sup>26</sup>

Was das Potential des Fortschritts anbelangt, ist eine Untersuchung der narratologischen Struktur der Texte nicht unergiebig und weist ebenfalls in jene Richtung, die eine unmittelbare Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vermuten lässt. Oben ist die zentrale Bedeutung der Idee für das Geschichtsdenken angesprochen worden. Oexle führt aus, dass im Diskurs des Historismus die Möglichkeit historischer Fiktionen auf der Figur einer fortlaufenden Prolepse beruhe, also einem Vorgriff auf einen Sinn der Geschichte, der dann in einen Erzähltext umgewandelt werde.<sup>27</sup> Ein bei Droysen nachzuweisendes Textverfahren korrespondiert mit der Technik Fontanes in *Vor dem Sturm*, *Grete Minde* oder auch *Schach von Wuthenow*: „Zurücksetzung des Unglaublichen in eine Vorzeit“ und die „prophetische Funktion“, die es trotzdem für die Textgegenwart erfüllt.<sup>28</sup>

Die Jahre vor den Befreiungskriegen und der danach folgende politische Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft werden in Deutschland und Europa überhaupt als gewaltige Zäsur wahrgenommen. Plötzlich stand man vor der entscheidenden Frage der Gestaltung der Zukunft. Das Zeitalter Aufklärung im 18. Jahrhundert und die folgenden politischen Umbrüche von Frankreich aus machten ein Wiederanknüpfen an die politischen Strukturen der vorausgehenden Epoche 'eigentlich' unmöglich.

---

<sup>26</sup> Vgl.: Müller-Seidel, S. 98.

<sup>27</sup> Vgl.: Oexle, Otto Gerhard: *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996.

S. 65. Im Folgenden als: Oexle 1996.

<sup>28</sup> Vgl.: Tausch, Harald (Hrsg.): *Historismus und Moderne. (Literatura. Wissenschaftliche Beiträge zur Moderne und ihrer Geschichte. Hrsg. v. Walter Gebhard u.a. Bd.1)*. Würzburg: Ergon 1996, S. 146. Im Folgenden als: Tausch 1996.

In diesem Sinne tritt der Historismus als eine Denkform auf, die auf die neue Situation von Staat und Gesellschaft antwortet und durch die neue Methode historischer Rezeption eine geistige oder auch ideelle Orientierungsmöglichkeit verspricht. Dass dabei der Ausgangspunkt die politische Gegenwart blieb, führt Bernhard Giesen aus:

„Die Geschichtsschreibung [...] des 19. Jahrhunderts hatte wenig Interesse daran, die 'Gegenwartsbezogenheit und Subjektgebundenheit der Erzählung von Geschichte zu erforschen. Ausgangspunkt der Bildungsgeschichte der Nation war die gegenwärtige politische Lage. [...] Sie betrachtete diese perspektivische Verzerrung historischer Erkenntnis jedoch nicht mehr als einen Fehler [...], sondern als fruchtbares heuristisches Prinzip zur Erzeugung erzählter Vergangenheit.“<sup>29</sup>

Insofern wird deutlich, dass die Geschichtsschreibung ihren eigenen Standpunkt nicht problematisiert. Vor allem die Neigung des deutschen Historismus und der sogenannten "preußischen Schule"<sup>30</sup> zur unkritischen Zustimmung zur Gegenwart paarte sich mit politischen Strömungen der Zeit (Bismarcks Realpolitik, sein Kniefall vor dem Tatsächlichen). Dass sich Politik und Wissenschaft in dieser Hinsicht einig waren, minderte die Möglichkeit einer erfolgreichen Opposition entschieden. Nietzsche gab seiner Enttäuschung über diese Situation gleich nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 Ausdruck, indem er vor einer besonderen Fehlannahme warnte:

„Dieser Wahn ist höchst verderblich: nicht etwa weil er ein Wahn ist [ ... ], sondern weil er imstande ist, unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des ‚deutschen Reiches‘.“<sup>31</sup>

Nun stellt sich auch die Frage, was es genau an der historischen Methode des deutschen Historismus ist, das sie für ideologischen Missbrauch anfällig

---

<sup>29</sup> Giesen, Bernhard (Hrsg.): Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991. S. 364.

<sup>30</sup> Iggers, Georg G.: Deutsche Geschichtswissenschaft: eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart. Wien u.a.: Böhlau 1997, S. 120.

<sup>31</sup> Nietzsche, Friedrich: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I-IV. Nachgelesene Schriften 1870-1873. (hrsg. von Colli, Giorgio; Montinari,azzino). Bd.1. 2. Auflage. München: dtv 1988 1988, S. 160.

macht. Hayden White deutet in seinem einflussreichen Werk *Metahistory* eine Antwort an, indem er darauf hinweist, dass die Geschichtswissenschaft in größerem Maße als die Naturwissenschaften auf "vorkritisch akzeptierten" Paradigmen basiere.<sup>32</sup> Und in der Tat teilt Theodor Fontane die Frustration über fehlende kritische Reflexion von Form-, Narrations- und Argumentationsproblemen seitens der deutschen Intellektuellen und Professoren mit Nietzsche.

Hermann Fricke widmet sich in seiner Arbeit dem Einfluss verschiedener geschichtsphilosophischer Systeme auf Fontane und differenziert für den Historismus eine eher positive Rezeption in den sechziger und eine eher kritisch-satirische Distanznahme in den achtziger Jahren.<sup>33</sup> Für die hier dazwischen liegende und bei diesem Befund ausgesparte Periode der siebziger Jahre, in die auch Fontanes Romanerstling *Vor dem Sturm* fällt, konstatiert Müller-Seidel, dass Fontane sich teilweise noch immer "im Banne des Historismus" befinde.<sup>34</sup>

Kenneth Attwood stellt seine Hamburger Dissertation unter den Titel *Fontane und das Preußentum*.<sup>35</sup> Bei Verzicht einer Arbeit an den Romanen befasst sich Attwood mit Fragen nach der Landesgeschichte, der Revolution von 1848, dem Militarismus, der Reaktion oder auch den Hohenzollern. Dabei entsteht das Bild eines Fontane mit einem vergleichsweise geschlossenen und starren Zeitbild.

In jüngerer Zeit hat sich die Perspektive auf Fontanes Geschichtsdenken entschieden erweitert. Die Forschungen berücksichtigen nun zunehmend das Romanwerk, die Briefe, die Biografie sowie den weiteren kulturellen Kontext. Dazu zählen auch Untersuchungen, die den deutschen historischen Roman des 19. Jahrhunderts im Kontext des literarischen Realismus mit diskursanalytischen, semiotischen und systemtheoretischen Perspektiven betrachten.<sup>36</sup>

---

<sup>32</sup> White, Hayden: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt/M.: Fischer 1991, S. 9. Im Folgenden als: White: *Metahistory* 1991.

<sup>33</sup> Fricke, Hermann: Fontanes Historik. In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 5(1954), S. 13-22.

<sup>34</sup> Müller-Seidel 1975, S. 70.

<sup>35</sup> Attwood, Kenneth: *Fontane und das Preußentum*. Berlin: Haude & Spencer 1970.

<sup>36</sup> Vgl. bspw. zur Diskursanalyse:



Und nicht zuletzt haben die Diskussionen um Erzählstrukturen in der Historiographie,<sup>37</sup> um die Entwicklung von Geschichte als narratives Verfahren im 19. Jahrhundert<sup>38</sup> und um den Historismusbegriff<sup>39</sup> selbst zu einer intensivierten Auseinandersetzung mit der literarischen Repräsentation von Geschichte geführt.<sup>40</sup> Mit der engen Gegenüberstellung von Literatur und Geschichte sind auch hergebrachte Sichtweisen auf den historischen Roman überholt. Die über lange Zeit zugrunde gelegte und vermeintlich objektive Unterscheidung von Fakt und Fiktion<sup>41</sup> erweist sich literatur- und geschichtstheoretisch als überholt. Historiographie und historische Erzählungen werden zunehmend eher als verschiedene Modi der textuellen Verhandlung von Geschichte verstanden, die Geschichte

---

Helmstetter, Rudolf: Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus. München: Fink 1998.;

Warning, Rainer: Die Phantasie der Realisten. München: Fink 1999.

zur *Semiotik*:

Geppert, Hans Vilmar: Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer 1994.

zur *Systemtheorie*:

Plumpe, Gerhard: Systemtheorie und Literaturgeschichte. Mit Anmerkungen zum deutschen Realismus im 19. Jahrhundert. In: Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Hrsg. von Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985, 251-64.

- <sup>37</sup> Angeregt insbesondere durch die Arbeiten Hayden Whites: *Metahistory* 1991; White, Hayden: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Einf. von Reinhart Koselleck. Stuttgart, 1991. White, Hayden: *Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung von Wirklichkeit*. In: White, Hayden: *Die Bedeutung der Form: Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt/M.: Fischer 1990, 11-39.; White, Hayden: "Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie". In: White, Hayden: *Die Bedeutung der Form: Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt/M.: Fischer 1990, S. 40-78.; Vgl. Werner Schiffer: *Theorien der Geschichtsschreibung und ihre erzähltheoretische Relevanz*. (Danto, Habermas, Baumgartner, Droysen). Stuttgart: Metzler 1980; Eggert, Hartmut et al. (Hrsg.): *Geschichte als Literatur, Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*. Stuttgart: Metzler 1990.

- <sup>38</sup> Fulda, Daniel: *Wissenschaft aus Kunst: Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung: 1760-1860*. Berlin u.a.: de Gruyter 1996.

- <sup>39</sup> Vgl. u a. Oexle 1996.

zur Übersicht: Fulda, Daniel: "Historismus in allen Gestalten", in: *Rechtshistorisches Journal* 16 (1997), S. 188-220.

- <sup>40</sup> Vgl. u. a. Struck, Wolfgang: *Konfigurationen der Vergangenheit. Deutsche Geschichtsdramen im Zeitalter der Restauration*. Tübingen: Niemeyer 1997.;

Blasberg, Comelia: *Erschriebene Tradition. Adalbert Stifter oder das Erzählen im Zeichen verlorener Geschichten*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1998

- <sup>41</sup> Vgl. Geppert, Hans Vilmar: *Der „andere“ historische Roman: Theorie und Strukturen einer diskontinuierlichen Gattung*. Tübingen: Niemeyer 1976.

jedoch diskursiv unterschiedlich hervorbringen:

„Berücksichtigt man die geschichtstheoretische Einsicht, daß Fiktion oder Figuration immer schon einen Bestandteil, ja ein Konstituens der Historie bilden, so verflacht der Hiatus zwischen vermeintlich objektiver Geschichte und deren literarischer Gestaltung [ ... ]. In den Vordergrund rückt die Frage, wie literarische Fiktionen / Figurationen auf jene Fiktionen / Figurationen reagieren, die den Geschichtsbegriff und die Struktur des wissenschaftlichen Geschichtsdiskurses prüfen; an die Stelle des ontologischen Dualismus treten Varianten einer Textstrategie.“<sup>42</sup>

Bernhard Viel<sup>43</sup> und Birger Solheim<sup>44</sup> untersuchen beide Verfahren der historischen Rekonstruktion und ihrer politischen Implikationen in *Vor dem Sturm* für die Publikationsgegenwart des Romans. Sie kommen dabei zu sehr unterschiedlichen Pointierungen des Romans. Während Solheim im historistischen Zeitgeist gegenläufige Tendenzen identifiziert und kritische Töne zum Nationalismus und Germanismus herausarbeitet, stellt Viel den Roman gewissermaßen „im Banne des Nationalismus“ der Gründerzeit und einer Blut-und-Boden-Mystik dar. Während Viels Darstellung hier als überpointiert und infolge der Vernachlässigung des multiperspektivischen Figurenarrangements als verfehlt angesehen wird, werfen diese beiden Befunde doch bereits ein Licht auf die Forschungsfrage voraus: Zu einer Betrachtung der Darstellungsweisen, hier des Historischen, gehört auch eine Auseinandersetzung mit dem Gegenstand selbst. Insofern scheint die Frage nach der Verbindung von Ideengeschichte, historischen Entwicklungslinien und deren Verbindung mit der Textgegenwart auf.

Damit ist die Frage nach den Einflüssen politischer Entwicklungen auf Fontane und politischer Einstellungen Fontanes auf die Texte berührt. Die politische Verortung Fontanes ist wie erwähnt seit jeher ein schwieriges Kapitel der Forschung. An Untersuchungen, die sich mit diesem Bereich befassen, mangelt es nicht. Deren Ergebnisse sind jedoch sehr heterogen.

---

<sup>42</sup> Fulda, Daniel: Geschichte als Literatur: Tendenzen und Probleme der Forschung. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. N.F. 51. (2001), 1, S. 95-113, S. 96.

<sup>43</sup> Viel, Bernhard: Utopie der Nation. Ursprünge des Nationalismus im Roman der Gründerzeit. Berlin: Matthes & Seitz.2009.

<sup>44</sup> Solheim, Birger: Zum Geschichtsdenken Theodor Fontanes und Thomas Manns. Oder Geschichtskritik in „Der Stechlin“ und „Doktor Faustus“. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004.

Gewissermaßen als Grundton vieler Arbeiten kann der wirkmächtige Essay Thomas Manns<sup>45</sup> zum alten Fontane von 1910 verstanden werden. Er zeichnet Fontane, man ist versucht zu sagen in ‚klassischer Verklärung‘, als weisen und versöhnenden Dichter voll Ironie und Witz, der jedoch politisch keineswegs immer ganz zuverlässig sei.

Die Arbeit von Charlotte Jolles<sup>46</sup> benennt als erste das auch für diese Untersuchung wichtige Konzept der Volkssouveränität bei Fontane und zeichnet den Weg Theodor Fontanes bis etwa 1860 gewissermaßen im Rahmen seines Wandels vom Republikaner der 1848er Revolution zum Konservativen nach. Diesem durch das Wiedererstarken der reaktionären Kräfte in Preußen ausgelösten Umschwung in der politischen Biografie Fontanes wird in der Forschung viel Raum gegeben, und er wird wie von Wilhelm Jürgensen, aus eher psychologischer Perspektive als „traumatisches Erlebnis“<sup>47</sup> gekennzeichnet. Einen ähnlichen methodischen Ansatz mit etwas differenzierterer Pointierung verfolgt Karl-Heinz Gärtner<sup>48</sup>. Nach Gärtner liegt das spezifisch Politische im Werk Fontanes nicht in den zur Darstellung gebrachten Ansichten, sondern in der Einsicht in eine gesellschaftliche Welt, die eben keine Versöhnung von individueller Identität und Wünschen einerseits sowie staatlich-gesellschaftlicher Identität und Ansprüchen andererseits erlaubt.<sup>49</sup> Kurz zuvor hatten bereits Bernd Peschken und Claus-Dieter Kohn<sup>50</sup> mit ihren Materialien und Analyseskizzen zum liberalen Roman im Lichte des preußischen Verfassungskonflikts wichtige auch sozialgeschichtliche Anregungen gegeben, die auch diese Arbeit aufnehmen wird.

---

<sup>45</sup> Mann, Thomas: Der alte Fontane (1922). In: Preisendanz, Wolfgang (Hrsg.): Theodor Fontane. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1973, S. 1-24.

<sup>46</sup> Jolles, Charlotte: Fontane und die Politik. Diss. Berlin 1936, Berlin 1983.  
Die Autorin verlies das nationalsozialistische Deutschland und emigrierte nach England. So wurde ihre Dissertation erst 1983 komplett veröffentlicht.

<sup>47</sup> Jürgensen, Wilhelm: Theodor Fontane im Wandel seiner politischen Anschauungen. In: Deutsche Rundschau 84(1958), S. 561-569, dort S. 564.

<sup>48</sup> Gärtner, Karl-Heinz: Theodor Fontane Literatur als Alternative. Eine Studie zum "poetischen Realismus in seinem Werk. Bonn: Bouvier 1978. Im Folgenden: Gärtner 1978.

<sup>49</sup> Gärtner 1978, S. 204.

<sup>50</sup> Kohn Klaus-Dieter; Peschken Bernd: Der liberale Roman und der preußische Verfassungskonflikt. Analyseskizzen und Materialien. (Literatur und Sozialwissenschaften, Bd. 7). Stuttgart: Metzler 1976. Im Folgenden: Kohn/Peschken 1976.

Als nach wie vor besonders ergiebig ist die Arbeit von Gudrun Loster-Schneider<sup>51</sup> von 1986 anzusehen. Anhand einer umfassenden Schau der Forschungsliteratur sowie des Brief- und Romanwerks trägt sie für den Zeitraum 1864-1898 eine Vielzahl politischer Positionen des Dichters zusammen. Zudem benennt sie zukünftige Forschungsfelder zum liberalen Roman und im Bereich des literarischen Kulturkampfes. Dabei stellte Loster-Schneider auch viele Bekanntschaften Fontanes mit politischen Persönlichkeiten der Zeit heraus, ohne dies jedoch zu nutzen, um diese Netzwerke nach diskursiven Analogien hin zu durchleuchten.

Vor allem mit Hubertus Fischer wird in der Forschung zunehmend der konservative Zug Theodor Fontanes betont. Nach Fischer schrieb Fontane *Die Wanderungen durch die Mark Brandenburg* in explizit politischer Absicht gegen den liberalen Zeitgeist:

„Er mochte den bürgerlichen Liberalismus nicht, er mochte seinen Abstraktionen nicht und hielt nichts von menscheitsbeglückenden Ideen. Er verfolgte mit seiner Wiedererweckung der Liebe zur Scholle das Programm einer vaterländischen, genauer, preußisch-konservativen Pädagogik.“<sup>52</sup>

Einer solchen Sichtweise schließt sich Christian Grawe auch für *Vor dem Sturm* an:

„Noch bei seinem Erscheinen nannte Fontane das Buch [sc. *Vor dem Sturm*] ‚eine Verherrlichung der Vaterlandsliebe über die bloße, mehr oder weniger geschraubte ‚Loyalität‘ hinaus und Verherrlichung des christlichen Sinnes und Lebens auf Kosten christlicher Bekenntnißformeln‘ und den ‚Ausdruck eine bestimmten Welt- und Lebens-Anschauung; es tritt ein für Religion, Sitte, Vaterland‘ [...].“<sup>53</sup>

Nach Grawe gibt es keinen Grund daran zu zweifeln, dass Fontane dies im konservativen Sinne ernst gemeint habe. Aber Grawe macht auch nicht

---

<sup>51</sup> Loster-Schneider 1986.

<sup>52</sup> Fischer, Hubertus: Gegen-Wanderungen. Streifzüge durch die Landschaft Fontanes. Frankfurt/M.: Ullstein 1986. S. 17.

<sup>53</sup> Grawe 1990, S. 143.

ersichtlich, wie es bei Fontane zu diesem Wandel vom Demokraten zum Konservativen gekommen ist. Auch er bezieht sich auf das Modell der politischen Lebensphasen Fontanes.

### 1.3 Methodische Überlegungen

Der literarische Text verhält sich zu seiner Zeit. In ihn fließen Ereignisse, Begriffe, bestimmte Weisen zu denken ein. Für das Konzept der Sattelzeit ist, wie bereits ausgeführt, das Prinzip der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zentral. Mit der Aufklärung und der Französischen Revolution kommt es zu einer Politisierung der Gesellschaft und einer Ideologisierung von Begriffen.<sup>54</sup> Letztlich kann damit davon ausgegangen werden, dass Begriffe oder Diskurse immer in ihrem jeweiligen Kontext verortet werden müssen. Und gerade im Fall historischer Erzählungen, wie sie hier vorliegen, kommen verschiedene zeitliche Ebenen zusammen, die die Frage aufwerfen, wie es um den spezifischen zeitlichen/ideologischen Kontext eines Diskurses bestellt ist. Das Sattelzeitkonzept kann hierfür nur einen Rahmen bieten und in Hinblick auf den Wandel von Staatlichkeit heißt das für die Betrachtung des einzelnen Textes: Welche Aspekte von Staatlichkeit, welche beeinflussenden Faktoren wie beispielsweise Ideen, aber auch welche Wirkungen des Staats sind identifizierbar und spielen eine Rolle? Hinzu kommt die Frage nach den verschiedenen Zeitebenen der Texte: Wie wird über Aspekte von Staatlichkeit im jeweils vorliegenden Text gesprochen? In welchem Verhältnis steht diese Rede zu ideengeschichtlichen Entwicklungslinien? Finden sich diskursive Kontinuitäten oder Brüche zwischen der Handlungszeit der betrachteten Texte und ihrer Publikationszeit? Damit diese Fragen beantwortet werden können, müssen geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse in Beziehung sowohl zur Handlungszeit der Texte als auch zu ihrer Publikationsgegenwart gesetzt werden. Es soll aber beispielsweise nicht darum gehen, überzeitliche Ideen

---

<sup>54</sup> Vgl. hierzu: Landwehr, Achim: Historisch Diskursanalyse. [Historische Einführungen, Bd. 4; Hrsg. v. Fran Bösch u. a.]. Frankfurt/M.: Campus 2008. S. 32. Im Folgenden als: Landwehr 2008.

in verschiedenen historischen Situationen zu verfolgen, wie dies die ältere Ideengeschichte getan hat. Ziel der Untersuchung ist vielmehr die Analyse spezifischer historischer Konstellationen, Probleme und Diskurse. Diskurse werden hier vor allem als Logifizierung spezifischer Sachverhalte verstanden. Eine solche Betrachtung diskursiver Verschränkungen über verschiedene Zeitebenen bringt notwendigerweise mit sich, dass analytisch zwischen den Ebenen häufig gewechselt werden muss. Wenn in *Vor dem Sturm* über die Aufstellung der Landwehr 1813 diskutiert wird, wirft das vor dem Hintergrund der Frage nach politischer Aktualisierung ein spezifisches Licht auf den Verfassungskonflikt der 1860er Jahre. Aber umgekehrt stellt sich ebenso die Frage, wie sich die politischen Debatten des Verfassungskonfliktes auf die historische Rekonstruktion der Landwehrdebatte in *Vor dem Sturm* ausgewirkt hat. Dieser immer wieder wechselseitige Vergleich scheint um so nötiger, als Sara Mills darauf hinweist, dass es zum Wesen von Diskursen gehöre, dass sie „Bedeutung, Macht und Wirkung innerhalb ihres sozialen Kontextes haben.“<sup>55</sup> Das heißt nicht weniger, als dass Texte mit eben jenen Bedeutungen aufgeladen werden, die sich in den umfassenden diskursiven Rahmen fügen. Damit der Charakter dieser Aufladung mit Bedeutung, wo nötig, näher bestimmt werden kann, erscheint es sinnvoll, eine Art ‚ideologischen Vermessungsstab‘ zu nutzen. Dazu dient Karl Mannheims *Der Konservatismus*.<sup>56</sup> Anhand der von Mannheim für den Konservatismus aufgestellten Charakteristika als eines Systems von Prinzipien in Bezug auf das Individuum, die Gesellschaft und den Staat kann überprüft werden, wie sich gegebene Diskurse der vorliegenden literarischen Texte dazu verhalten. Er beschreibt in seiner Untersuchung über den Konservatismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts „parallel mit der sozialen und politischen Differenzierung sich eine Differenzierung der Denkstile bildet“.<sup>57</sup>

Die Frage also, ob Fontane nun jeweils ein Konservativer oder aber ein Liberaler war, scheint am besten zu beantworten zu sein, indem die Werke

---

<sup>55</sup> Mills, Sara. *Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis*. Tübingen u.a.: Francke 2007, S. 13.

<sup>56</sup> Mannheim, Karl: *Der Konservatismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003. Im Folgenden als: Mannheim 2003.

<sup>57</sup> Mannheim 2003, S. 52.

in ihrem ideengeschichtlichen Standort verortet werden, indem sie auf eine spezifische Wirkabsicht oder Pädagogik hin befragt werden und indem ihr diskursives Feld Berücksichtigung findet. Als diskursives Feld wird hier eine Reihe von Äußerungen und Gegenäußerungen betrachtet, die sich für eine spezifische Zeit, für das Umfeld Fontanes und schließlich konkret für den literarischen Text selbst identifizieren lassen.<sup>58</sup> Mit einer Betrachtung des diskursiven Feldes wird beispielsweise auch der Adressatenproblematik von Fontanes brieflichen Äußerungen Rechnung getragen. Denn der Dichter passte seine politischen Stellungnahmen durchaus seinem schriftlichen Gegenüber an.

Historische wie literarische Quellen werden herangezogen, um diskursive Verschränkungen zu identifizieren. Darunter fallen autobiographische Schriften, parlamentarische Mitschriften, Korrespondenzen und Tagebücher oder auch Denkschriften. Diese Quellen offenbaren unterschiedliche diskursive Strategien und reichern daher das Bild an. Dabei muss eine Deutung auf Basis der Quellen immer den historischen Gesamtkontext berücksichtigen.

Wissen und Wirklichkeit werden im Sinne der Diskursanalyse als Ergebnisse sozialer Konstruktionsprozesse verstanden. Akzeptiert man diese Prämisse kann man sich dem politischen Gehalt auch literarischer Texte nähern, indem nicht untersucht wird, welche vermeintliche Wirklichkeit sie abbilden, sondern welche Wirklichkeit in ihnen konstruiert wird.<sup>59</sup> Um auf solche Weise gewonnene Ergebnisse aber nicht ordnungslos und ohne Kontext einfach für sich bestehen zu lassen, ist es nötig sie jeweils in einen sozial-/ideen-/politikgeschichtlichen Kontext einzubetten. Daher sind für den Untersuchungsgang dennoch Grundbegriffe nötig, die zumindest jene fundamentalen Gemeinsamkeiten zwischen historischen und diskursiven Phänomenen erfassen, ohne die keine Verständigung möglich wäre. Reinhart Koselleck verbindet die

---

<sup>58</sup> Vgl. zum Begriff des diskursiven Feldes auch: Preisinger, Alexaner; Delormas, Pascale; Standke, Jan: Diskursforschung in der Literaturwissenschaft. In: Angermüller, Johannes et al. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. 2 Bde. Bielefeld: transcript 2014. S. 130-144. Hier: S. 136.

<sup>59</sup> Vgl. hierzu: Landwehr 2008. S. 21.

Untersuchung solcher Begriffe zugleich mit einer modernisierungstheoretischen Hypothese, die letztlich besagt, dass sich in diesen Begriffen die Auflösung der alten und die Entstehung der modernen Welt manifestiere.<sup>60</sup> Die Untersuchung fundamentaler Aspekte von Staatlichkeit sollte also durchaus in der Lage sein, die Frage nach der Darstellung des Wandels derselben näher zu bestimmen. Im Sinne der Forschungsfrage nach der Darstellung des Wandels von Staatlichkeit werden also zwei gesonderte theoretische Rahmen herangezogen. Der eine ist ideen- und politikgeschichtlich orientiert und fußt auf dem Konzept der Sattelzeit. Der zweite orientiert sich an Charakteristika des Konservatismus, wie Karl Mannheim sie herausgearbeitet hat. Untersucht werden soll, wie bzw. ob der Konservatismus als Ideensystem, das von einer gesellschaftlichen Elite als Reaktion auf die Bedrohung der eigenen Stellung und Weltsicht formuliert wurde, sich als solcher in Fontanes hier untersuchten Texten identifizieren lässt.

---

<sup>60</sup> Vgl. hierzu: Landwehr 2008. S. 32.



## **2 Diskurse um den Wandel von Staatlichkeit**

Die Frage nach dem Wandel von Staatlichkeit impliziert auch Fragen nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, also den Möglichkeiten der Behauptung des Einzelnen gegenüber den Wirkungen der geschilderten staatlichen Institutionen. Aber darüber hinaus und keineswegs zuletzt sind ideengeschichtliche Prozesse für die Entwicklung von Staatlichkeit von hoher Bedeutung. Und hier ist vor allem der Begriff der Volkssouveränität zu nennen. Für die Sattelzeit als Schwelle zwischen Früher Neuzeit und Moderne ist dieser Begriff von ungeheurer Relevanz. In den behandelten Texten, die in etwa die Periode der Sattelzeit abdecken, die wiederum selbst bis an die Publikationszeit der Texte heranreicht, ist letztlich der Wandel des Begriffs der Volkssouveränität der zentrale Diskurs. Das Widerstandsrecht, die Fragen der Heeresorganisation und deren Rückwirkung auf die Staatsverfassung, die Diskussion von Machtpolitik und anderem mehr – all dies ist mit diesem erstrangigen Prinzip verbunden.

Von den ideengeschichtlichen und materiellen Wandlungsprozessen der Sattelzeit ist auch das historische Denken selbst betroffen. Die altertümlich-mythische Auffassung einer zirkulären Zeit macht dem historischen Gedanken einer linear fortschreitenden Zeit Platz. Ins Normative gewendet, legt dies den Akteuren der Geschichte nicht nur die Pflicht zum Handeln auf, sondern es geht damit das moralische Postulat einher, auch das Richtige zu tun. Denn nur auf diese Weise kann aus einer bloßen Entwicklung der Geschichte auch Fortschritt werden. Franz J. Bauer stellt dies in den Kontext einer veränderten Fortschrittserfahrung selbst und formuliert, „daß das wesenhaft Neue der Zeit seit 1500 nicht mehr als einmaliger Akt der Veränderung erfahren wurde, sondern als dynamisch

fortwirkendes Prinzip.“<sup>61</sup> Dabei handelt es sich um die Beschreibung einer Wahrnehmung, die sich nach einer Beobachtung Reinhart Kosellecks seit der Mitte des 18. Jahrhunderts noch verstärkt zu haben scheint.<sup>62</sup>

Einen der zentralen Wandlungsprozesse dieser historischen Zeitphase lässt Leopold von Ranke mit der amerikanischen Unabhängigkeit beginnen:

„Dadurch, daß die Nordamerikaner, abfallend von dem in England gültigen konstitutionellen Prinzip, eine neue Republik schufen, welche auf dem individuellen Rechte jedes einzelnen beruht, trat eine neue Macht in die Welt.“<sup>63</sup>

Ranke verweist auf den weiten Kontext des Republikanismus mit Bürger- und Freiheitsrechten sowie die hiermit einhergehenden Implikationen für die verfassungsrechtliche Organisation von Staaten. Der einzelne Bürger und der Staat werden in einem neuen Verhältnis zueinander gedacht. Die Macht bei Ranke bezieht sich auch weniger auf die realpolitische Macht der Vereinigten Staaten von Amerika, als vielmehr auf die ideellen Grundlagen der amerikanischen Unabhängigkeit:

„Früher war es der König von Gottes Gnaden, um den sich alles gruppierte; jetzt tauchte die Idee auf, daß die Gewalt von unten aufsteigen müsse. Darin beruht der Unterschied zwischen den alten Ständen und den jetzigen neuen Ständen.“<sup>64</sup>

---

<sup>61</sup> Bauer, Franz J.: Das ‚lange‘ 19. Jahrhundert (1789 – 1917). Profil einer Epoche. Stuttgart:

Reclam. 2004. S. 19. Im Folgenden als: Bauer 2004.

<sup>62</sup> Koselleck, Reinhart: Wie neu ist die Neuzeit?. In: Historische Zeitschrift 251 (1991), S. 539 – 553. Vgl. auch: Koselleck, Reinhart: Neuzeit. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe. In: Studien zum Beginn der modernen Welt. Stuttgart: Klett-Cotta 1977, S. 264 – 299.

<sup>63</sup> Ranke, Leopold von: Über die Epochen der neueren Geschichte. [historisch-kritische Ausgabe, hrsg. v. Theodor Schieder]. München 1971. § 8: „Das Zeitalter der Revolution“, S. 415. Im Folgenden als: Ranke 1971.

<sup>64</sup> Ranke 1971, S. 417.

Dabei kann mit Blick auf die Veränderungen von einer „Duplizität der Wandlungsprozesse“<sup>65</sup> gesprochen werden. Dieter Langewiesche beschreibt diese Duplizität als Nebeneinander einer politisch-wirtschaftlichen Doppelrevolution des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Damit sei eine Entwicklungsphase eröffnet worden, „in der die ‚alte Welt‘ unterging und die ‚Moderne‘ entstand – ein unabgeschlossener Prozeß“.<sup>66</sup> Hans Freyer spricht für den Beginn des industriellen Zeitalters, also die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, von einer weltgeschichtlichen Zäsur erster Ordnung, die „an Größe vielleicht nur vergleichbar ist mit dem Übergang des Menschen zur Sesshaftigkeit am Anfang des neolithischen Zeitalters“.<sup>67</sup> Die hier beschriebene Fundamentalität des Wandels und dessen Geschwindigkeit verweisen auf ein oben erwähntes Charakteristikum in den Texten Fontanes, das ebenfalls mit den historischen Wandlungsprozessen korrespondiert. Es scheint nämlich nicht zufällig, dass die politische Deutung der Texte Fontanes offenkundig solche Schwierigkeiten bereitet, bedenkt man die sogenannte Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Ideen- und kulturgeschichtlich kann für das 19. Jahrhundert nämlich keineswegs von Homogenität gesprochen werden. Rationalismus und Romantik, Idealismus und Materialismus sowie andere Strömungen existieren parallel. Und nimmt man die Politik- und Staatengeschichte in den Blick, lässt sich das Jahrhundert kennzeichnen als die

„zentrale Passage der deutschen Geschichte auf dem Weg von der staatlichen Vielfalt des Alten Reiches zur nationalstaatlich-demokratischen Ordnung des Staates.“<sup>68</sup>

---

<sup>65</sup> Vgl. Bauer 2004, S. 22.

<sup>66</sup> Langewiesche, Dieter: Neuzeit, Neuere Geschichte. In: Fischer Lexikon Geschichte. Frankfurt, 1991, S. 386 – 406, hier S. 386.

<sup>67</sup> Freyer, Hans: Theorie des gegenwärtigen Zeitalters. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1967. S. 81. Zur wissenschaftspolitischen Verortung Freyers im Kontext der konservativen Revolution vgl.: Schulze, Winfried: Die deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München: Oldenbourg 1989, S. 254 – 265 sowie S. 281 – 301.

<sup>68</sup> Schulze, Winfried: Einführung in die Neuere Geschichte. Stuttgart: Ulmer 1996, S. 36.

Fontanes Erzähltexte zeichnen sich nun bekanntlich dadurch aus, dass ihnen in politischer Hinsicht oft ein Sowohl-als-auch attestiert wird.<sup>69</sup> Diese Vielstimmigkeit ist auch für die hier behandelten Texte charakteristisch. Die Poetik Fontanes als Autoren des Realismus trägt allgemein das Ihre dazu bei.<sup>70</sup> In Einzelfällen wie *Vor dem Sturm* postuliert Fontane gar eine spezifische Poetik und kennzeichnet den Roman mit dem Begriff des Vielheitsromans.<sup>71</sup> Hier wird dieses Phänomen aber vor allem vor dem Hintergrund des Wandels von Staatlichkeit betrachtet. Dieser Wandel zeigt sich literaturgeschichtlich bereits in einer Frage nach dem Begriff der vaterländischen Literatur. Christian Grawe schreibt dazu:

„Seit den antinapoleonischen Kriegen nehmen die Kategorien des Vaterlands und des Vaterländischen politisch und literarisch in großem Stile die Gegensätze von Partikularstaat und Nationalstaat, Absolutismus und Demokratisierung, zuletzt von Revolution und Konterrevolution in sich auf. Eine im Sinne des preußischen Patriotismus vaterländische Dichtung geriet deswegen gewollt oder ungewollt unweigerlich in dieses Spannungsfeld, wo sich die umstrittene Hegemonialstellung Preußens immer mehr zum Hauptkräftepol entwickelte. Die Urteilsbildung darüber wird von einem Wortgebrauch nicht erleichtert, der oftmals nur den Kontext zu erkennen gibt, ob das ‚größere‘, ‚gemeinsame‘ deutsche Vaterland oder das einzelstaatliche Gebilde gemeint ist, das seine eigenen, manchmal buchstäblich angestammten Rechte auf die hochgradig wertbesetzte Bezeichnung zur Geltung bringt.“<sup>72</sup>

In der Folge der Revolution von 1848 wurde das Preußische aber zunehmend mit dem Deutschen gleichgesetzt. Mit der Idee von einer preußischen Mission, die die nationale Einheit zum Ziel habe, trat Preußen

---

<sup>69</sup> Erlen, Gotthard: Theodor Fontane. In: Étienne, Francois; Schulze, Hagen (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 1. München: Beck 2001, S. 242-253, hier: S. 246.

<sup>70</sup> Vgl.: Aust, Hugo: Theodor Fontane. "Verklärung". Eine Untersuchung zum ideengeschichtlichen Gehalt seiner Werke. (Bonner Arbeiten zu deutschen Literatur. Hrsg. v. Benno von Wiese, Bd. 26). Bonn: Bouvier 1974. Im Folgenden als: Aust 1974.

<sup>71</sup> Sprengel, Peter: Geschichte der deutschsprachigen Literatur. 1870 – 1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende. (Zugleich Bd. IX, 1: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Begr. v. Helmut de Boor und Richard Newald). München: Beck 1998, S. 160f. Im Folgenden als: Sprengel 1998.

<sup>72</sup> Grawe, 1990. S. 147.

Vgl. auch: Wruck, Peter: Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers. Bemerkungen zum schriftstellerischen Sozialverhalten. In: Fontane Blätter, 44 (1987), S. 644-667, hier S. 650.

vor allem als vaterländische Macht auf. So kann Grawe resümieren: „Der vaterländische Roman ist daher der preußische Roman“.<sup>73</sup>

Fontane war als realistischer Autor darum bemüht, die Welt literarisch einzufangen – seine Welt ist diejenige der Sattelzeit, einer Zeit des Nebeneinanders von Überlebtem und Neuem. Beispielsweise wird in *Vor dem Sturm* die Pluralität der für die Sattelzeit charakteristischen Diskurse von Fontane kunstvoll arrangiert: Unterschiedlichste Gesinnungen des 18. und 19. Jahrhunderts, des Feudalismus’ und der Aufklärung, des erwachenden Nationalismus oder des Absolutismus und der Volkssouveränität und anderem mehr werden augenfällig. Die Tante Amelie steht für die Welt des Ancien Regime, der bürgerliche Dichter Hansen-Grell steht für den Nationalgedanken ein und Berndt mit Lewin neigen zum Schluss gar einer zu, in der Adel und Bürgerliche einander ohne Standesvorurteile betrachten. Typische Diskurse der Sattelzeit werden dargestellt und in spezifischer Weise zueinander in Beziehung gesetzt. Aber darüber hinaus besteht ein diskursives Geflecht, das über die Handlungszeit der behandelten Texte hinausweist, damit also auch über den Aspekt der historischen Rekonstruktion, und auf die Publikationszeit der Texte zielt. Damit ist exemplarisch eben jene Situation arrangierter Diskurse zwischen historischer Rekonstruktion und politischer Aktualisierung angerissen, die offenbar für viele Interpreten problematisch ist. Die Problematik zeigt sich unter anderem in der Beschreibung des amerikanischen Soziologen Thorstein Veblen zur Gründungskonstellation des Deutschen Reiches hinzu:

„In eine 1867/71 nur zum Teil institutionell umgebaute, weithin noch traditionale, jedenfalls von vorindustriellen Eliten beherrschte Gesellschaft drang mit damals beispielloser Geschwindigkeit die fortgeschrittenste Technologie des Westens ein und beschleunigte die soziale Veränderung. Wie die Repräsentanten der traditionellen Gesellschaft auf diesen sozial-ökonomisch-politischen Strukturwandel in den folgenden fünfzig Jahren reagiert und wie ihre Gegenspieler gehandelt haben, das stellt ein Zentralthema der Reichsgeschichte dar.“<sup>74</sup>

---

<sup>73</sup> Grawe 1990, S. 148.

<sup>74</sup> Zitiert nach: Wehler, Hans-Ulrich: Das deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen:

Dabei ist insbesondere auch der hier angesprochene nur teilweise Umbau der Institutionen von hoher Bedeutung für Fontanes Werk. Ulrich Scheuner stellt heraus, dass sich ab 1870 das Preußenbild rasant zu wandeln beginnt und Preußen zunehmend in den Ruf erstarrter Gesinnungen und Einrichtungen gerät.<sup>75</sup> Und Ernst Wolfgang Böckenförde kennzeichnet die preußische Verfassung als Werk, in dem sich geradezu die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen manifestierte:

„In der Forschung spielt die Frage nach dem spezifischen Charakter der preußischen Verfassung, wie sie sich vor allem in ihrer Ausgestaltung von 1850 zeigt, bis heute eine wichtige Rolle. Habe es sich beim preußischen Konstitutionalismus um eine eigenständige politische Form neben Absolutismus und Parlamentarismus gehandelt, wie Ernst Rudolf Huber meint oder sind vielleicht bereits die Oppositionen der Frage falsch formuliert, wie bereits Carl Schmitt vermutete, der das Wesentliche der konstitutionellen Monarchie in ihrem Charakter als Zwischenzustand ausmachte und den eigentlichen politisch-verfassungsmäßigen Gegensatz des 19. Jahrhunderts in der Opposition von preußischem Soldatenstaat und bürgerlichem Verfassungsstaat sah – wobei Schmitt den Soldatenstaat als unterlegenen sah.“<sup>76</sup>

Nach Böckenförde enthält die Diskussion dieser Forschungsfrage zugleich die Frage nach dem Selbstverständnis der eigenen politisch-nationalen Verfassungsentwicklung und der politisch-sozialen Grundverfassung des 19. Jahrhunderts überhaupt. Eine der zentralen Fragen in der Folge der Französischen Revolution war die Frage nach der Stellung des Heeres zu Staat, Gesellschaft und Parlament. Diese Frage aktualisierte sich jeweils zu Beginn der Befreiungskriege<sup>77</sup> und mit der zunehmenden Konstitutionali-

---

Vandenhoeck & Ruprecht 1988, S. 19. Im Folgenden als: Wehler 1988.

<sup>75</sup> Scheuner, Ulrich: Der Staatsgedanke Preußens. In: Otto Büsch und Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Moderne Preußische Geschichte. Eine Anthologie. Bd. 1. Berlin: de Gruyter 1981, S. 26-75. Hier S. 44. Im Folgenden als: Scheuner 1981.

<sup>76</sup> Böckenförde, Ernst-Wolfgang: Der Verfassungstyp der deutschen konstitutionellen Monarchie im 19. Jahrhundert. In: Böckenförde, Ernst Wolfgang (Hrsg.): Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914). [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981. S. 146-170. Hier S. 146 f.  
Im Folgenden als: Böckenförde: Verfassungstyp.

<sup>77</sup> Zur Begriffsgeschichte von Befreiungskriege und Freiheitskriege sowie deren Verwendung in der Geschichtswissenschaft vgl.: Büsch, Otto; Neugebauer, Wolfgang: Handbuch der preußischen Geschichte. Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter 1992. S. 50.

sierung Preußens auch wieder in den 1860er Jahren vor dem Hintergrund der Roonschen Heeresreform sowie schließlich im Kaiserreich im Kontext der Militarismusdebatte.<sup>78</sup> Wehler schlägt den Bogen von der Heeresverfassung Preußens zur Heeresverfassung des Deutschen Reichs:

„Das Heer der konstitutionellen Monarchie war Königsheer, nicht Parlamentsheer. Für die deutsche konstitutionelle Monarchie sind hier vor allem die Verhältnisse in Preußen entscheidend geworden, die auch die Heeresverfassung des Reichs maßgeblich bestimmt haben.“<sup>79</sup>

Wenn nun beispielsweise Ranke davon spricht, dass jede historische Epoche „ihre besondere Tendenz und ihr eigenes Ideal“ habe sowie von „leitenden Ideen“ und „herrschenden Tendenzen“ beeinflusst sei,<sup>80</sup> erscheint die Frage des bayerischen Königs Max II., was man denn als die leitenden Tendenzen des 19. Jahrhunderts benennen könne,<sup>81</sup> nur als folgerichtig. Ranke antwortet darauf:

„Ich würde als die leitende Tendenz unserer Zeit aufstellen: die Auseinandersetzung beider Prinzipien, der Monarchie und der Volkssouveränität.“<sup>82</sup>

Einer jüngeren Generation entstammend, gleichwohl noch im 19. Jahrhundert verwurzelt, bezeichnet Ernst Troeltsch die „Idee des souveränen Staates“ und die „Logik des Machtstaatsgedankens“ als zentral, benennt aber auch den Kapitalismus und die aus ihm resultierende „Konstruktion des ganzen Daseins aus wirtschaftlichen Gesetzen“.<sup>83</sup> Wenn

---

<sup>78</sup> Selbst ein konservativer Historiker wie Gerhard Ritter erkennt in der Folge von 1866 und 1871 einen gesamteuropäischen Militarisierungsprozess. Vgl.: Ritter, Gerhard: Staatskunst und Kriegshandwerk. München: Oldenbourg 1960. S. 115.

<sup>79</sup> Böckenförde: Verfassungstyp, S. 152.

<sup>80</sup> Ranke 1971, S. 60 f., 66.

<sup>81</sup> Ranke 1971, S. 60.

<sup>82</sup> Ranke 1971, S. 441.

<sup>83</sup> Troeltsch, Ernst: Das Wesen des modernen Geistes. In: Troeltsch, Ernst: Gesammelte Schriften, Bd. 4: Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie, Tübingen 1925, S. 297 – 338, hier S. 303-305 und 308 – 310.

hier bei Troeltsch die Spannung widerstreitender Prinzipien nicht benannt wird, wird sie bei Hans Mommsen wieder deutlich, der von einer

„Dichotomie von ‚Revolution und Tradition‘, de[m] Spannungsbogen von ‚revolutionärem Umbruch und fortwirkender, evolutionär sich umschaffender Tradition“<sup>84</sup>

spricht. Wie konfliktträchtig der Gehalt dieser Tendenzen mit ihren beiden antagonistischen Prinzipien ist, hat Fontane in seinen Texten aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Schließlich hatte sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts auch zunehmend eine politische Öffentlichkeit herausgebildet. Für das Kaiserreich betont Ernst Rudolf Huber die öffentliche Strahlkraft der Reichstagsdebatten:

„Das wache Interesse, mit dem die öffentliche Meinung diese Debatten verfolgte, machte den Reichstag zu einem wirklichen Forum der Nation.“<sup>85</sup>

Beispielsweise Fontanes Korrespondenz mit Ludwig Pietsch zwischen März 1872 und Juni 1898 bezeugt den regen Anteil, den der Dichter an den politischen Fragen der Zeit nahm. Pietsch verfasste in den siebziger Jahren Bericht über die Reichstagsdebatten und schrieb später anonym über die innenpolitischen Standpunkte Rudolf Virchows und Eugen Richters.

Den Ort oder die Träger der Modernität benennen zu wollen, erweist sich dabei für die Forschung als schwieriges Unterfangen. So resümiert Bauer die jüngeren Ergebnisse der Bürgertumsforschung:

„Aber gegen die Annahme eines faktischen Modernitätsmonopols der staatlichen Funktionseliten wurden in letzter Zeit von einer empirisch immer

---

<sup>84</sup> Bauer 2004, S. 29.

<sup>85</sup> Huber, Ernst Rudolf: Die Bismarcksche Reichsverfassung im Zusammenhang der deutschen Verfassungsgeschichte. In: Böckenförde, Ernst-Wolfgang (Hrsg.): Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914). [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981, S. 171-207. Hier S. 190. Im Folgenden als: Huber 1981.



breiter und intensiver werdenden Bürgertumsforschung mancherlei Einwände vorgebracht. Vielmehr sei es doch die Stadt gewesen, in der die Entstehung der bürgerlichen Welt ihren historischen Ort hatte.<sup>86</sup>

Diese jüngeren Forschungsergebnisse korrespondieren mit den Positionen liberaler Historiographen des 19. Jahrhunderts. Sie schlagen eine Verbindung über die Antike zu einer Spielart des Republikanismus, der sich aus dem Kommunalismus speist. In ihrer Lesart habe die Stadtgemeinde nach dem Muster der antiken Polis als autonome Grundeinheit des politischen Lebens und der Gesellschaft schlechthin gegolten. Vor diesem Hintergrund wird es im folgenden Kapitel zu *Grete Minde* um die Frage gehen, wie es um das Verhältnis von Stadt und Staat in dieser Novelle bestellt ist.

## 2.1 Stadt und Staat: Rat und bürgerliche Welt in *Grete Minde*

Unmittelbar nach seinem ersten Romanprojekt nimmt Fontane die Arbeit an der historischen Novelle *Grete Minde* auf, die er neben weiteren Projekten parallel zu *Schach von Wuthenow* ausführt. Diese Arbeit bezeichnet er in einem Schreiben an Paul Lindau vom 6. Mai 1878 noch als „ein Sitten- und Charakterbild aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege“<sup>87</sup>.

Das 17. Jahrhundert selbst schließlich ist geprägt durch den Dreißigjährigen Krieg als zentrale Zäsur. Er ist durch seine besonderen Verwüstungen in das Kollektivgedächtnis der Deutschen eingegangen.<sup>88</sup> Dass Fontane von seinen ersten Konzeptionen der Erzählung,<sup>89</sup> nach denen sie um 1660 in Salzwedel spielen sollte, also nach dem Krieg und damit in einer Phase allgemeiner Not und zerstörter Ordnung, abgerückt ist und sie stattdessen

---

<sup>86</sup> Bauer 2004, S. 68 f.

<sup>87</sup> Zitiert nach: Theodor Fontane: *Grete Minde - Erläuterungen und Dokumente*, hrsg. von Frederick Betz. Stuttgart: Reclam 1986, S. 33. Im Folgenden als: Betz 1986.

<sup>88</sup> Schmidt, Georg: *Der Dreißigjährige Krieg*. 7. Auflage. München: Beck 2006, S. 116.

<sup>89</sup> Vgl. Grawe/Nürnberger 2000, S. 511.

an deren Vorabend verlagert hat, zeigt bereits in aller Deutlichkeit, dass der historische Kontext von besonderer Bedeutung ist. Christian Grawe führt in seinem Überblick zum Text im Fontane-Handbuch aus:

„Es liegt ihm [sc. Fontane, T. L.] offensichtlich nicht daran, eine Verbrecherin darzustellen, sondern zu zeigen, wie eine familiäre und gesellschaftliche Konstellation Aggression, Wahnsinn und Asozialität erzeugt.“<sup>90</sup>

Die Novelle endet mit dem Brand Tangermündes 1617 – und damit, darauf wird zurück zu kommen sein, genau 100 Jahre nach dem Anschlag von Luthers 95 Thesen. Grete kommt bei dieser Feuersbrunst ums Leben und wird nicht, wie tatsächlich geschehen, 1619 zum Tode verurteilt. Fontane weicht damit von den historischen Tatsachen ab. Dies unterstreicht nochmals den Bezug auf die Epoche des Dreißigjährigen Krieges. Denn der Krieg brach 1618 aus und hätte Fontane sich an den historischen Ablauf gehalten, wäre er mit seiner Schilderung in eben diese Epoche hineingeraten.

Ende April und nochmals Anfang Juli 1878 reist Fontane zum Studium des Schauplatzes der Novelle nach Tangermünde, das er aber bereits auch von zumindest einem früheren Aufenthalt in den 1850er Jahren her kannte. Der Untertitel *Nach einer altmärkischen Chronik* betont zweierlei. Zum einen verweist er auf das Historisch-Faktische<sup>91</sup> und unterstreicht damit einen, wenn auch durch das „nach“ relativierten, Geltungsanspruch. Damit steht die Erzählung von Anfang an in der Polarität von Sachtext und literarischem Werk. Das „nach“ benennt damit ein spezifisches Verhältnis des Autors zum vermeintlich Historisch-Faktischen, das auch Fontanes anderen historischen Erzähltexten eigen ist: Es bedarf der dichterischen Ausdeutung, damit die Bedeutung des Historischen sichtbar wird. Die Zahlen und Fakten sind in dieser Lesart nicht mehr als ein Skelett. Zum anderen handelt es sich nicht um irgendeine Chronik, sondern um eine

<sup>90</sup> Grawe/Nürnberg 2000, S. 511.

<sup>91</sup> Zu Fontanes Quellen- und Geschichtsstudien für die Arbeit an *Grete Minde* vgl.: Fontane, Theodor: *Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik.* (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 3, bearbeitet von Claudia Schmitz). Berlin: Aufbau-Verlag 1997, Anhang, S. 123.

„altmärkische“. Damit betont also bereits der Untertitel den historisch-ausdeutenden und den besonderen regionalen Charakter der Novelle.

Im Gegensatz zu *Vor dem Sturm* und *Schach von Wuthenow* spielt die Erzählung nicht in einem adeligen Umfeld, es gibt nicht einmal einen adeligen Protagonisten, sondern in dem gänzlich bürgerlichen Kontext einer frühneuzeitlichen Stadt. Doch die Lektüre macht unter der Perspektive dieser Untersuchung schnell deutlich, dass es bei diesem Befund nicht bleiben kann. Mit der Stadt hat es in Hinblick auf die Entwicklung moderner Staatlichkeit seine besondere Bewandnis und ein bürgerliches Gemeinwesen des späten 19. Jahrhunderts, also der Publikationsgegenwart des Textes, unterscheidet sich in nicht geringem Maße von einer Stadt wie Tangermünde zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Mit der Stadt der Frühen Neuzeit verbinden sich spezifische historische Assoziationen. In Hinblick auf die alten Städte ist einerseits die Formel „Stadtluft macht frei“ ins Kollektivgedächtnis eingegangen.<sup>92</sup> Andererseits blieben der Reichtum und die Macht des städtischen Patriziats im Gedächtnis. Dass beim Begriff des Patriziats die Vorstellungen von Bürgerlichkeit gewissen Besonderheiten unterliegen, wird deutlich werden.

Rainer Koch stellt in einem Aufsatz heraus, dass die Stadtgemeinde einerseits und der Staat andererseits zentrale Bezugspunkte in den Debatten des Liberalismus im 19. Jahrhundert waren. Dazu formuliert er:

„In kaum einem anderen Thema der Jahrzehnte zwischen den preußischen Reformen und der Reichsgründung finden sich die Kontroversen um nationale Einheit, persönliche Freiheit, industrielle und soziale Zukunft so gebündelt, wie in dem brennend wirkenden Streit um die Bezüge zwischen traditionaler Bürgergesellschaft und nationalem Staatsbürgertum.“<sup>93</sup>

Damit aber werde, erläutert er weiter, das Problem eines lokal bzw. eines

---

<sup>92</sup> Wenngleich dies einen gewissen Anachronismus beinhaltet, denn 1231/32 wurde dieses Recht durch das *Statutum in favorem principum* Friedrichs II. zugunsten der Fürsten wieder aufgehoben.

<sup>93</sup> Koch, Rainer: Staat oder Gemeinde? Zu einem politischen Zielkonflikt in der bürgerlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts, in HZ 236 (1983), S. 73-96.  
Im Folgenden als: Koch 1983.

zentral orientierten Politikbegriffs in einen größeren Zusammenhang gestellt. Vor diesem politikgeschichtlichen Hintergrund lässt sich *Grete Minde* als Kommentar verstehen. Die spezifischen Bedingungen der Not der Heldin stehen damit in einem Kontext der politischen Verfasstheit des Gemeinwesens und seiner Bezugspunkte: der bürgerlichen Stadtgemeinde und dem (National-)Staat.

Mit der Inschrift an der Rückwand des Rathauses werden zentrale Aspekte der Novelle auf den Punkt gebracht:

„Hastu Gewalt, so richte recht, / Gott ist dein Herr und du sein Knecht; / Verlaß dich nicht auf dein Gewalt, / Dein Leben ist hier bald gezahlt. / Wie du zuvor hast ,richtet mich, / Also wird Gott auch richten dich; / Hier hastu du gerichtet nur kleine Zeit, / Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.“<sup>94</sup>

Der erste Teil benennt den Grundkonflikt des Romans. Sozial, aber auch politisch als Ratsherr, befindet sich Gerdt gegenüber seiner Halbschwester Grete Minde in einer überlegenen Machtposition. Dabei verlässt er sich ganz auf seine Gewalt als Familienvorstand, Ratsherr und schließlich auch Mann. Die topische Mahnung, dass Recht auch gerecht sein müsse, hier unter christlichem Gesichtspunkt, schließt den ersten Teil der Inschrift. Der zweite Teil ist eine kausal orientierte Vorausdeutung auf das Jenseits, in das die Sühne weltlicher Schuld gewissermaßen verschoben wird.

Grete lebt im Haus der Patrizierfamilie Minde, über die es heißt: „Denn die Mindes waren das älteste Geschlecht und das vornehmste, wirkliche Kaufherren, und seit Anbeginn im Rate der Stadt.“<sup>95</sup> Im Verlaufe der Geschichte verstirbt jedoch ihr Vater und sie bleibt mit ihrem habgierigen Halbbruder und ihrer ebenso veranlagten Schwägerin zurück. Diese erfüllt, wie in der Beschreibung ihrer Kleidung sichtbar wird, die klassischen Anforderungen bürgerlicher Repräsentation, „denn sie war in Staat, in hoher Stehkrause und goldener Kette“<sup>96</sup>. In scherzhaftem Ton spricht Emrentz von

---

<sup>94</sup> GBA , GM, S. 109.

<sup>95</sup> GBA , GM, S. 41.

<sup>96</sup> GBA , GM, S. 11. Hier ist auch auf den nahen Bedeutungskomplex von „im Staat sein“ im Sinne prunkvoller Kleidung und dem politischen Staat zu verweisen, vgl.: Bönsch,

ihrer Vorgängerin und ersten Frau des Ratsherren Zernitz als „einer steifen und langweiligen Frau, von der sie lachend als von ihrer ‚Vorgängerin im Amt‘ zu sprechen pflegte.“<sup>97</sup> Damit spielt sie einerseits auf die Haltung gegenüber der Ehe an, die sich im Rahmen des bürgerlichen Normengefüges eben als langweilig und steif darstellt und die mehr einer Institution oder in ihren Worten eben einem Amt anstatt einer familiären Fürsorgegemeinschaft gleicht. Andererseits betont diese Ausführung aber auch den Unterschied zu ihrer Freundin und Gretes Schwägerin Trud. Diese verhält sich offensichtlich ebenso wie Zernitz’ erste Frau. Und Emrentz ist es auch, die meint, sie und Trud müssten gegenüber Grete „billig und gerecht“ sein „[...] und dürfen nicht viel fordern. Hineingeheirathet haben wir uns.“<sup>98</sup>

Grete lebt mit einem Gefühl des Eingemauertseins im Mindeschen Haus und träumt gemeinsam mit Valtin „von einem Thal, das tief in den Bergen läg, und der Sturm ginge darüber hin, und wäre kein Krieg, und die Menschen liebten einander.“<sup>99</sup> Damit wird relativ früh in der Erzählung herausgestellt, dass Grete in ihrer sozialen Situation eine Art Kriegsempfinden hat. Und in der Tat begegnet ihre Schwägerin ihr mit Lieblosigkeit und Abneigung und so heißt es auch über sie: „Neid und Mißgunst zehrten an ihrem Herzen.“<sup>100</sup> Und auch außerhalb der Familie wird der Kontrolldruck hervorgehoben. Grete fürchtet sich vor dem lutherischen Pfarrer Gigas, der „einen so durch und durch“<sup>101</sup> sehe. Damit wird darauf angespielt, dass er in Zeiten konfessioneller Spaltung eine Art Glaubenspolizei darstelle. Gigas, der die Kinder auch unterrichtet, sei eben nur dann gut zu einem, wenn man nicht katholisch oder kalvinistisch sei. Kirche und Schule erscheinen somit als Instanzen sozialer Überwachung.

Und die Atmosphäre erweist sich tatsächlich als bedrückend: Als Grete nach einem Brand beim Puppenspiel ohnmächtig wird, heißt es über Truds

---

Annemarie: Formengeschichte europäischer Kleidung. 2. Auflage. Wien: Böhlau 2011, S. 117-146.

<sup>97</sup> GBA, GM, S. 11.

<sup>98</sup> GBA, GM, S. 13.

<sup>99</sup> GBA, GM, S. 50.

<sup>100</sup> GBA, GM, S. 10.

<sup>101</sup> GBA, GM, S. 26.

Gedanken: „War sie todt? Es war oft ihr Wunsch gewesen [...]“<sup>102</sup>. Und in einer offenen Rede Valtins, bezeichnenderweise im Wald und während sie die Orientierung verloren haben, spricht Valtin davon, dass sie „eigentlich“ kein Zuhause haben und schlägt eine Brücke zwischen den Bedingungen der Stadt und ihrer familiären Sphäre:

„Nein, Grete, *nicht* in die Stadt und *nicht* nach Haus [Hervorhebungen im Original, T. L.], lieber weit, weit fort, in ein schönes Thal, von Bergen eingeschlossen, und oben weiß von Schnee und unten bunt von Blumen  
...“<sup>103</sup>

Auch das Mindesche Haus erweist sich durch seine Beschreibung als sprechend. Während die Familienbilder als „grün verhangen“ geschildert werden, die stolze Vergangenheit also zum Schutz vor Staub nur noch zu Repräsentationszwecken hervorgeholt wird, sich als fast schon völlig entrückt darstellt, dringt in andere Zimmer des Hauses „keine Sonne“.<sup>104</sup> Zudem bewohnt Grete die Giebelstube,<sup>105</sup> die klassischerweise der Wohnort des Personals oder der Dienstmagd ist und tatsächlich spricht auch Valtin von ihrer Situation: „als wär’st Du die Magd im Haus“<sup>106</sup>. Damit wird sogleich ihre Stellung als eine Waise ohne Macht deutlich. Zusätzlich markiert dies aber auch die ökonomische Lage Grete Mindes. In Zusammenhang mit Gretes Not- bzw. Abhängigkeitssituation ist die Szene um die Spinnerinnen bei der Arbeit vielsagend:

„Ihr war so weh. Endlich sagte sie: „Laß uns gehen, Valtin. Ich weiß nicht, was es ist. Aber das fühl ich, daß ich hier auch stehen und die Hände rühren und singen möchte. [...] Es ist alles so frei und lustig hier, und wenn ich hier mitstünd’, ich glaube, da verwehte manches, was mich quält und drückt.“<sup>107</sup>

---

<sup>102</sup> GBA , GM, S. 22.

<sup>103</sup> GBA , GM, S. 37.

<sup>104</sup> GBA , GM, S. 11.

<sup>105</sup> GBA , GM, S. 24.

<sup>106</sup> GBA , GM, S. 59.

<sup>107</sup> GBA , GM, S. 48.

Die finanzielle Unabhängigkeit der Spinnerinnen trotz gänzlich anderer finanzieller Möglichkeiten erscheint Grete als verlockend und führt ihr vor Augen, dass sie zwar den Status ihrer Familie, eines alten Ratsherrengeschlechtes, hat, sie aber zugleich einen sehr hohen Preis dafür zahlt.

Auf dem Höhepunkt der Eskalation erhebt Trud die Hand gegen Grete und übt sozialen Druck aus: „die Stadt wird es bald genug erfahren“<sup>108</sup>. Sie rückt Grete in mehrfach schlechtes Licht, wenn sie ihr neben Hochmut und Faulheit, auch noch eine fremde und vermeintlich niedrige Herkunft ihrer Mutter vorwirft – ganz zu schweigen von dem Verdacht des katholischen Herzens. Damit ergibt sich eine ganze Liste an Eigenschaften, die Grete der lutherischen Stadtgemeinschaft entfremden. Fontane zeigt hier den heftigen sozialen Homogenisierungsdruck einer Stadtgemeinschaft, der schließlich dazu führt, dass Lieblosigkeit einerseits, aber auch der permanente diskursive Ausschluss andererseits bei Grete zu einer „verwilderte[n] Seele“<sup>109</sup> führen. Grete erlebt ihre Situation als existenziell bedrückend: „Es tödtet mich, daß mich Niemand liebt.“<sup>110</sup>

Die Flucht soll es schließlich ermöglichen, in Lübeck eine bürgerliche Existenz mit Heirat und Erwerbsarbeit zu begründen. Dieser Versuch ist jedoch ein Fehlschlag auf ganzer Linie, wiederholen sich doch offensichtlich die Zwänge, die Valtin und Grete bereits aus Tangermünde fliehen ließen: ein ihnen in Hinblick auf die sozio-ökonomischen Machtbasis überlegener Patriziersohn, der es sich ‚leisten‘ kann, den gesellschaftlichen Ehrenkodex zu verletzen, macht Grete einen unmoralischen Antrag.

Dass ihre Flucht das richtige Mittel nicht sein kann, offenbart bereits deren Verlauf. Sie stehen nun außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung und des Schutzes des städtischen Sozialgefüges. Zuerst müssen sie sich böhmischen Flößern und schließlich einer Schaustellertruppe anschließen – jeweils gesellschaftlichen Randgruppen<sup>111</sup>, wobei Valtin und Grete erstere

---

<sup>108</sup> GBA, GM, S. 67.

<sup>109</sup> GBA, GM, S. 68.

<sup>110</sup> GBA, GM, S. 51.

<sup>111</sup> Hippel, Wolfgang von: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der frühen Neuzeit. 2.

sogar in Verdacht haben, sie ausrauben zu wollen. Schließlich heißt es also: „[...] Ach, immer fliehen! Auch noch auf der Flucht eine Flucht.’ Und er seufzte leise.“<sup>112</sup>

Der Fluchtanlass wird von der Problematik des Erbrechts jener Epoche flankiert, die die Novelle ebenfalls historisch korrekt im Sinne einer zunehmenden Heterogenisierung der Stadtgemeinschaften erfasst. In den Städten kam es zunehmend zu einer Vermischung verschiedener Bevölkerungsgruppen. Menschen unterschiedliche Stände, anderer landesrechtlicher Kreise und dergleichen mehr kommen nun im städtischen Raum zusammen. Dies musste „traditionale Regeln der Güterzuordnung in Verwandtschaft und Familie fraglich erscheinen lassen“ und galt auch insbesondere für schnell wachsende Städte wie Lübeck oder jene der Siedlungsbewegung.<sup>113</sup> In der Konsequenz bedeutete dies auch für Städte wie Tangermünde, die dem Kreis des Magdeburger Rechts unterlagen, eine „große Vielzahl tatsächliche Güter- und erbrechtlicher Regeln – gerade hier gilt der Satz „Willkür bricht Landrecht““<sup>114</sup>. Dem Rat, der also zugleich Gerichtsgremium war, kam damit eine nicht unbedeutende Machtstellung zu.

Diese Problematik wird zusätzlich dadurch unterstrichen, dass die Forschung in eben jenen Kontext auch den gängigen Begriff des Patriziats problematisiert, denn es

„weckt der Ausdruck doch leicht falsche Assoziationen einer weitgehenden ständischen Verfestigung. Eine solche aber gab es in den meisten Städten nicht. Vielmehr handelt es sich eher um einen Klüngel von Familien, die sich durch Einführung der Kooptation den Zugang zum Rat gesichert haben.“<sup>115</sup>

---

Auflage. München: Oldenbourg 2013, S. 37.

<sup>112</sup> GBA, GM, S. 79.

<sup>113</sup> Bader, Karl S.; Dilcher, Gerhard: Deutsche Rechtsgeschichte. Land und Stadt –

Bürger und Bauern im Alten Europa. (Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften, hrsg. v. H. Albach et al.). Heidelberg u. a.: Springer 1999, S. 663 f. Im Folgenden als: Bader/ Dilcher 1999.

<sup>114</sup> Bader/ Dilcher 1999, S. 664.

<sup>115</sup> Bader/ Dilcher 1999, S. 557.



Die einflussreichen Familien der Städte betreiben also im besten Sinne Interessenpolitik und die Forschung stellt dies auch deutlich heraus. Als charakteristisch für das Magdeburger Recht gilt zudem, dass es „das Votum der Oberschicht bei der Rechtsfeststellung“<sup>116</sup> bekräftigt. Damit ist für Grete Minde das zentrale Problem in Hinblick auf die Rechtsfindung auf den Punkt gebracht: Die Bürgerschaft erweist sich gerade nicht als Ort des Rechts für freie und gleiche Stadtbürger. Dies ist von besonderer Relevanz vor dem Hintergrund des Aktualisierungspotenzials. Als Ort der Freiheit erweist sich nicht der durch das städtische Patriziat beherrschte Rat. Wie bereits erwähnt, verspürt Grete im Bürgerhaus der Mindes eine starke Enge. Gleiches gilt aber auch für die Stadtmauern und das Rathaus. Dass dies nicht auf Tangermünde oder die Besonderheiten des Magdeburger Rechtsraums begrenzt ist, zeigt die Lübecker Episode, die uns in Retrospektive berichtet wird. Auch ist es der Sohn eines Lübecker Ratsmannes, der meint, infolge der besonderen Stellung seiner Familie, die sonst herrschenden bürgerlich-ständischen Ehr-Kodizes umgehen zu können, obgleich der Leser nicht viel mehr erfährt als: „Er dacht’ eben, er dürf’ es Dir ansinnen, weil wir arm waren, und er reich und eines Rathsherrn Sohn.“<sup>117</sup> Es ist somit alles andere als unbedeutend, wenn Grete sich ausgerechnet auf ihren Ausflügen zur Burg und im Bereich der Burgfreiheit besonders gelöst fühlt, sind dies doch gerade jene Orte, die nicht den städtischen, sondern den landesherrlichen Regularien unterworfen sind.

Doch wie ist dies nun zu deuten? Handelt es sich mithin um ein reaktionäres anti-bürgerliches und adliges Plädoyer? Erweist sich das städtische Bürgertum respektive das Patriziat als der schlechtere oder in einer wohlwollenden Lesart zumindest als ebenso schlechter Adel? Hier soll eine andere Deutung angeboten werden, die eine der zentralen politischen Diskussionen des 19. Jahrhunderts aufnimmt. Denn berücksichtigt man die oben geschilderten Aspekte der Geschichte, kreist die Erzählung um die Frage, ob der historische Ursprung des städtischen Gemeinwesens überhaupt einen Ansatzpunkt für eine vernünftige politische Ordnung der

---

<sup>116</sup> Bader/ Dilcher 1999, S. 635.

<sup>117</sup> GBA , GM, S. 87.

Zukunft darstellen kann. Bader und Dilcher verweisen darauf, dass die Ratsverfassung seit dem 16. Jahrhundert zunehmend in die Krise kommen musste, insofern sie die sich wandelnden Machtverhältnisse der Stadt nicht mehr repräsentierte.<sup>118</sup> Ein wesentlicher Faktor hierfür lag wie bereits angesprochen auch darin, dass die lokalen Eliten vor allem auf ihre eigenen Vorteile schauten.

In *Grete Minde* zeigt sich das beispielsweise darin, dass das Recht gebeugt oder zumindest nicht angewendet wird, um Grete ihr rechtmäßiges Vermögen vorzuenthalten. Dabei wird überraschender Weise selbst im Band *Grete Minde* der Großen Brandenburger Ausgabe fälschlicherweise ausgeführt: „Im Gegensatz zu Gerdts Mutter [...] war Gretes Mutter wohl arm.“<sup>119</sup> Dabei betont selbst Trud in einem entscheidenden Moment der Geschichte, dass sich durch Gretes Mutter das Vermögen der Familie verdoppelt habe.<sup>120</sup> Auch als Grete sich entscheidet, um Wiederaufnahme in das Haus ihres Halbbruders zu bitten, erscheint erneut das bereits oben erwähnte und in der Novelle so präzise Motiv der Magd. Valtin rät ihr zu einer Geste gänzlicher Unterwerfung, die deutlich feudaler als stadtbürgerlich anmutet:

„Grete, dann sag auch, du kämest, um wieder gutzumachen, was du getan, und sie sollte dich halten als ihre Magd.[...] Und dann mußt du niederknien, nicht vor ihr, aber vor deinem Bruder Gerdt. Und er wird dich aufrichten ...“<sup>121</sup>

Es ist keineswegs unwesentlich, dass Grete sich den sozialen Gepflogenheiten zuvorderst unterwirft. Sie scheinen eine weitaus größere Wirkmacht zu entfalten, als es das Recht tut. Mit jener typischen und ihr von Valtin geratenen Geste der Unterwerfung kniet sich Grete vor Gerdt. Es ist sicher kein Zufall, dass Grete Gerdt beim Aktenstudium antrifft, „dessen

---

<sup>118</sup> Bader/ Dilcher 1999, S. 561.

<sup>119</sup> Theodor Fontane: *Grete Minde*. Nach einer altmärkischen Chronik. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 3, bearbeitet von Claudia Schmitz, Anhang, S. 207.

<sup>120</sup> GBA , GM, S. 106.

<sup>121</sup> GBA , GM, S. 88.

Durchsicht ihm in seiner Rathsherren-Eigenschaft obliegen mochte.“<sup>122</sup>  
Auch der Verweis, dass die Mindes seit Generationen im Rat sitzen, wird eben hier platziert. Bereits mit der Eröffnung der Szene wird also der Zusammenhang von familiärer und allgemein sozialer Dimension unterstrichen. Die häusliche Szene und die politische Institution des Rates werden in Verbindung gesetzt. Als Gerdt sie jedoch trotz ihrer Geste der Unterwerfung abweist, greift Grete nach moderneren Waffen:

„Du hast mich nicht erhören wollen in meiner Not, so höre mich denn in meinem Recht. Ich bin als Bittende gekommen, nicht als eine Bettlerin. Denn ich bin keine Bettlerin. Ich bin des reichen Jakob Minde Tochter. Und so will ich denn mein *Erbe* [Hervorhebung im Original, T. L.]“<sup>123</sup>

Auch in den Augen Gerdts stellt dies eine überraschende Wendung dar. Denn nach seiner Auffassung hat Grete ihr ‚Recht‘ verloren. Das traditionale Herkommen sichert den Rechtsanspruch, während der Geiz Gerdts ihn untergräbt. Zudem hat Grete in Gerdts Augen ihren Rechtsanspruch durch ihr Verhalten verloren. Damit kommen die soziale und rechtliche Dimension der Erzählung wieder zusammen. Denn Grete unterwirft sich zwar zuerst den sozialen Anforderungen, pocht dann aber auf das Recht selbst, das hiervon unberührt sein sollte. Karl S. Bader und Gerhard Dilcher verweisen in ihrer rechtsgeschichtlichen Studie auf die durchaus nicht abwegige Erwartung, durch die städtische Bürgerschaft Schutz und Recht zu erhalten. Im Falle Grete Mindes versagt jedoch sowohl die soziale Institution der Familie selbst als auch die der städtischen Autoritäten und Mitbürger wie sie sich im Rat repräsentiert finden:

„Sippe und Verwandtschaft sind vor allem für die Weitergabe der Güter und der Standesstellung über die Generationen hinweg maßgebend. Seit alters her stehen die Verwandten dem Einzelnen in der Fehde wie vor Gericht [...] bei. Die Sippe ist also, wie die *familia* [Hervorhebung im Original, T. L.], Schutzverband. [...] In der Bürgergemeinde ist das anders: Der Herrschaftsverband der *familia* [Hervorhebung im Original, T. L.] ist durch die

---

<sup>122</sup> GBA , GM, S. 103.

<sup>123</sup> GBA , GM, S. 105.

bürgerliche Freiheit aufgehoben [...]. Die Stadtkommune selbst, der Bürgerverband, übernimmt ihre Funktion, indem er die Angehörigen der Stadt [...] schützt und schirmt.“<sup>124</sup>

Damit sind die zentralen Aspekte der Novelle benannt. Aber vor allem ist der starke, auch politisch-institutionelle Konnex zwischen Familie und frühneuzeitlicher Bürgergemeinde hervorgehoben, dessen in einem Rechtsschutz liegender Mehrwert sich hier eben nicht realisiert. Es handelt sich um den für eine soziale Gemeinschaft so zentralen Aspekt der Gegenseitigkeit, der in *Grete Minde* nicht mehr greift. Bereits durch die Imagination des ausbleibenden Entgegenkommens ihres Halbbruders, deutet sich das Kommende an:

„*wenn* [Hervorhebung im Original, T. L.] ich mich niedergeworfen habe, so soll er mich auch wieder aufrichten. Weh ihm und mir, wenn er mich am Boden liegen läßt.' Und bei der Vorstellung war es ihr als schwänden ihr die Sinne.“<sup>125</sup>

Mit dem absoluten Ausstoß aus dem sozialen Verbund, hier der Familie im Sinne der Hausgemeinschaft, und letztlich auch der Stadtgemeinschaft, schwinden Grete die Sinne. Gleichzeitig verweist die Betonung des Konditionalen darauf, dass auch die weitestgehende Unterwerfung noch mit einer Einwilligung einhergeht. Wird eine solche Unterwerfung nicht mehr anerkannt, sind die Möglichkeiten sozialer Aushandlung an ihr Ende gekommen.

Es erweist sich jedoch, dass die institutionelle Rechtssicherung über den Rat nicht so modern geraten ist, wie Grete es sich erhofft, auch wenn sie deutlich die Trennung einer kulturell-sozialen und einer rechtlichen Sphäre zunächst selbst konstatiert:

„Vor den *Rath* will ich es bringen; der soll mich aufrichten ... Nein, nicht aufrichten. Richten soll er. Ich will nicht Trost und Gnade von Menschenmund

---

<sup>124</sup> Bader/ Dilcher 1999, S. 497.

<sup>125</sup> GBA , GM, S. 100.

und Menschenhand, aber mein *Recht* will ich [Hervorhebungen im Original, T. L.].“<sup>126</sup>

Nicht aufgerichtet werden möchte Grete oder Trost und Gnade erhalten, sondern ihr Rechtsanspruch soll diskursiv und an Rechtsnormen orientiert bestätigt werden. Grete benennt hier pointiert die unterschiedlichen Bereiche von bürgerlichem Rechtsanspruch und sozialer Welt. Die Trennung der Sphären in die Instanzen des objektiven Rechts einerseits und der subjektiven Hoffnung auf christliche Nächstenliebe andererseits wird auch von Trud und Gerdt verstanden. Der Rat wird hier als jene Instanz ‚angerufen‘, die eine Vermischung dieser Sphären, also von Recht und Gnade, aufzuheben fähig ist. Dass dies unter den historischen Kontextbedingungen gerade nicht der Fall ist, es nicht sein kann, ist Gretes fataler Irrtum. Aber auch Valtin nahm an, dass Gerdt Grete ihr Erbe „nicht weigern“<sup>127</sup> könne.

In der Aufrichtungsszene verbirgt sich eine komplexe Symbolik: in der sozialen Perspektive illustriert die Szene zuerst einmal die sozio-ökonomischen Bedingungen der Gesellschaft, in rechtlicher Perspektive zeigt sich die Frage nach dem Erbrecht verquickt mit der Stellung der Frau und in der christlichen Symbolik aus dem Kontext von Gnade und Erbarmen begegnet gegenübergestellt das säkulare Aufbegehren des Rechts. Doch die Sphären sind – und dies zeigt Fontane auf meisterliche Weise – unentwirrbar miteinander verbunden: Gesellschaft und Ökonomie, Politik und Religion.

Gerdt beeidet vor dem Rat schlicht, dass Grete keinen Erbenspruch habe. Und damit wird sie abgewiesen. Trudt hat Gerdts Gründe zuvor auf die ökonomische Dimension begrenzt: „Aus Geiz und Habsucht und um Besitz und Goldes willen!“<sup>128</sup> Und sie hat im entscheidenden Moment der Wahrheit Raum gegeben: „Sie hat ein Erbe.“<sup>129</sup> Während die Ratsherren „gleichgültig“ sind, ist der Bürgermeister Peter Guntz beunruhigt und spricht: „Ein unbillig

---

<sup>126</sup> GBA, GM, S. 107.

<sup>127</sup> GBA, GM, S. 88.

<sup>128</sup> GBA, GM, S. 106.

<sup>129</sup> GBA, GM, S. 106.

Recht, ein todes Recht.“<sup>130</sup> Und er versagt Gerdt die Achtungsbezeugung „Und er hob die Sitzung auf und ging ohne Gruß und Verneigung an Gerdt Minde vorüber.“<sup>131</sup> Damit verweigert der oberste Repräsentant des städtischen Bürgertums einem Kollegen des Rats aus freien und gleichen Bürgern die gängige Ehrbezeugung. Dies ist freilich ein kläglicher Akt des Aufbegehrens in Anbetracht des Ausbleibens jeglicher weiterer Unterstützung Gretes in ihren Ansprüchen.

Anschließend wird Grete „wie von einem wirr-phantastischen Hoheitsgefühl ergriffen“<sup>132</sup>. Auf die psychologische Ausdeutung soll hier verzichtet werden, vielmehr ist der Begriff der Hoheit hervorzuheben. Der Begriff verweist auf die Souveränität, eben staatsrechtlich auf die Landeshoheit und damit unterstreicht der Autor zweierlei: Zum einen den allgemeinen Aspekt der Selbst-Ermächtigung und zum anderen den engeren Zusammenhang zwischen Rechts- und Staatsverfassung. Denn anstatt von Selbst-Ermächtigung ließe sich hier auch von Fehde oder vor allem Selbstjustiz sprechen<sup>133</sup>. Beide Begriffe sind vor dem Hintergrund des staatlichen Gewaltmonopols und der rechtsstaatlichen Konfliktregulierung stark negativ konnotiert und stellen mithin auch für Fontane keinen gültigen Lösungsansatz dar.

Nun mag das Thema der Kommunalverfassung und dessen Zusammenhänge mit der Staatsverfassung zunächst eher fernliegend klingen. Dass es sich hier jedoch um ein eminent wichtiges Thema des 19. Jahrhunderts handelt und dass Fontane tatsächlich auch biografische Berührungspunkte mit wichtigen Protagonisten der hiermit verbundenen Debatten hatte, lässt sich zeigen im Folgenden zeigen.

Dabei reicht die Debatte bis in die Jahre der 1848er Revolution und eben auch deutlich darüber hinaus. In der politischen Diskussion herrschte eine heftige Auseinandersetzung um die Frage, was der eigentliche Bezugsrahmen für bürgerliche Politik sei: die Gemeinde oder die Nation?

---

<sup>130</sup> GBA, GM, S. 112.

<sup>131</sup> GBA, GM, S. 112.

<sup>132</sup> GBA, GM, S. 112.

<sup>133</sup> Der Aspekt des Widerstands wird weiter unten behandelt, siehe Abschnitt 2.5.

Eine Festlegung in dieser Frage war durchaus folgenreich. Denn soll die individuelle Geltung des Einzelnen in einem geschützten Rechtskreis und stabilen sozialen Umfeld als politisches Ziel Vorrang haben oder aber, wie Rudolf von Gneist 1869 die Gegenposition zusammenfasste, „die Wohlfahrt des Ganzen, die Verwirklichung des Gesamtinteresses der neuen Erwerbsgesellschaft, die Freiheit der sozialen Bewegung“?<sup>134</sup> Koch formuliert dies nochmals um:

„Anders formuliert: Sollte der Begriff des Politischen in der neuen nationalen Verfassung aus dem Geist der seit dem Hochmittelalter entfalteten bürgerlich-städtischen Freiheiten, aus den Traditionen städtischer und ländlicher Selbstverwaltung entwickelt werden oder sollten die Prinzipien der modernen Erwerbsgesellschaft und die Macht des Nationalstaats als normbegründende Regeln triumphieren?“<sup>135</sup>

Nach Gneist, so formuliert auch Koch, sei die Freiheit des Bürgers nicht in erster Linie ein Problem der nationalen Verfassung, sondern eines des Rechtsstaates und der Gestaltungsräume des Rechts.<sup>136</sup> Für Koch zeigt sich in dieser Debatte, dass der „Kampf innerhalb der auseinanderbrechenden bürgerlichen Gesellschaft“, einer zwischen „hergekommenem ständischen und neuem, klassenmäßigen Politikbegriff, zugespitzt: zwischen Bürger und Bourgeois“, geworden war.<sup>137</sup> Zu den Leitgedanken der städtischen Selbstständigkeit zählten vor allem zwei Aspekte: Die Stadt sollte einen Ort des Rechts darstellen und zugleich als Schutz- und Friedensgarant wirken. Dabei waren Wirtschafts- und Sozialverfassung, geburts- und berufsständische Ehre „auf das engste mit der politischen Verfassung verwoben“<sup>138</sup>. Der Rat war von den eidlich verbundenen Rechtsgenossen gewählt, das Recht wurde durch eine eigene Gerichtsbarkeit geschützt und die Finanzen selbst verwaltet.

Die Handlung *Grete Mindes* ist nun in einer Phase komplexen historischen Umbruchs angesiedelt. Nicht nur die konfessionellen Spannungen sind

---

<sup>134</sup> Gneist, Rudolf von: Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen mit besonderer Rücksicht auf Verwaltungsreformen und Kreis-Ordnungen in Preußen. Berlin 1869, S. 105.

<sup>135</sup> Koch 1983, S. 78.

<sup>136</sup> Koch 1983, S. 79 f.

<sup>137</sup> Vgl. Koch 1983, S. 79f

<sup>138</sup> Koch 1983, S. 80.

prägend, auch der Absolutismus bildet sich nach dem Westfälischen Frieden von 1648 auf den Trümmern des Ständestaates aus. Damit einher gehen der Kostendruck der neuen stehenden Heere, eine konzentrierte Bürokratie, eine maßlose Repräsentation der personalisierten Herrschaften sowie die sich ausbildende Finanz- und Wirtschaftspolitik des Merkantilismus. Mithin sahen sich die Gemeinden mit einer neuen Souveränitätslehre konfrontiert. Der absolute Gewaltanspruch des Fürsten verlangte eine Mediatisierung der Herrschaftsstände und damit auch einen Verzicht an kommunaler Autonomie. Koch sieht diese allgemeine historische Entwicklung im Kontext der Notwendigkeit, die Bevölkerung unter abstrakte Rechtsbegriffe zu fassen und deutet dies als Weg in die „Untertanengesellschaft“.<sup>139</sup>

Begleitet werden diese Prozesse von einer zunehmenden Heterogenisierung der städtischen Bevölkerungen. Bader und Dilcher führen daher aus, dass die Ratsverfassung folgerichtig in eine Krise kommen musste, sobald sie die tatsächlichen Machtverhältnisse in der Stadt nicht mehr zu repräsentieren vermochte.<sup>140</sup> Und Koch präzisiert diesen Befund in seiner Studie:

„Die Emanzipation der Gesamtgesellschaft hatte die normativ geregelten Bezüge und Herrschaftsverhältnisse zwischen berechtigten Bürgern und minderberechtigten Schutzverwandten in der Stadt, zwischen dörflichen Nachbarn und Schutzbefohlenen zugunsten einer einheitlichen Staatsbürgergesellschaft aufgelöst.“<sup>141</sup>

In der Reformära schließlich, führt er weiter aus, sehen die Zeitgenossen freiheitliche Prinzipien im Bereich der Verfassung in Preußen, wo der Freiherr von Stein mit der Städteordnung vom 18. November 1808 auf eine „Wiederbelebung der Gemeindeglieder“ setzte.<sup>142</sup>

Wiederum im Kontext der Revolution von 1848 sieht Julius Fröbel die Gemeinden als die "Pflanzschulen des Republikanismus"<sup>143</sup> an. Als freie Assoziationen billigte er ihnen einen Vorbildcharakter für die Grundmuster

---

<sup>139</sup> Koch 1983, S. 81.

<sup>140</sup> Vgl.: Bader/ Dilcher 1999, S. 561.

<sup>141</sup> Koch 1983, S. 84.

<sup>142</sup> Vgl. Koch 1983, S. 84.

<sup>143</sup> Julius Fröbel: Monarchie oder Republik? Mannheim, 1848. S. 7.



von Herrschaft und Rechtsorganisation bis in die staatliche Ebene zu. Solche Äußerungen zitiert Koch auch für die revolutionäre Phase. So hat Georg Beseler im Juli 1848 für den Verfassungsausschuss einen Grundrechtsentwurf in die Nationalversammlung eingebracht, demzufolge sollte jeder Deutsche gleichzeitig unter dem Schutz eines allgemeinen Staatsbürgerrechts stehen und ebenfalls Gemeindeglieder sein können. Dabei wurde Beseler von Gustav von Struve unterstützt, der in den Gemeinden gar die „Wurzeln der Volkssouveränität“<sup>144</sup> sah. Verfassungsrechtlich wären mit dem Gemeindeglieder und dem Staatsbürger zwei Rechtskreise etabliert, die zugleich zwei Bezugsebenen von Politik darstellen und zwei jeweils eigene Kontexte unter den Aspekten Souveränität und Legitimität bilden. Von nationalpolitischen Erwägungen gelenkt, stritten jedoch führende Liberale wie Dahmann, Welcker oder Mohl erfolgreich dagegen.<sup>145</sup>

Damit spiegeln sich nicht nur zentrale Konfliktlinien aus *Grete Minde* in diesen Debatten. Bei Gneist, Rechtsgelehrter und liberaler Politiker, handelte es sich auch nicht um irgendwen: Fontane und Gneist waren alte Freunde, ja kannten sich über Jahrzehnte durch ihre gemeinsame Mitgliedschaft im Tunnel über der Spree. Dass Fontane die politischen Standpunkte seines Freundes kannte, muss als sehr wahrscheinlich angenommen werden, zumal er auch offenkundig dessen Publikationen zur Kenntnis nahm. In einem Brief vom 7. November 1857 an Ludwig Metzel bietet er an, eine Rezension über ein Buch Gneists zu schreiben.<sup>146</sup> Letzterer befasste sich ausgiebig unter anderem mit Fragen danach, ob ein Richter darüber befinden solle, ob ein Gesetz verfassungsmäßig zustande gekommen sei oder auch mit der Geschichte des Selfgovernment in England. Und auch bereits genannter Julius Fröbel ist für Fontane kein Unbekannter, denn ihm, dem Verleger Herweghs, hatte er seine *Gedichte eines Berliner Taugenichts* 1841 angeboten.<sup>147</sup>

---

<sup>144</sup> Koch 1983, S. 88.

<sup>145</sup> Vgl. Koch 1983, S. 88.

<sup>146</sup> Vgl.: Berbig, Roland: Fontane-Chronik, 5 Bände, Berlin: de Gruyter 2010. Hier Bd. 1, S. 802. Im Folgenden als: Berbig 2010.

<sup>147</sup> Berbig 2010, Bd. 1, S. 55.

In der Verfassungsfrage entschied sich die Frankfurter Nationalversammlung schließlich für ein institutionalisiertes Spannungsverhältnis von nationalem Verfassungsstaat und umfassender Gemeindefreiheit, von parlamentarischer Monarchie und konsequenter örtlicher Selbstbestimmung. Doch die endete nach der 48er Revolution bekanntlich mit einer Niederlage des deutschen Stadtbürgertums und das Ministerium Manteuffel setzte im Sommer 1852 die vom Geist des rheinischen Liberalismus geprägte preußische Gemeindeordnung von 1850 aus und etablierte in der Städteordnung von 1853 Elemente eines zentralistischen Systems der Staatsherrschaft: Einwohnergemeinde, Dreiklassenwahlrecht, Hausbesitzerprivileg, Magistrats-herrschaft und ausgedehnte staatliche Aufsichtsrechte über die Kommunen.<sup>148</sup> Dies ebnete dem Wandel der Gesellschaftsverfassung den Weg und bildet in der Tat eine Konstellation ab, wie sie auch in *Grete Minde* geschildert wird. Denn in *Grete Minde* versagt die lokale Honorationenherrschaft eklatant. Weder in Tangermünde noch in Lübeck ließe sich formulieren, macht Stadtluft wirklich frei, sondern Grete bleibt der Willkür der lokalen Eliten unterworfen. Die zentralstaatliche Lösung, die Orientierung auf den Machtstaat hin, so hier die Pointe Fontanes, gewähre besseren Rechtsschutz und führt schließlich auch zum nationalen Einheitsstaat. Im Sinne von Rechtsstaatlichkeit wurde diese Situation in Preußen erst relativiert, als das Allgemeine Landrecht 1794 veröffentlicht wurde.<sup>149</sup> Damit, so Avraham,

„lasse sich der Beginn einer Trennung zwischen Staat und Gesellschaft ausmachen, als nämlich der Staat seinen Bewohnern grundlegende Bürgerrechte zusicherte – Rechte, deren Gültigkeit schon nicht ausschließlich von der Mitgliedschaft in gesellschaftlichen Rahmenstrukturendes alten Regimes wie der örtlichen Gemeinde oder einer Zunft abhing.“<sup>150</sup>

---

<sup>148</sup> Koch 1983, S. 91f.

<sup>149</sup> Zur Bedeutung des Allgemeinen Landrechts siehe: Koselleck, Reinhart: Staat und Gesellschaft in Preußen. In: Conze, Werner: Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz: 1815-1848. 3. Auflage. Stuttgart 1978, S. 79-112.

Und: Sheehan, James J.: German History 1770-1866. Oxford 1989. S. 70 f. u. S. 111 f.

<sup>150</sup> Avraham, Doron: In der Krise der Moderne. Der preußische Konservatismus im Zeitalter gesellschaftlicher Veränderungen 1848-1876 (Schriftenreihe des Minerva Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv. Hrsg. von José Brunner, Bd. 27). Göttingen: Wallstein 2008, S. 41. Im Folgenden als: Avraham 2008.

Das politisch-soziale Grundmuster in Stadt und Land, geprägt vom paternalistischen Ordnungsdenken des „ganzen Hauses“, war aber nicht demokratisiert, sondern zerrbildhaft auf Großbetrieb und Staat übertragen worden. Familiäre Kontinuitäten und traditionale Fürsorgeschemata erwiesen sich nur zunehmend als prekär. Dies lag allerdings in der Logik der historischen Entwicklung: Der Nationalismus im Industriestaat verlangte nach einem zentralstaatlich orientierten Begriff des Politischen, nach bürokratischer Effizienz unter den Gesichtspunkten der Machtentfaltung und der sozialen Integration. Dagegen sprachen sich aber noch in den sechziger Jahren und darüber hinaus zahlreiche Stimmen aus. Karl Twesten hob beispielsweise als Gegenmodell zum bürokratischen Staat die regionale Selbstverwaltung hervor.<sup>151</sup> Und Bornkamm betont für die Zeit nach der Reichsgründung und mit Blick auf das Zentrum, es seien

„partikularistische Tendenzen am Zentrum nicht zu übersehen [gewesen], zumal es sich mit preußenfeindlichen Elementen wie den Welfen und reichsfeindlichen wie den Polen verbündete. Alle Wahlaufufe und Programme der Partei richteten ihre Spitze gegen eine Verstärkung der Reichseinheit und forderten möglichst weitgehende bundesstaatliche Dezentralisation.“<sup>152</sup>

Kommunalistischen Orientierungen kam in diesem Zusammenhang also eine hohe und aus mancher Sicht wohl auch die Reichseinheit gefährdende Dimension zu.

Es scheint Fontane also mit Blick auf die Wandlungsprozesse von Staatlichkeit und die geführten Debatten um den Ort der Volkssouveränität gegangen zu sein, die Entwicklungen um Gier, Machtmissbrauch und Cliquenwirtschaft zu kritisieren, die das Individuum daran hindern, seine Freiheit zu leben. Fontane schlägt sich damit auch auf die Seite der Befürworter des zentralisierten Nationalstaats, der in seinem preußischen Ursprung auch immer zugleich Machtstaat ist. Denn die kommunale Welt Grete Mindes ist keineswegs vergleichbar mit einem idealen Gemeinwesen

---

<sup>151</sup> Vgl.: Winkler, Heinrich August: Preußischer Liberalismus und deutscher Nationalstaat: Studien zur Geschichte der Deutschen Fortschrittspartei 1861 – 1866. Tübingen: Mohr 1964, S. 97. Im Folgenden als: Winkler 1964.

<sup>152</sup> Bornkamm, Heinrich: Die Staatsidee im Kulturkampf. Darmstadt: Wiss. Buschges 1969, S. 22. Im Folgenden als: Bornkamm 1969.

## 2.2 Der Verfassungskonflikt um die Heeresreform: Der Landwehr-Diskurs in *Vor dem Sturm*

Den Liberalen wurde im Konflikt der 1860er Jahre um die Heeresreform vorgeworfen, die Armee entwaffnen und eine nationale Revolution anzetteln zu wollen. Creutz stellt fest: „Die [K]onservativen [...] vermochten letztlich, den Verfassungskonflikt auf die reine 'Treuefrage' zur Monarchie zu reduzieren.“<sup>153</sup>

Aufschlussreich für Fontanes politische Haltung in diesem Konflikt und die Analyse von *Vor dem Sturm* ist nun vor allem ein Blick in dessen Biographie. In der Revolution von 1848 schreibt Fontane noch für die demokratische „Dresdner Zeitung“ und streitet für die Republik.<sup>154</sup> In jenen Märztagen 1848 wollte die Bevölkerung den Abzug des Militärs aus der Stadt, was der Tradition, die den König als Schöpfer und Repräsentanten des militärisch-administrativen Komplexes sah, zuwiderlief. Der Sieg der Gegenrevolution beendete auf ein Jahrzehnt alle Chancen von Demokraten und Liberalen auf Mitgestaltung und Mitbestimmung. Danach schwenkt Fontane in das politisch konservative Lager um. Er schreibt damals, am 30. Oktober 1851, an den Freund Lepel, er habe sich der „Reaktion für monatlich 30 Silberlinge verkauft“<sup>155</sup>. Nur ein Jahr zuvor hatte er noch in einem Beitrag für die „Dresdner Zeitung“ ein „Aufgehen aller kleinen deutschen Staaten in Preußen“ für „segensreich“ gehalten und bekannt, „in schwachen Stunden“ von dergleichen „patriotisch-raubgierigen Gelüsten heimgesucht zu werden“.<sup>156</sup> Eine nationale Einigung ist für ihn also nur noch über Preußen wünschenswert, was darauf hindeutet, dass eine Trennung zwischen dem preußischen Vaterland und der deutschen Nation nicht mehr vorgenommen wird. Ein Jahrzehnt später, im April 1862, lässt sich Fontane als Wahlmann der Konservativen aufstellen, also zur Zeit des

---

<sup>153</sup> Creutz, Roland: *Konservative Vereine und preußische Politik in der Ära des 'Verfassungskonflikts' (1861 – 1866)*. Univ. Diss. Düsseldorf. o.V. 2003, S. 431.  
Im Folgenden als: Creutz 2003.

<sup>154</sup> Vgl.: Nürnberg, Helmut: *Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840 bis 1860*. München: Hanser 1971. S. 131 -158.

<sup>155</sup> Zitiert nach: Grawe/ Nürnberg 2000, S. 130.

<sup>156</sup> Zitiert nach: Grawe/ Nürnberg, S. 142.

Verfassungskonflikts. Den Sieg trägt die Fortschrittspartei davon. In den sechziger Jahren zum Anhänger Bismarcks geworden, findet er sich bis Ende der 70er Jahre im Lager der Nationalliberalen wieder.<sup>157</sup> Vom Ergebnis her gesehen, der Siege 1866 und 1870/71, standen die Liberalen als Gegner der Heeresreform und der autoritären Krone da, jener beiden Faktoren, die nun plötzlich die Deutsche Frage entschieden hatten. Der Grund für diesen erneuten Wechsel der Position liegt meines Erachtens in der nachfolgend dargestellten ideologischen Auseinandersetzung um die Verbürgerlichung der Armee und der daraus resultierenden Konsequenzen.

Die Wünsche der Hauptfiguren des Romans richten sich vor allem auf die Aufstellung der Landwehr, also auf die Teilnahme der Zivilbevölkerung am Krieg. Das Beispiel der napoleonischen Armee hatte die Macht eines Volksheeres demonstriert. Dabei ist wichtig, dass eine „entscheidende Bedingung für die Entwicklung von Staatlichkeit im modernen Sinne die Entprivatisierung der Heere“<sup>158</sup> war. Zunächst jedoch gestaltete sich die militärische Organisation der Volksbeteiligung als ein eher moderater Versuch, Altes und Neues zu versöhnen:

„Die Errichtung der Landwehr war ein Versuch, die Ständeordnung des Absolutismus beizubehalten: Adel und Bauern dienten wie bisher in der Linie, der Bürger sollte seine Armee in der Landwehr für sich haben.“<sup>159</sup>

Kehr sieht dieses Experiment in jenem Moment gescheitert, als das Bürgertum in den 1860er Jahren soweit war, sich zu emanzipieren und politische Ansprüche zu stellen. Der preußische Staat habe eingesehen, dass er mit der Beibehaltung der Ständetrennung in der Armee den bewaffneten Bürgerkrieg organisierte. Die Landwehr wurde aufgelöst, ihre

---

<sup>157</sup> Vgl.: Grawe/ Nürnberg, S. 159.

<sup>158</sup> Brandt, Hartwig: Der lange Weg in die demokratische Moderne. Deutsche Verfassungsgeschichte von 1800 bis 1945. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1998, S. 32. Im Folgenden als: Brandt 1998.

<sup>159</sup> Kehr, Eckart: Zur Soziologie der Reichswehr. In: Kehr, Eckart: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. u. eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. Berlin: de Gruyter 1965, S. 235 – 243. Hier S. 236. Im Folgenden als: Kehr 1965, Reichswehr.

Regimenter in Linienregimenter verwandelt.<sup>160</sup> Denn, so Kehr weiter, die neue Armee war:

„durch den Fortfall der [...] Eigenarten der Landwehr, die stärkere Beaufsichtigung der Offiziere, Säuberung der Kadettenhäuser von bürgerlichen Elementen und die Beschränkung der Wehrpflicht auf die jüngsten Jahrgänge ein viel stärker in der Hand der Krone liegendes prätorianerartiges Machtinstrument [...] als die frühere Armee.“<sup>161</sup>

Und tatsächlich, mit dem Verschwinden des liberalen Landwehroffiziers und der Integration des Bürgertums über das Institut des Reserveoffiziers, erscheint es der Regierung nicht mehr unmöglich, wie noch im Streit um die Heeresreform, die Dienstzeit zu verkürzen. Sie war dem König Garant der Königstreue. Die Verquickung von militärischer Sachfrage und politischer Ideologie in Armeefragen zeigt sich auch am inneren Konflikt der Heeresleitung, die aus Gründen der Strategie eine große Armee wünscht, aus innenpolitischer Zuverlässigkeit heraus jedoch zu einer kleinen Armee tendiert.<sup>162</sup> Jedenfalls beseitigten die in der Folge der verheerenden Niederlage von 1806 erfolgten preußischen Reformen den Zuschnitt der Armee auf den Adel und dessen Offiziersprivileg. Auf dem Wege über den Einjährigendienst konnten nun auch Bürgerliche in die neue Klasse der Landwehroffiziere einrücken. Selbst als sich der prozentuale Anteil der Bürgerlichen am Offizierskorps nach den Reformen verbesserte, nahm er nach oben hin unverhältnismäßig stark ab.<sup>163</sup> Die Ausnahmestellung des Adels war jedoch beendet und führte zu einer Leistungsorientierung in den Zugangsprämissen. Hier war der Widerstand geringer, da das Ansehen der preußischen Offiziere nach 1806 einen Tiefpunkt erreicht hatte.<sup>164</sup>

---

<sup>160</sup> Kehr 1965, Reichswehr, S. 237.

<sup>161</sup> Kehr, Eckart: Klassenkämpfe und Rüstungspolitik im kaiserlichen Deutschland. Kehr, Eckart: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. u. eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. Berlin: de Gruyter 1965, S. 87 – 110. Hier S. 97. Im Folgenden als: Kehr 1965, Klassenkämpfe.

<sup>162</sup> Vgl.: Kehr 1965, Klassenkämpfe, S. 102.

<sup>163</sup> Vgl.: Kohn/Peschken 1976, S. 122.

<sup>164</sup> Vgl. Kohn/Peschken 1976, S. 122.

In *Vor dem Sturm* ist zu sehen, dass die adeligen Beteiligten beim Sturm auf Frankfurt versagen, während die Bürgerlichen zwar fallen oder gefangen gesetzt werden, aber die bessere Figur machen, zumindest wenn man romanintern positiv gewertete Maßstäbe wie Heldenmut, Heldentod und Kampfgeist zur Grundlage nimmt. Prinz Ferdinand setzt Berndt in einem Gespräch auseinander, dass der König vor der Instrumentalisierung und Bewaffnung des Volks zurückschrecke, weil er damit die gesellschaftliche Ordnung mehr gefährdet sehe, als allein die politische:

„Denn er ist ganz auf die Ordnung gestellt. Mit einem einheitlichen Feinde weiß er, woran er ist, mit einer vielköpfigen Volksmasse nie. Heute ist sie mit ihm, morgen gegen ihn, und während das ihm zu Häupten stehende Napoleonische Gewitter ihn treffen, aber auch ihn schonen kann, sieht er in der entfesselten Volksgewalt nur ein anstürmendes Meer, das, wenn erst einmal die Dämme durchbrochen sind, unterschiedlos alle gesellschaftliche Ordnung in seinen Fluten begräbt. Und die gesellschaftliche Ordnung gilt ihm mehr als die politische. Und darin hat er recht.“<sup>165</sup>

Denn „Friedrich Wilhelm und die Konservativen fürchteten [...] die gesellschaftlichen Folgen einer aus breiten Schichten rekrutierten Bürgerwehr“<sup>166</sup> tatsächlich. Dabei war es der 'Geist' eben jener militärischen Reformen, der in dem Roman unter dem Aspekt des 'Sich-Entscheidens' für oder gegen eine Aktion gegen Frankfurt angesprochen wurde:

„Er [sc. Scharnhorst] war der eigentliche Partner Steins auf militärischem Gebiet, da er das Heer als eine Institution verstand, die sich aus mitverantwortlichen, denkenden Bürgern zusammensetzt – das Gegenstück zu Steins Arbeit im zivilen Bereich.“<sup>167</sup>

Es geht also ebenso wie in der Frage um die Treue in diesem Fall um einen bürgerlichen Emanzipationsdiskurs. In einer Rede Johann Jacobys im preußischen Abgeordnetenhaus vom 29. April 1865 heißt es, dass

---

<sup>165</sup> GBA, VdS III/IV, S. 15.

<sup>166</sup> Feuchtwanger, Edgar Joseph: Preußen. Mythos und Realität. München: Heyne 1978, S. 157. Im Folgenden als: Feuchtwanger 1978.

<sup>167</sup> Feuchtwanger 1978, S. 155.

„Militärfrage und Verfassungsconflict“ im Zusammenhang gesehen werden müssten, denn „die politische Verfassung des Staates geht überall Hand in Hand mit der Wehrverfassung des Landes.“<sup>168</sup> Jacoby, Mitglied der Deutschen Fortschrittspartei, war dem politisch interessierten Fontane kein Unbekannter. Abgesehen davon, dass Jacoby ohnehin ein verhältnismäßig prominenter Politiker war, bewegte er sich auch im nicht allzu entfernten Umfeld Fontanes.<sup>169</sup> Er arbeitete journalistisch für *Die Zukunft*, die er selbst mit herausgab. Fontane und sein neuer Chefredakteur, Friedrich Stephany, wechselten beide 1870 zur Vossischen Zeitung. Stephany kam von der *Zukunft*. Und allgemein gehört im Verfassungskonflikt die Bezugnahme auf die Befreiungskriege und die Reformära tatsächlich zu den gängigen historischen Zitaten.<sup>170</sup> Dass der Landsturm dabei historisch kurzlebig und militärisch nicht besonders effizient war, fällt dabei in den Bereich einer Sachfrage. Das Problem der Verfassung der Konfliktära ist nun die Entbindung der Steuergesetze von der Etatperiode, vor allem aber der Reservatcharakter der militärischen Organisationsgewalt. Der König führte den Oberbefehl über das Heer und entzog dieses damit der Kontrolle des Parlaments.

Während nach 1806 soziale und wirtschaftliche Reformen vergleichsweise schnell voran kamen, blieb die politische Modernisierung dahinter zurück. Auf diese Weise entstand eine 'schiefe' Modernisierung.<sup>171</sup> Ein halbes Jahrhundert später, 1875, fühlt sich Fontane in einer Theaterrezension „niedergedrückt“, weil der neue Gesamtstaat durch die Armut, Bürgerfeindlichkeit und Militärhörigkeit Preußens belastet sei.<sup>172</sup> So ist es sprechend, dass Berndt von Vitzewitz „wenigstens im geselligen Verkehr, vorzog, seinen militärischen Rang ignoriert und sich lediglich als Herr von Vitzewitz angesprochen zu sehen.“<sup>173</sup> In diesen Kontext zählt auch, dass

---

<sup>168</sup> Zitiert nach: Kohn/Peschken 1976, S. 120.

<sup>169</sup> In *Kriegsgefangen* berichtet Fontane davon, dass nach Bismarck und Moltke Jacoby die prominenteste deutsche Persönlichkeit sei.

<sup>170</sup> Vgl.: Kohn/Peschken 1976, S. 37.

<sup>171</sup> Vgl.: Wehler, Hans-Ulrich: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. 4 Bde. München: Beck 1987-2003. Hier Bd. 1, S. 397 – 400. Im Folgenden als: Wehler: *Gesellschaftsgeschichte*.

<sup>172</sup> Loster-Schneider 1986, S. 42 f.

<sup>173</sup> GBA, VdS I/II, S. 32.



auffallend viele Militärs in „Vor dem Sturm“ literarisch interessiert sind. Neben Jürgaß treten auch Hirschfeldt und Meerheimb in der Dichtervereinigung Kastalia auf.

Der Höhepunkt der Auseinandersetzung im Grundsätzlichen um die Frage nach der verfassungsmäßigen Entwicklung in Preußen wird erst mit dem erneuten Wahlkampf 1863 erreicht. Zuvor hatte das Herrenhaus die Gelder der Heeresreform provisorisch gebilligt. Insofern ist durchaus auch der Einschätzung Hubertus Fischers zu zustimmen, dass Fontanes Kandidatur „ein anti-demokratisches Bekenntnis“<sup>174</sup> war. Seine darüber hinausgehende Einschätzung, nach der Fontane ebenfalls gegen die Verfassung eingetreten sei, ist wohl zumindest zu relativieren. Sowohl Fontanes Briefe<sup>175</sup> über den Anbruch der Neuen Ära und das Ende des Ministeriums Manteuffel sowie die hier dargelegten Ausführungen spiegeln eine andere Sicht wider. Darin zeigt sich sehr deutlich, dass es Fontane auf dem Boden der Vergangenheit um eine Fortentwicklung des Bestehenden geht, ohne es zu einem Bruch kommen zu lassen. Er versucht in seinem Denken und im Roman das neue 'bürgerliche' Denken mit dem alten zu versöhnen. Es ist also zu vermuten, dass Fontane die Realisierungsmöglichkeit der nationalen Einigung durch die Konservativen weitaus eher gewahrt sah und dass das für ihn der ausschlaggebende Punkt war. Nur ein militärisch starkes Preußen war in der Lage, den Traum einer 'preußisch-deutschen' Nation zu erfüllen, den er wohl träumte. Preußen annektierte nach dem Sieg über Österreich Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt. Mit der Annexion wurden gegen alle Prinzipien der Legitimität und des Gottesgnadentums drei Fürsten entthront. Der Zar tat sein Missfallen darüber kund, doch Bismarck ließ ihm bekanntlich sagen, es sei besser, eine Revolution zu machen als eine zu erleiden.<sup>176</sup> Mit dem Norddeutschen Bund von 1867 zeichnete sich die 'kleindeutsche' Lösung der deutschen

---

<sup>174</sup> Fischer, Hubertus: „Mit Gott für König und Vaterland!“. Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863. 2. Teil. In: Fontane-Blätter 1995/59, S. 59-84. Hier S. 70.

<sup>175</sup> Vgl. u.a.: Briefe an Beutner v. 11.6.1857 und an Wilhelm v. Merckel v. 20.9.1858, in: Fontane, Theodor: Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. v. Friedrich Fontane und Hermann Fricke. Berlin: Grote 1943.

<sup>176</sup> Wolter, Heinz: Bismarck und das Problem der Revolution im 19. Jahrhundert. In: Kunisch, Johannes (Hrsg.): Bismarck und seine Zeit. Berlin: Duncker & Humblot 1992, S. 191.

Frage ab, zugleich werden aber mit dieser Annexionspolitik auch Erinnerungen an das alte Preußen geweckt. Mit dieser Entwicklung müssten sich die Hoffnungen Fontanes eigentlich erfüllen. Es zeigt sich jedoch, dass die Reichsgründung ihn keineswegs befriedigte. Die Ursache dafür wird vor allem in der Schiefelage der 'inneren Einheit' zu sehen sein. Die Hoffnungen des Bürgertums, dass mit der Einheit der Reichsgründung auch die Freiheit eines liberaleren Staatswesens komme, haben sich nicht erfüllt. Rainer Wahl stellt heraus, worin die Konsequenz des den Vorstellungen der Liberalen von konstitutioneller Freiheit widersprechenden Angebots Bismarcks lag:

„Damit [sc. dem Angebot Bismarcks an die Liberalen] zerbrach der bisher als selbstverständlich angenommene Zusammenhang zwischen Freiheit und nationaler Einheit, die Option für die letztere verband sich mit dem Hervortreten der machtstaatlichen Kategorien in ihrem Denken.“<sup>177</sup>

Über den Machtstaat wird im Folgenden noch zu sprechen sein. Tatsächlich lagen aber der Heeresreform selbst ebenfalls machtstaatliche Vorstellungen zugrunde:

„König Wilhelm I., der die Reform zu Recht als sein eigenes Werk betrachten konnte, strebte nicht nur aus militärisch-technischen Gründen die Erhöhung der Heeresstärke und die Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit an. Ihm ging es einerseits um die Hervorhebung des Militärs als eines besonderen Standes und andererseits um die Umwandlung des „exerzierenden Bürgers“ in einen echten Soldaten.“<sup>178</sup>

Dem König war dies ein Herzensanliegen, denn man würde, sollte die Dienstzeit nicht verkürzt werden, „nicht Soldaten, sondern nur exerzierte Bauern haben“<sup>179</sup>. In *Vor dem Sturm* wird eben dieses Motiv aufgenommen.

---

<sup>177</sup> Wahl, Rainer: Der preußische Verfassungskonflikt und das konstitutionelle System des Kaiserreichs. In: Böckenförde, Ernst-Wolfgang (Hrsg.): *Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914)*. [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981. S. 208-231. Hier S. 221. Im Folgenden als: Wahl 1981.

<sup>178</sup> Wahl 1981, S. 223.

<sup>179</sup> Zitiert nach: Wahl 1981, S. 223.

Berndt wünscht sich, dass die Bauern „auch jetzt die Waffen in die Hand nehmen“<sup>180</sup>. Als sie dies später in der Aktion gegen Frankfurt tatsächlich tun, folgt ein Fehlschlag.

Der 'Geist der Nation' der 1870er Jahre entspricht nicht jenem des Aufbruchs in *Vor dem Sturm*. Die Befürwortung der Eingliederung der Landwehr in die Linie kann vor den oben dargestellten Hintergründen somit einerseits als Wunsch nach Professionalisierung gesehen werden.<sup>181</sup> In diesem Sinne sind auch folgende Worte Berndts an seinen Sohn zu verstehen: „Wir werden einen Krieg haben nach alten preußischen Traditionen. Ich wäre vor einem Volkskriege nicht erschrocken“<sup>182</sup>. Doch im Sinne der Versöhnung ist es so besser. Es wird das nach den Vorstellungen des Kriegsministers Roon und nach den Wünschen Wilhelms I. reformierte Heer sein, das schließlich die nationale Einigung erkämpft. Die preußische Armee war vor den Befreiungskriegen durch einen Prozess des Verfalls und des Wiederaufbaus gegangen, ebenso hatte es ausführliche Umgestaltungen vor bzw. während der Einigungskriege gegeben. Andererseits lässt sich Fontanes Position in der Konfliktzeit auch als Hoffnung auf die 'versöhnende' Bildung *einer* Armee für Bürgertum und Adel sehen. Sollte Fontane sich also tatsächlich eine Verschmelzung oder Gleichberechtigung zumindest von Teilen der sozialen Gruppen versprochen haben, so musste die weitere Geschichte ihn besonders enttäuschen.<sup>183</sup> Nichtsdestotrotz hat er ein solches Modell entworfen.

Nun ist es im Text aber auch so, dass gerade jene Handlung, die noch am ehesten in die Nähe einer altpreußischen Aktion im Sinne eines 'Husarenstücks' zu rücken wäre, gleich doppelt relativiert wird. Denn der Angriff auf Frankfurt an der Oder, das zentrale Ereignis des Textes, ist fiktiv. Das liegt jeweils in der Logik von faktualer und fiktionaler Darstellung in *Vor*

---

<sup>180</sup> VdS, S. 259.

<sup>181</sup> Dies hindert ihn aber nicht, auch die Verdienste zu erwähnen, vgl. das Gedicht Fontanes *Berliner Landwehr bei Langensalza*.

<sup>182</sup> GBA, VdS III/IV, S. 177.

<sup>183</sup> Vgl. zu den sozialen und mentalen Folgen der Heeresreform: Kehr, Eckart: Zur Genesis des Königlich Preußischen Reserveoffiziers. In: Kehr, Eckart: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. u. eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. Berlin: de Gruyter 1965, S. 53 – 63.

*dem Sturm*. Denn faktuale historische Ereignisse werden nur in der Distanz zu den Romanfiguren oder eben nachträglich im Bericht geschildert. Dieses fiktionale Ereignis scheitert zudem äußerst unrühmlich. Nicht nur, dass es Tote gibt und man den Rückzug antreten muss, selbst dieser verläuft noch alles andere als heroisch:

„Hier, von Flintenschüssen des wieder ins Gewehr getretenen französischen Wachkommandos empfangen, gerieten die Vordersten ins Schwanken und gleich darauf in eine Verwirrung, die sich bald dem ganzen Zuge mitteilte und während des Marsches durch die Vorstadt hin eher steigerte als minderte. Die lange Straße lag im Dunkel, hier Wagen, dort umgestülpte Fischerboote hemmten die Passage, und viele der ermüdeten Landsturmmänner glitten aus oder stürzten in die Gossen und Löcher, an denen kein Mangel war.“<sup>184</sup>

Schließlich wird zu allem Überfluss noch „statt des Angriffs- das Rückzugssignal“<sup>185</sup> geblasen.

Das Ziel des Angriffs auf Frankfurt, ein moralisches Zeichen zu setzen und zur Erhebung aufzurufen, wird keineswegs erreicht. Der Überfall gewissermaßen als Kulminationspunkt der Handlung endet mit einer 'Katerstimmung', die Berndt als die treibende Kraft der Aktion in einer persönlichen Krise zurücklässt und ihn an den eigenen Motiven zweifeln lässt. Ein nicht-historisches Ereignis muss durch Fontane konstruiert werden, um zu zeigen, dass das Laienhafte und die Husarenstücke aus der Zeit Friedrichs des Großen der Vergangenheit angehören. Die recht ambitioniert geplante Aktion, General von Bamme hoch zu Ross, die Bauern treten mit „Piken“ zur 'Heerschau' an etc., wird als laienhaft entlarvt. Mit Piken gewinnt man nicht gegen mit Schusswaffen bewehrte französische Soldaten. Da helfen auch keine 'Reliquien' aus alten Tagen, wie die alte „Schwedentrommel“ oder die alte „Komtureifahne mit dem achtspitzigen Johanniterkreuz“. Der modernen französischen Armee begegnet man „eingedenk der historischen Thatsache, daß Eusebius von Rutze in der großen Schlacht bei Budapest mit einer Pikenierkompagnie

---

<sup>184</sup> GBA, VdS III/IV, S. 420.

<sup>185</sup> GBA, VdS III/IV, S.417.

das türkische Centrum durchbrochen hatte“<sup>186</sup> eben mit Piken. Insofern passt es nur zu gut, dass Karl von Rotteck die Landwehr mit dem germanischen Heerbann verglich,<sup>187</sup> dem sie in der Tat auch eher gleicht. Diesen Vergleich zog er allerdings in einer die Landwehr aufwertenden Absicht, er wollte ihr als bürgerliches Element des Heeres historische Legitimität verleihen. Die militärische Sachfrage hinter der Einrichtung des Volksheeres findet bei den Liberalen argumentativ meist weniger Berücksichtigung. Für sie ist klar, „nicht die physische Kraft oder die Masse verleiht den Sieg, sondern der Geist“<sup>188</sup>.

Aber schon der partisanenhafte Ansatz der Aktion findet seine Kritik in *Vor dem Sturm*. Als sich die Bauern im Hohen-Vietzer Dorfkrug versammeln, wird nebenbei berichtet, dass an den Wänden des Krugs Stiche von Ferdinand von Schill und Erzherzog Karl von Österreich-Teschen hängen.<sup>189</sup> Damit wird wie nebenbei auf zwei Alternativen politischen und militärischen Verhaltens angespielt. Erzherzog Karl bewegte sich vor allem im Rahmen der offiziellen politischen Linie und bemühte sich energisch um eine Modernisierung der österreichischen Armee. Er musste sich aber schließlich Napoleon ergeben, als er die militärische Ausweglosigkeit nach der Schlacht bei Wagram erkannte und schloss einen Waffenstillstand. Er zog sich fortan ins Privatleben zurück. Schill als im Volk populärer Freikorpsführer hingegen konnte sich anfänglich einer offiziellen Billigung durch Wilhelm III. gewiss sein. Als diese Billigung jedoch zunehmend halboffiziellen Charakter annahm, ignorierte Schill konsequent die Anweisungen seines Regimentskommandanten, agierte eigenmächtig als Partisan und fand schließlich den Tod. Sein Aufruf *An die Deutschen*, den Schill 1809 in Dessau drucken ließ, enthält wieder das Motiv der kämpfenden Bauern und so heißt es im Aufruf, dass Sensen und Piken die Stelle der Gewehre vertreten mögen. Überhaupt ist das Motiv im Kontext der Literatur der Befreiungskriege sehr gängig. Es findet sich ebenfalls im

---

<sup>186</sup> GBA, VdS III/IV, S. 394.

<sup>187</sup> Vgl.: Ritter, Gerhard: Von Boyen bis Roon: Volksheer oder königliche Garde? In: Büsch Otto; Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.): *Moderne Preußische Geschichte. Eine Anthologie.* Bd. 2. Berlin: de Gruyter 1981, S. 830. Im Folgenden als: Ritter 1981.

<sup>188</sup> Zitiert nach: Ritter 1981, S. 832.

<sup>189</sup> Vgl. VdS, S. 63.

Roman *Stille vor dem Sturm* von 1862 des mit Fontane befreundeten George Hesekeel. Mit dieser literarischen Motivik wird aber nicht nur eine vermeintliche Volkstümlichkeit des Aufstands unterstrichen. Sie verweist darüber hinaus auf einen historischen Aspekt der Militärgeschichte. Nach Reinhard

„ging man im 16. Jahrhundert zu gemischter Aufstellung von Schützen und Speißträgern über, wobei mit der Entwicklung der Feuerwaffen und der Schützentaktik die letzteren immer unwichtiger wurden.“<sup>190</sup>

Für den Volkskrieg wird mithin eine ambivalente Motivik gewählt, die einerseits auf Volkstümlichkeit abhebt, andererseits jedoch antiquierte und somit ineffektive Bewaffnung beinhaltet. Eines der historischen Vorbilder für die Romanfigur Berndt war Friedrich August Ludwig von der Marwitz. In dem für *Vor dem Sturm* einschlägigen Band *Oderland der Wanderungen durch die Mark Brandenburg* schreibt Fontane über ihn:

„Die Marwitze haben dem Lande manchen braven Soldaten, manchen festen Charakter gegeben, keinen aber braver und fester als Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dessen Auftreten einen Wendepunkt in unserem staatlichen Leben bedeutet. Erst von Marwitz' Zeiten ab existiert in Preußen ein politischer Meinungskampf.“<sup>191</sup>

Bei Marwitz handelte es sich um einen entschiedenen Gegner einer National- und Volksarmee und einen ebensolchen Verteidiger der durch die Hohenzollern verbrieften Rechte und vor allem Privilegien seines Standes. Damit stand er im Widerspruch zu Clausewitz,<sup>192</sup> der in einer Bewaffnung eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung einen wichtigen strategischen

---

<sup>190</sup> Reinhard, Wolfgang: Geschichte des modernen Staates. München: Beck, 2007, S. 79. Im Folgenden als: Reinhard 2007.

<sup>191</sup> Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Teil: Das Oderland. Hrsg. v. Gotthard Erler und Rudolf Mingau. (Große Brandenburger Ausgabe). Berlin: Aufbau-Verlag 1997. S. 228.

<sup>192</sup> Vgl. hierzu: Krimmer, Elisabeth; Simpson, Patricia Anne (Hrsg.): Enlightened War: German Theories and Cultures of Warfare from Frederick the Great to Clausewitz. Rochester, NY: Camden House, 2011, S. 91.

Vorteil sah. Viele sahen darin jedoch ein beträchtliches politisches Risiko, wie beispielsweise auch der König in *Vor dem Sturm*. In seinen Erinnerungen, geschrieben in den 1830er Jahren und durch Fontane ausgiebig rezipiert, resümiert Marwitz über seine Zeit als Kommandant einer Landwehrbrigade während der anti-napoleonischen Aufstände:

„Es ist überhaupt nur ein Blendwerk, von den Ideologen aufgestellt, daß nur die Nationalität und die Vaterlandsliebe (bei großen Haufen!) gute Kriegsheere erzeuge, gegen welche die sogenannten Söldner von Hause aus zurückständen [...] Alle diese [sc. Söldnerheere, T.L.] besiegten die gegenüberstehenden Nationalheere.“<sup>193</sup>

Dahinter steht die Marwitzsche Idee, dass nicht diese großen Menschenmengen zu abstrakter Vaterlandsliebe fähig seien könnten, sie vielmehr nur ihrem lokalen Patronatsherrn verbunden seien. Ohne diese traditionelle Bindung, so ist er sich gewiss, stünden Rebellionen und Revolutionen bevor. Daher deutet er die anti-napoleonischen Erhebungen von 1813 auch als durch ein Gefühl der Rache motiviert. Positive Gefühle gegenüber der Nation oder dem Vaterland hätten dahinter zurückgestanden.<sup>194</sup> Marwitz führt in seinen *Nachrichten* dazu aus:

„Die Vaterlandsliebe ist überhaupt ein Gefühl, dessen nur edlere Seelen fähig sind. Was man bei dem großen Haufen so nennt, wenn er nach langer Unterdrückung gegen seine Peiniger aufgerufen wird (wie wir 1813), ist ganz einfach die Rache und die Begierde, ferneren Verlust und Not abzuwenden. Die Masse der Eingeborenen wird nur bei der Fahne erhalten durch den gewohnten Gehorsam gegen den Landesherrn. Wo dieser entweicht, sehen wir Soldatenaufstände und Revolutionen.“<sup>195</sup>

Marwitz abstrahiert in seinen Erinnerungen vom soldatischen Individuum ebenso wie vom abstrakten metaphysischen Konstruktionen wie der historisch-normativ gedachten Nation und bleibt der Idee rational regierter Staaten und ihren schachspielgleichen Kampfeinheiten verbunden. Marwitz'

---

<sup>193</sup> Friedrich August Ludwig von der Marwitz: *Nachrichten aus meinem Leben: 1777-1808*. Hrsg. von Günter de Bruyn. Berlin 1989. S. 281. Im Folgenden als: Marwitz 1989.

<sup>194</sup> Vgl hierzu: Marwitz 1989, S. 281.

<sup>195</sup> Marwitz 1989, S. 281 f.

Denken ist damit durch den spätabolutistischen Fokus auf den Souverän und den aufgeklärten Staat gekennzeichnet. Hier deutet sich bereits an, dass hinter der Frage um die Heeresverfassung ganz grundsätzliche Verfassungsfragen mitschwingen. Heinrich August Winkler kann daher auch den Schluss formulieren:

„Daß der preußische Verfassungskonflikt letztlich in einem sozialen Konflikt wurzelte, dem Kampf des Bürgertums gegen das mit den absolutistischen Tendenzen verbündete Junkertum, war dem Liberalismus von Anfang an deutlich bewußt.“<sup>196</sup>

Und damit war auch die grundsätzliche Frage nach dem Charakter des Staates berührt:

„Es ging reicht eigentlich um einen grundsätzlichen Widerstreit zwischen bürgerlich-politischem und militärischem Denken. Die Wesensart des preußischen Staates selbst – ob Militärstaat, Kriegerstaat, ob Bürger- und Rechtsstaat – wurde umkämpft.“<sup>197</sup>

Für Gordon A. Craig ist daher auch der Verfassungskonflikt mit Recht „das Zentralereignis der innerdeutschen Geschichte des letzten Jahrhunderts“ genannt worden.<sup>198</sup> In den 1850er Jahren bei der Frage des Heeresetats sah sich die Armee zum ersten Mal der Notwendigkeit gegenüber, sich aus materiellen Gründen Gedanken darüber zu machen, wie es um ihr Ansehen bestellt war. Dabei konstruierte auch ein Mann wie Roon klare Verbindungen zwischen Fragen der Einsatzfähigkeit der Armee und politischen Erwägungen. Die Landwehr, behauptete er, sei eine „politisch verkehrte“ Einrichtung, da die Regierung sie angesichts der Tatsache, dass „jeder Landwehrmann dank unserer gegenwärtigen parlamentarischen Regierungsform zum Wähler geworden ist“, nicht wie eine normale Armee einsetzen könne, sondern die Wünsche der Landwehrleute berücksichtigen müsse. Doch die Landwehr sei auch eine „militärisch verkehrte“ Einrichtung,

---

<sup>196</sup> Winkler 1964, S. 16.

<sup>197</sup> Ritter 1981, S. 859.

<sup>198</sup> Craig, Gordon A.: Die preußisch-deutsche Armee. 1640-1945. Staat im Staate. Düsseldorf: Droste, 1960. S. 159. Im Folgenden als: Craig 1960.



denn es mangle ihr an der rechten Disziplin und an einer Eigenschaft, die Roon den „eigentlichen richtigen festen Soldatengeist“ nannte.<sup>199</sup> In seiner Reformdenkschrift zur Reorganisation des Heeres stellte Roon dann auch kategorisch den Grundsatz: „Die bewaffnete Macht deliberiert nicht, sie führt bloß aus“<sup>200</sup> auf. Die dahinter liegende Idee war, dass das Heer jederzeit als Ordnungsmacht innerhalb der in Unruhe geratenen bürgerlichen Gesellschaft auftreten können muss. Damit ist eine Gefahr genannt, die zwar in *Vor dem Sturm* auch durch den König angesprochen wird, auf die es ansonsten im Text aber kaum Hinweise gibt. Eduard von Bonin, ebenfalls Kriegsminister in der 1850er Jahren, erkannte entgegen Roon die ideelle Bedeutung der Landwehr, die Reform würde „das Heer von Lande trennen“ und eine Situation schaffen, in der „Preußen die Grundbedingung seines Daseins“, nämlich das Vertrauen des Volkes in die Armee, verliere.<sup>201</sup> Während des Heereskonflikts erklärten renommierte Offiziere öffentlich, dass die bisherige Dienstzeit ausreiche. Und es war ebenso bekannt, dass der Prinzregent und Roon über eine Verlängerung der Dienstzeit einen esprit de corps, den Sinn für Soldatenehre und die notwendige Treue gegenüber Staat und Thron erreichen wollten.<sup>202</sup> Auch dies scheint in *Vor dem Sturm* vordergründig nicht nötig zu sein. Die Bauern und Kleinbürger haben nicht im Sinn, entgegen dem Wort des Königs zu handeln. Es sind vielmehr die Bürgerlichen und der Adel, die sich durch Eigenmächtigkeiten hervortun. Dass es in *Vor dem Sturm* überhaupt ein Problem ist, gegen die napoleonischen Besatzer loszuschlagen, wird einerseits einem als zögerlich dargestellten König angelastet, andererseits aber und vor allem seinem Minister Hardenberg. Damit wird ein interessantes Motiv aufgenommen, dass sich genauso in der Figur des Ministers Haugwitz und seiner Politik in *Schach von Wuthenow* spiegelt. In einem Gespräch zwischen Berndt und Prinz Ferdinand bekennt Berndt offen, dass er dem König zwar vertraue, „aber nicht dem Grafen, seinem ersten Minister.“<sup>203</sup> Damit ist ein Problem angesprochen, das eine

---

<sup>199</sup> Zitiert nach: Craig 1960, S. 162.

<sup>200</sup> Zitiert nach: Ritter 1981, S. 854.

<sup>201</sup> Zitiert nach: Craig 1960, S. 162.

<sup>202</sup> Vgl. Craig 1960, S. 168.

<sup>203</sup> VdS, III, S. 11.

Konsequenz des Wandels von Staatlichkeit ist. Dem König von Gottes Gnaden gebührt absoluter Gehorsam. Doch mit der Modernisierung von Staatlichkeit, der Bürokratisierung und Ausdifferenzierung von Machtsphären entstehen mächtige Beamte. Und ebenso wie die Frage der Verantwortlichkeit zwischen Minister und König für Außenstehende schwer zu durchschauen war, hat auch die politische Einflussnahme auf die Armee während der Einigungskriege erst durch Bismarck erkämpft werden müssen. Und dieser Konflikt trug sich – man ist fast ironischerweise zu sagen versucht – ausgerechnet zwischen Bismarck und Roon zu. Es ging darum, ob das Heer ein politischer Akteur oder ein politisches Instrument ist. Die gleiche Frage steht auch im Hintergrund der Landwehrdiskussion und der Stiche von Schill und Erzherzog Karl im Hohen-Vietzer Dorfkrug. Die Frage in Hinblick auf das Heer ist, ob es eigenmächtig als politischer Akteur agiert und damit sozusagen eine neue politische Machtsphäre innerhalb bestehender Staatlichkeit öffnet oder ob es lediglich ein Selbstverständnis als politisches Instrument gibt – also nur ganz im Sinne des königlichen Willens gehandelt wird. Der Streit zwischen Bismarck und dem Generalstab bildet zudem eine Analogie zu Hardenbergs Primat der Außenpolitik in *Vor dem Sturm* sowie der daraus resultierenden historischen Konfliktsituation mit der Armee. Schließlich nahmen zahlreiche Offiziere infolge von Hardenbergs Politik ihren Abschied, da der Minister in Anbetracht der Situation auf ein Primat der Außenpolitik setzte.<sup>204</sup>

Die Ursachen liberalen Scheiterns im Verfassungskonflikt, wie sie sich auch aus *Vor dem Sturm* herauslesen lassen, werden daher wohl sowohl in den statischen Machtverhältnissen in Preußen zu sehen sein, wie auch in der Dynamik, die dieses politische System immer noch zu entfalten imstande war.<sup>205</sup> Die Verfassungssituation nach 1871 beschreibt Ernst Rudolf Huber dadurch, dass der Anspruch der Nation auf Selbstbestimmung aufgrund der realen Machtverhältnisse den Charakter eines Anspruchs auf politische Mitbestimmung angenommen habe:

---

<sup>204</sup> Vgl. hierzu: Craig 1960, S. 219.

<sup>205</sup> Vgl. hierzu: Winkler 1964, S. 117.

„Ein nicht durchsetzbarer Machtanspruch ist eine Fiktion; aus Doktrinarismus auf ihm beharren, ist in der Realität nichts anderes als durch leere Deklamation umkleideter Machtverzicht. Ein effektiver Anspruch der bürgerlichen Bewegung auf Teilhabe am Werk der Reichsgründung und Verfassungsgebung konnte unter den realen Umständen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur in der Form eines Anspruchs auf Mitentscheidung innerhalb eines Systems des strukturellen Dualismus geltend gemacht werden.“<sup>206</sup>

Die Sichtweise Hubers fordert dazu auf, sich mit den Realitäten der Macht auseinanderzusetzen. Dies entspricht auch der Situation in *Vor dem Sturm*, wenn die gescheiterte Landwehr-Aktion im Sinne eines zwar durchaus ehrenvollen, jedoch politisch und militärisch völlig folgenlosen Unternehmens verstanden wird. Fontane schlägt sich damit eindeutig auf die Seite der Konservativen. Der Verfassungskonflikt ist immer in einer Fluchtlinie mit der Reichsgründung zu sehen. Dann lautet die Botschaft von *Vor dem Sturm* für das liberale Bürgertum nur noch: Der militärisch potente Machtstaat hat die Nation verwirklicht und das ist anzuerkennen.

### 2.3 Die Reformdebatte in *Schach von Wuthenow*

Im Jahre 1882 veröffentlichten *Schach von Wuthenow – Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes* nimmt Fontane die Debatten um die Heeresverfassung teilweise wieder auf, verschränkt sie aber eng mit anderen Reformfragen. Im Zentrum der Erzählung steht in Anbetracht einer äußeren Bedrohung durch Napoleon Bonaparte das schlichtweg realpolitische Problem eines veralteten und überlebten Heeres, das sich nach außen hin abgeschlossen hat und für Reformbestrebungen nicht offen ist. Damit setzt sich nach Christian Grawe Fontanes Erzählung schon von George Hesekiels *Vor Jena. Nach Aufzeichnungen eines königl. Offiziers vom Regiment Gensd'armes* von 1859 ab, der Preußen lediglich als „Opfer

---

<sup>206</sup> Huber 1981, S. 177.

korrumpierender *äußerer* Einflüsse [Hervorhebung im Original, T. L.]“  
sehe.<sup>207</sup>

Dieses Problem wird aber durch zwei weitere Problemfelder flankiert. Denn zum einen wird die Abschottung des Heeres nach Außen durch eine Schilderung des Offiziersstandes als geschlossenem Adelsstand dargestellt, zum anderen erweist sich jenes nach Außen geschlossene und reformunwillige Heer geradezu als Symbol für das preußische Staatswesen überhaupt. Die Gräfin Sophie von Schwerin, deren Erinnerungen Fontane als Quelle für *Schach von Wuthenow* heranzog, diagnostizierte als Ursache der Misere von 1806 den Geist des friderizianischen Preußens, der Preußen ganz natürlich zu einem weltanschaulichen Gegner Napoleons gemacht habe:

„Umgehen konnte menschliche Weisheit dies hereinbrechende Verhängnis wohl nicht. Es sprach sich zu deutlich aus in dem Geist der Zeit, der es zugleich heraufbeschwor und ihm unterlag.“<sup>208</sup>

Im Anschluss erläutert sie, dass „Übermut und Prahlerei die Ursache des Unwertes unseres Heeres gewesen“ seien.<sup>209</sup> Die Situation wird allerdings nicht an einer beliebigen Einheit der Armee demonstriert, sondern am Beispiel des Eliteregiments Gensdarmes, das mit der Leibgarde verschmolzen war und dadurch in besonders enger Beziehung zu König und Staat zu sehen ist. Bei diesem 1691 von Kurfürst Friedrich III., dem späteren König Friedrich I., gegründeten Regiment handelt es sich um die berühmteste und exklusivste Einheit der preußischen Armee, die in der preußischen Geschichte eine wichtige Rolle spielt, insbesondere während des Siebenjährigen Krieges Friedrichs II.<sup>210</sup> Nach dem Militärreformer Bülow aus *Schach von Wuthenow* ist es aber um die Leistungsfähigkeit dieser

---

<sup>207</sup> Grawe 1990, S. 168.

<sup>208</sup> Romberg, Amalie von: Vor hundert Jahren. Erinnerungen der Gräfin Sophie von Schwerin. Berlin: Stargardt. 1910. S. 148. Im Folgenden als: Romberg 1910.

<sup>209</sup> Vgl. Romberg 1910, S. 148.

<sup>210</sup> Auch Hans Herrmann von Katte gehörte dem Regiment Gensdarmes an.

Einheit und die der preußischen Armee überhaupt nicht mehr gut bestellt. Er sieht in Schach exemplarisch eine

„Verkörperung jener preußischen Beschränktheit, die nur drei Glaubensartikel hat: erstes Hauptstück ‚die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als der preußische Staat auf den Schultern der preußischen Armee‘, zweites Hauptstück ‚der preußische Infanterieangriff ist unwiderstehlich‘, und drittens und letztens, ‚eine Schlacht ist nie verloren, solange das Regiment Garde du Corps nicht angegriffen hat‘. Oder natürlich auch das Regiment Gensdarmes.“<sup>211</sup>

Alle Sätze stehen in Bezug zur Zeit Friedrichs II.,<sup>212</sup> in der viele zentrale Weichen für das Bild Altpreußens<sup>213</sup> und für die Handlungsgegenwart der Erzählung gestellt wurden. In Analogie zum Atlasmythos wird die existenzielle Verbindung des preußischen Staatswesens mit seiner Armee hervorgehoben. Auch die anderen beiden „Glaubensartikel“ beziehen sich auf die preußische Armee. Sie illustrieren in doppelter Verstärkung den Mythos einer vermeintlichen Unbesiegbarkeit. Jene völlig einseitige Überschätzung des Militärischen wird in *Schach von Wuthenow* unter anderem durch einen Verweis auf die Lebensgeschichte Mirabeaus beschrieben. Sie stellt eine Mahnung vor Selbstüberschätzung und zu mehr Bescheidenheit dar. Mirabeau wuchs unter Bezeugungen der Bewunderung seiner Schönheit auf, wurde aber schließlich entstellt. Der Ruhm und der Erfolg Preußens, so lässt es sich hier aus der Analogie herausdeuten, sind ebenfalls nicht vor plötzlichem Verblässen und Vergehen gefeit. Die Bestrebungen der preußischen Offiziere Karl Ludwig von Phull und Christian von Massenbach aus der Umgebung Scharnhorsts und seiner Militärischen Gesellschaft in der preußischen Armee neue Methoden einzusetzen und das Bild des Soldaten zu revidieren, werden von Prinz Louis Ferdinand als oppositionell bezeichnet.<sup>214</sup> Den gewandelten Staatsgedanken der Reformen auszuführen war aber offensichtlich nicht

---

<sup>211</sup> GBA, SvW, S. 25.

<sup>212</sup> Die Atlas-Formulierung findet sich in testamentarischen Äußerungen Friedrichs II. Vgl. die Anmerkung 25 GBA, SvW, S. 213.

<sup>213</sup> Damit ist hier vor allem jene Epoche Preußens bis zum Anschluss neuer Gebiete nach der ersten Teilung Polens 1772 gemeint. Friedrich II. starb 1783.

<sup>214</sup> Vgl. GBA, SvW, S. 51.

Theodor Fontanes Anliegen. Es werden zwar Namen aus dem Umfeld der Reformer wie Phull oder Massenbach genannt, auch Bülow kommt mit seinen modernen Ansichten zu Wort, es finden sich ansonsten aber kaum direkte Spuren, die auf eine Berücksichtigung der Reformer hindeuten. Spuren, die zumindest diskursiv auf die Bestrebungen der Reformer hindeuten, das heißt auf eine Verbürgerlichung des Heeres und die Schaffung eines wirklichen Staatsbürgertums, lassen sich aus *Schach von Wuthenow* herauslesen. Die Reformer, obwohl aus dem friderizianischen Preußen stammend, haben dieses nicht wieder aufgebaut, sondern mit ihrer Politik andere Wege eingeschlagen. Tatsächlich könnte dies auf eine konservative Anlage der Erzählung hindeuten. Dass Fontane kritische Diskurse über Preußen in den Text einbaut, was er wiederum auch eindeutig tut,<sup>215</sup> ist allein noch kein Hinweis auf einen kritischen Text als solchen – auch wenn dies oft bereits derart gedeutet wurde.<sup>216</sup>

Schach zeigt jedenfalls keine Sympathien für diese „Genialitätsleute“<sup>217</sup>. Er ist konservativ und sieht die Fundamente von Staat und Armee immer noch im Zeitalter Friedrichs des Großen sowie im Gottesgnadentum ruhen. Obwohl Bülow wiederum moderne Ansichten vertritt, wird er aber doch reichlich unsympathisch geschildert. Er behält zwar mit seinen Prognosen vorerst historisch recht, aber aus der Rezeptionsperspektive eines Lesers der Publikationszeit des Romans, muss in Betracht gezogen werden, dass es Preußen nicht nur gelungen war, die Staatskrise zu überwinden und die napoleonische Besatzung abzuschütteln, sondern in jüngerer Geschichte die nationale Einigung unter preußischer Führung verwirklicht hatte.

Aber dennoch: Wenn Schach attestiert wird „immerhin einer unserer [sc. der Offiziere des Regiments Gernsdarmes] Besten“<sup>218</sup> zu sein, dann wirft dies ein bezeichnendes Licht auf die Mittelmäßigkeit der Armee und ihrer

---

<sup>215</sup> Guenther, Walter P.: Preußischer Gehorsam. Theodor Fontanes Novelle „Schach von Wuthenow“. Text und Deutung. München: Nymphenburger 1981, S. 223.

<sup>216</sup> Zuberbühler, Rolf: „Excelsior“. Idealismus und Materialismus in Kellers und Fontanes Altersromanen. „Martin Salander“ und „der Stechlin“. In: Amrein, Ursula (Hrsg.): Gottfried Keller und Theodor Fontane: vom Realismus zur Moderne. Berlin u.a.: de Gruyter 2008, S. 87-112. Hier: S. 106.

<sup>217</sup> GBA, SvW, S. 51.

<sup>218</sup> GBA, SvW, S. 26.

Offiziere um 1806, die obwohl sie in unmittelbarer Nähe des Zentrums der Macht operieren, sich nicht auf der Höhe der Zeit befinden und die Problemlage nicht überblicken. In den *Erinnerungen* der Gräfin Sophie von Schwerin heißt es zu dem permanenten Exerzieren und Paradiereen im Heer, dass es eine der Hauptbeschäftigungen der Regimenter dargestellt habe und dass im Garde du Corps die Spielerei bis zu einem Grade getrieben worden sei, „der die Vernunft empören musste“<sup>219</sup>. Sie pathologisiert den Zeitgeist geradezu, wenn sie davon spricht, dass „der Geist jener Zeit kein guter und gesunder zu nennen“ sei und den Offizieren der Gensdarmes eine in jener Zeit sprichwörtlich gewordene „sybaritischen Genußsucht“ attestiert.<sup>220</sup>

Diese Zeitzeugenerinnerungen belegen, dass den Offizieren offenbar der Bezug zur Realität ein Stück weit abhanden kam. Und diese Situation wird in der Beziehung von Schach und Victoire gespiegelt. Victoire steht dabei für den Realitätssinn, wohingegen Schach das Ästhetentum repräsentiert. Victoires Sinn für Realität wird von Schach negativ gedeutet, in seinen Augen „verhäßlicht“<sup>221</sup> er sie gar. Als Schach Victoire mit Wunderhold tituliert, als einer Übersetzung des Namens von Mirabeau, lacht sie vor Bitterkeit laut auf. Auf der Ebene einer politischen Lesart der komplexen Szene verneint Schach damit den Sinn für politischen Realismus zugunsten einer ästhetischen Deutung der Politik. Die Verbindung zwischen Victoire und Preußen wird über den Namen hergestellt. Doch Mirabeau kritisierte die Dekadenz des preußischen Staates. Victoire sieht die Realität ihrer Narben, die für die preußischen Unzulänglichkeiten stehen. Schach jedoch sieht nur „das ewig Eine, daß sich die Seele den Körper schafft oder ihn durchleuchtet und verklärt.“<sup>222</sup> Schach bezieht sich also auf die preußische Staatsidee, es ist für ihn die Idee des militärischen Machtstaates, die den preußischen Staatskörper im übertragenen Sinne immer noch durchleuchten würde. Bei der vermeintlich letzten große Revue der preußischen Armee auf dem Tempelhofer Feld in *Schach von Wuthenow*

---

<sup>219</sup> Romberg 1910, S. 118.

<sup>220</sup> Romberg 1910, S. 118.

<sup>221</sup> GBA, SvW, S. 78.

<sup>222</sup> GBA, SvW, S. 78.

werden nochmal alle Traditionsregimenter mit einigen der bedeutenden historischen Schlachten aufgezählt. In „patriotisch stolzer Erregung“<sup>223</sup> bejubelt ein großes Publikum die Revue. Es ist nicht ohne Hintersinn, dass man anschließend ins Theater geht, um noch „etwas von wohltuender politischer Emotion“<sup>224</sup> zu bekommen. Die große Revue und der Theaterabend sind beide gerade gut, um wohltuende politische Emotion zu wecken – also eine Emotion, die gewissermaßen aus der Kulisse kommt. Im Kapitel „Es muß etwas geschehen“ zeigt sich diese Parallelisierung von ästhetischen und politischen Fragen schließlich ganz deutlich und wird anhand des Theaterstücks „Die Weihe der Kraft“ geschildert: „Alles, was mystisch-romantisch war, war *für*, alles, was freisinnig war, *gegen* das Stück [Hervorhebung im Original, T.L.]“<sup>225</sup> Frau von Carayon und der Hof schwärmen für das Stück. Victoire und Schach lehnen das Stück ab. Ob dies aus den gleichen Gründen geschieht, bleibt unausgesprochen. Denkbar ist jedenfalls, dass sie es aus unterschiedlichen Gründen ablehnen. Schach sieht eine Entheiligung Luthers, zumindest suggeriert das Bülow in einem Gespräch. Victoire spricht lediglich ihr Unbehagen aus, das stärker auf der politischen Instrumentalisierung zu beruhen scheint. Luther wird in den Dienst nationaler Erhebung gestellt. Bornkamm verweist darauf, dass sich eben zu jener Zeit zunehmend, schließlich kulminierend im Kulturkampf, zwei verschiedene Staatsbegriffe ausbildeten: Der altpreußische Staatsbegriff, den er im Gedanken des rein protestantischen Staates verkörpert sieht und der liberale Staatsbegriff. Gerade viele Liberale seien als Anhänger des altpreußischen Staatsbegriffs zu klassifizieren und entsprechend Anhänger des Kulturkampfs gewesen.<sup>226</sup> Es ist daher als ein scharfes Plädoyer gegen den Kulturkampf und die enge Verbindung von Luthertum und Preußen zu lesen, dass Victoire schließlich nach Rom reist, dort bleibt und ihr Kind, das als ein Symbol der Hoffnung und des

---

<sup>223</sup> GBA, SvW, S. 72.

<sup>224</sup> GBA, SvW, S. 73.

<sup>225</sup> GBA, SvW, S. 84.

<sup>226</sup> Vgl. hierzu: Bornkamm 1969, S. 60.

Und: Franz-Willing, Georg: Der große Konflikt: Kulturkampf in Preußen. In: Büsch, Otto; Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.): Moderne preußische Geschichte 1648-1947. Eine Anthologie. Bd. 3. Berlin, New York: de Gruyter 1981. S. 1395-1457. Hier S. 1417. Im Folgenden als: Franz-Willing 1981.



Wiederaufstiegs gedeutet werden kann, auf die Welt bringt.

Liest man den Erzähltext nun vor dem Hintergrund seiner Publikationsgegenwart wird die Brisanz seines Gehaltes offenkundig: Nicht nur werden die Leser daran erinnert, dass Preußen in seiner Geschichte nicht immer ausnahmslos siegreich agierte, sie werden darüber hinaus daran gemahnt, dass man sich gewissermaßen auch zu Tode siegen kann. Nach drei erfolgreichen Kriegen hatte der Stolz auf die Armee nach der Reichsgründung einen Höhepunkt erreicht. Erfolg mindert mit modernen Worten ein wenig den Innovationsdruck. 1883 nannte Eugen Richter, den Fontane sehr schätzte,<sup>227</sup> die Garderegimenter „Paradetruppen“, sie seien militärisch nutzlos und gehörten abgeschafft.<sup>228</sup> Dabei wurden diese Regimenter von Wilhelm I. sehr geschätzt. Er schätzte die Zeit Friedrichs II. über so sehr, dass er sich und die Armee mit dieser Epoche in eine Linie stellen wollte. So verkündete er 1861, also bereits während des Verfassungskonflikts um die Heeresreform, dass er die Fahnen der neuen Regimenter am Grabe Friedrich des Großen weihen werde. Friedrich II. hatte auch besonders auf den Adel gesetzt und ihn in der Armee gefördert. Diese Analogie zwischen dem nachfriderizianischen Preußen und dem jungen Deutschen Reich allein mag noch als Warnung verstanden werden. Fundamental und auf die staatliche Verfasstheit zielend wird sie, wenn man jene Textpassage aus dem *Schach* hinzunimmt, in der Bülow die Politik Haugwitz' verteidigt. Sein Kernargument ist wieder realpolitischer Natur: Haugwitz' Politik rechne mit gegebenen Größen. Nicht nur die Bevölkerung sieht also im Frieden mit Frankreich die Rettung<sup>229</sup>, auch die Regierung stelle sich der Realität und akzeptiere, dass Preußen dem napoleonischen Frankreich militärisch unterlegen sei. Mit anderen Worten akzeptiert sie damit eine Art *conditio sine qua non* preußischer Staaträson, „weil der Staat Friedrichs des Großen nicht ein Land mit einer Armee, sondern eine Armee mit einem Lande ist.“<sup>230</sup> Die dahinter liegende Kritik lautet, dass Preußen keine politische Kultur habe, so Bülow. Und zweifelsohne ist auch damit der

---

<sup>227</sup> Vgl. bspw.: Berbig 2010, Bd. 4, S. 2630.

<sup>228</sup> Zitiert nach: Craig 1960, S. 252.

<sup>229</sup> Vgl. GBA, SvW, S. 71.

<sup>230</sup> GBA, SvW, S. 54.

historische Punkt berührt, dass die Hohenzollern Preußen in seiner staatlichen Entwicklung vor allem durch militärische Maßnahmen förderten und sicherten. Dennoch heißt es auch an anderer Stelle: „Welch andere Kraft aber hatten wir als die Armee, die Armee, die, was Erscheinung und Schulung anging, immer noch die fridericianische war.“<sup>231</sup> Wer hier spricht ist unklar, es scheint sich um die Erzählinstanz zu handeln, die nochmals untermauert, dass die wesentliche Lebensbedingung Preußens die Armee ist – wenn auch, wie im Fall dieser Erzählung, eine veraltete Armee aus der Zeit Friedrichs des Großen. Das ist aber elementar für die Deutung der Erzählung, denn wenn die Armee in fundamentaler Weise für den Staat steht, ist mit der Kritik am Überlebten eben nicht nur die Armee als solche gemeint, sondern auch der preußische Staat selbst. In der Übertragung auf die Publikationsgegenwart zeigt sich analog (auch in Verbindung mit den Kapiteln 2.4 und 2.6), dass das Machtgefüge des absolutistischen Staates erhalten geblieben ist und nicht weiterentwickelt wurde. Das Verfassungsgefüge des Kaiserreichs befindet sich in einer ganz ähnlichen Problemkonstellation wie der Staat in *Schach von Wuthenow*. Und so konstatiert Gordon A. Craig für die Jahre nach der Reichsgründung:

„Doch die Militärkaste, durch ihre Siege hochmütig geworden, scheint nur eines im Sinne gehabt zu haben: zu erlangen, was sie in der Konfliktzeit nicht erlangt hatte, nämlich vollständige Freiheit von den Budgetbefugnissen des Parlaments [...]. Drei Jahre nach der Reichsgründung in Versailles brach der alte Konflikt wieder aus und setzte sich mit wachsender Intensität [...] fort.“<sup>232</sup>

In die Entstehungszeit von *Schach von Wuthenow* fällt die konservative Wende der Politik Bismarcks von 1878/79. Hatte er bisher erfolgreich mit den Liberalen zusammengearbeitet, traten als Begleiterscheinungen der Gründerkrise zunehmend Spannungen auf, die schließlich zum politischen Bruch und zu einem Bündnis Bismarcks mit dem landwirtschaftlichen Großgrundbesitz und der Schwerindustrie führten. Dieser politische Wandel wird in der Forschung unter dem Begriff der Inneren Reichsgründung

---

<sup>231</sup> GBA, SvW, S. 71.

<sup>232</sup> Craig, Gordon A.: Craig 1960, S. 242.

diskutiert.<sup>233</sup> Ziel der Wende war es, eine weitere Reformierung des Reiches im liberalen Sinne zu verhindern und es im Gegenteil sogar verstärkt im konservativen Sinne zu prägen. Einer von Bismarcks wichtigsten Opponenten in dieser Agenda war der Zentrumsolitiker Ludwig Windthorst, den Fontane aus dem Haus der befreundeten Familie Wangenheim kannte.

In der in *Schach von Wuthenow* geschilderten Gesellschaft herrscht teilweise ein Standesdünkel wie zu Zeiten des Feudalismus. Bei der Planung der berüchtigten Schlittenfahrt der Gensdarmes heißt es auf die Frage, was aus dem übrigen Salz werde: „C'est pour les domestiques.“<sup>234</sup> Und ausgerechnet der „jüngste Kornett“, womit dem Leser auch die sich eventuell einstellende Illusion genommen wäre, dass es sich um eine Generationenfrage zwischen älteren und jüngeren Offizieren handeln könnte, setzt nach: „Et pour la canaille.“<sup>235</sup> In der Tat spielt der Stand in *Schach von Wuthenow* durchaus noch eine Rolle. So versteht Frau von Carayon das Adelsprädikat als gesellschaftliche Waffe zur Durchsetzung von Interessen. Zu Zeiten des Ancien Regime zeigte sich die Stellung des Adels stabil und Frau von Carayon macht sich über den Adelsstolz ihres Mannes lustig. Sie betrachtete ihn gar als überflüssig. Sie führt jedoch aus: „die Stunden sind nicht gleich, und heute bitt ich deinem Vater ab“, „weil er mir mit seinem Adelsstolze, mit dem er mich zur Verzweiflung gebracht und aus seiner Nähe hinweg gelangweilt hat, eine willkommene Waffe gegen diesen Dünkel in die Hand giebt.“<sup>236</sup> Mit dem Vergleich zwischen damals und heute setzt sie ihre Argumentation gleichwohl ins Verhältnis und verweist auf eine Zunahme des Standesdünkels. Um in der Wahrung der Adelstitel bestehen zu können, argumentiert sie über das Alter und die Größe ihres Adels und setzt dessen besondere Bedingungen durch die Französische Revolution und das preußische Exildasein in eine scharfe Polarität zu einem doch äußerst provinziellen brandenburgisch-preußischen Adel. Dabei bleibt sie sich der Tatsache bewusst, dass das Gegenwärtige in

---

<sup>233</sup> Siehe hierzu: Frie, Ewald: Das deutsche Kaiserreich. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2004. S. 32-38.

<sup>234</sup> GBA, SvW, S. 90.

<sup>235</sup> GBA, SvW, S. 90.

<sup>236</sup> GBA, SvW, S. 124.

den Augen derer, die in Standesdünkel befangen sind, nichts zählt und überhaupt das Alte ein gewisses Vorrecht genieße: „Denn ich weiß wohl, das Vonheutesein ist immer ein Verbrechen in den Augen derer, die schon gestern da waren.“<sup>237</sup>

Auch der bürgerliche Kapellmeister Dussek echauffiert sich, dass ein Iffland zugedachter Orden ihm schließlich nicht verliehen wurde. Er hebt den Fall vom Besonderen ins Allgemeine: „Denn gegen wen anders ist die Spitze gerichtet, als gegen das Bürgertum überhaupt.“<sup>238</sup> Als Verantwortliche identifiziert Dussek den Offiziersstand, denn gescheitert sei die Verleihung letztlich an der „Hofgeneralität“, namentlich an General von Rüchel.<sup>239</sup> Pierre-Paul Sagave formuliert:

„In dem Maße, wie unter Friedrichs Nachfolgern militärischer Formalismus die Kriegstüchtigkeit ersetzt, wird auch das Ehrgefühl zu einer Äußerlichkeit, und das Standesbewußtsein wandelt sich in Arroganz.“<sup>240</sup>

Eine der Quellen Fontanes für *Schach von Wuthenow* war das *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen, bis zum 14ten Oktober 1806* von Friedrich Buchholz. Darin heißt es in einer nachdenklichen Passage über die Situation des Offiziersstandes:

„Da es bei dem Officier aber noch auf etwas mehr ankommt; da er, um alles mit Einem Worte zu sagen, die leitende Kraft, oder der Verstand, im Militär seyn soll: so ist vor allen Dingen darauf zu sehen, daß ihn die Organisation des Militärs selbst nicht außer Stand setze, diese Bestimmung zu erfüllen. Unvermeidlich ist dies indessen der Fall, wenn der Officierstand eine besondere Caste bildet, die durch das ihr anvertraute Princip der Furcht unaufhörlich mit dem bloßen Schrecken beschäftigt ist.“<sup>241</sup>

---

<sup>237</sup> GBA, SvW, S. 124f.

<sup>238</sup> GBA, SvW, S. 61.

<sup>239</sup> Vgl. GBA, SvW, S. 62.

<sup>240</sup> Sagave, Pierre-Paul; Fontane Theodor: „Schach von Wuthenow“. Vollständiger Text der Erzählung. Dokumentation. Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1966, S. 123. Im Folgenden als: Sagave 1966.

<sup>241</sup> Buchholz, Friedrich: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen, bis zum 14ten Oktober des Jahres 1806*. Berlin und Leipzig 1808 [anonym erschienen]. S. 217-219.

Im historischen Kontext der den Adel verunsichernden Revolutionszeit verstärkt der hier vor allem militärische Adel seine Standesabgrenzung. Bülow charakterisiert diesen Versuch als gescheitert, indem er formuliert: „Wir werden an derselben Welt des Scheins zugrunde gehn, an der Schach zugrunde gegangen ist.“<sup>242</sup> Der Brief, in dem er diese Worte schreibt, ist in der Erzählung auf den Tag genau einen Monat vor der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt datiert.

Im Verlaufe der Diskussion um die Ordensverleihung an Iffland wird allerdings auch der Aspekt, dass das Bürgertum eben keinen neuen freiheitlichen Zustand anstrebe, sondern lediglich auf die Sicherung eigener bürgerlicher Standesinteressen orientiert sei, ebenfalls angesprochen. So wirft Bülow Dussek vor:

„Sie sprechen von Vorurteilen, in denen wir stecken, und stecken selber drin. Sie, samt Ihrem ganzen Bürgertum, das keinen neuen freien Gesellschaftszustand schaffen, sondern sich nur eitel und eifersüchtig in die bevorzugten alten Klassen einreihen will.“<sup>243</sup>

Er spricht gegenüber Dussek oder dem Bürgertum im Allgemeinen aus: „wer Orden ignoriert, der arbeitet an ihrer Ausrottung“.<sup>244</sup> Eine ähnliche Sichtweise findet sich auch in Fontanes *Jenny Treibel*. Die Sicherung des eigenen Status und Integration in die herrschende Schicht – also ganz in einem konservativen Sinne – sind die beiden wesentlichen Aspekte. Bülow plädiert dafür, dass an die Stelle der Eifersüchtelei zwischen den Ständen Gleichgültigkeit gegenüber den Distinktionsmerkmalen treten müsse.<sup>245</sup> Die nüchtern-bescheidene Lebensweise der Vorfahren Schachs, die auch höhere Ränge in der Armeehierarchie bekleidet haben, lebt Schach nicht.

Die Schlittenfahrt zum Palais des Ministers Haugwitz, bei der dem Minister

---

<sup>242</sup> GBA, SvW, S. 155.

<sup>243</sup> GBA, SvW, S. 62.

<sup>244</sup> GBA, SvW, S. 63.

<sup>245</sup> Vgl. GBA, SvW, S. 62.

schließlich die Fenster eingeworfen werden, zeigt, wie der nahende Untergang gerade auch von den Offizieren der darin untergehenden Armee selbst provoziert wird. Es geht den Offizieren, Schach beteiligt sich nicht, darum, eine nationale Aufwallung zu erzeugen. Sie versuchen Politik zu machen und die Bürger Berlins in Sinne ihrer Kriegsbegeisterung zu beeinflussen.

Damit ist aber auch einer der wichtigen, wenn auch sehr subtilen, Hintergrunddiskurse des *Schach von Wuthenow* angesprochen. Denn da es den Offizieren der Gensdarmes aus Standesinteressen und veraltetem politischen Denken nicht möglich ist, den König zu kritisieren, können sie nur auf den Minister Haugwitz zielen. Dies liegt in der Logik des Kastendenkens, wie es bei den Offizieren des Regiments Gensdarmes auftritt:

„Sie [sc. Gemeinschaften] beruhen auf einem komplexen Gefüge von Institutionen, dessen Funktionieren aber zusätzliche mentale Dispositionen voraussetzt, die wir politische Kultur nennen.“<sup>246</sup>

Die politischen Institutionen, in denen sich das Selbstverständnis des Staates und die mentalen Dispositionen ausbilden, interagieren dabei wechselseitig. Für das Kaiserreich formuliert Wehler diesbezüglich:

„Der preußische Monarch kontrollierte nicht nur im Hegemonialstaat, der zwei Drittel des Reiches ausmachte, die drei Säulen des absolutistischen Staates: Heer, Bürokratie und Diplomatie, sondern auch als Reichsmonarch den Verwaltungsapparat der neuen Reichsbehörden, das Militär und die Außenpolitik. In diese Arcana Imperii gelang es dem Reichsparlament niemals wirklich einzudringen. Institutionell blieb damit, verfassungsrechtlich abgeschirmt, das Machtgefüge des absolutistischen Staates im wesentlichen erhalten.“<sup>247</sup>

Jene Arcana Imperii beinhalten in *Schach von Wuthenow*, aber auch im Kaiserreich die Frage nach dem den Ort der Souveränität. Der Souverän

---

<sup>246</sup> Reinhard 2007, S. 11.

<sup>247</sup> Wehler 1988, S. 62.

kann gemäß dem herrschenden Denken nicht für das Geschehen verantwortlich gemacht werden. Und in der Tat tritt der König wie schon in *Vor dem Sturm* nicht als politisch Handelnder in Erscheinung. In den Erinnerungen der Gräfin Sophie von Schwerin heißt es über den König:

„Die Meinung, die ihm für die allgemeine oder doch für die der Fähigsten gilt, wird allzu leicht von ihm befolgt werden, wie sich auch sein eigenes Gefühl gegen sie ausspreche. So meint er sich gegen die Verantwortlichkeit zu schützen [...].“<sup>248</sup>

Der Minister agiert und der König studiert als Schach ihn aufsucht die Karten der Schlacht von Austerlitz – dies ist als weiterer Hinweis darauf lesbar, dass die Niederlage zuvorderst auch vom König als strategischem Problem und weniger als Reformfrage verstanden wird. Dem Reformler Bülow bereitet es hingegen keine Schwierigkeiten den König zu kritisieren und sein Vorwurf des Bildungsmangels an die Adresse des Königs erweist sich als zutiefst bürgerlich:

„Und nun spricht der Fürst! Er ist der Gesetzgeber seines Landes in all und jedem [...]. Wer über Leben und Tod entscheidet, sollte der nicht auch über ein Gedicht entscheiden können? Ah, bah! Er mag sprechen, was er will, es sind immer Tafeln direkt vom Sinai. Ich habe solche zehn Gebote mehr als einmal verkünden hören und weiß seitdem, was es heißt: regarder dans le Néant.“<sup>249</sup>

Hinter diesem Vorwurf steht das bürgerliche Leistungsethos gegen das Geburtsrecht. Dem Souverän wird nicht zuerkannt in allen Fragen „von Gottes Ganden zu sein“, was freilich die Problematik, dass er über Leben und Tod eben doch wieder souverän ist, massiv erhöht. Auch Piere Paul Sagave verweist darauf, dass der König Köckritz als „braven alten Mann“ zu bezeichnen pflegte und konstatiert:

---

<sup>248</sup> Romberg 1910. S. 211.

<sup>249</sup> GBA, SvW, S. 13.

„Ein derartiges Lob aus königlichem Munde gibt über die Persönlichkeit des Herrschers zu denken, der zu seinem täglichen Umgang und zur Regelung seiner Beziehungen mit der Außenwelt einen so unbedeutenden und geistig trägen Menschen gewählt hatte.“<sup>250</sup>

Dabei heißt es über General von Köckritz beim Besuch Frau von Carayons:

„Er bestätigte durchaus die Lehre, daß eine *wohlwollende* Fürstenumgebung einer geistreichen immer weit vorzuziehen ist [Hervorhebung im Original, T.L.]. Nur freilich sollen diese fürstlichen Privatdiener nicht auch Staatsdiener sein und nicht mitbestimmen und mitregieren wollen.“<sup>251</sup>

Die „wohlwollende Fürstenumgebung“ verweist auf das Hofschranzentum des Absolutismus und auf überholte Strukturen. Der Verweis auf die Trennung zwischen fürstlichem Privatdiener, der nicht mitregieren solle, und Staatsdiener hebt aber eben jenen Unterschied im Prozess moderner Staatlichkeit hervor, der hier noch nicht klar vollzogen ist. Zum einen ist der Herrscher noch nicht gänzlich vom Staat geschieden, zum anderen entwickelt sich eine moderne Bürokratie, die teilweise eigene Agenden verfolgt.

Eine eigene Agenda verfolgte auch die historische Königin Luise. Ab 1805 versuchte sie zunehmend Einfluss auf die Politik zu nehmen und die jungen und kriegswilligen Offiziere zu unterstützen. Doch sie tritt in dieser Rolle in *Schach von Wuthenow* nicht auf. Es gehört zwar beispielsweise zum Kanon preußisch-historischen Bewusstseins, dass Luise in Tilsit Napoleon gegenübertrat, aber tatsächlich war dieses Treffen genauso erfolglos wie die Unterstützung der Kriegspartei. Es gehört zum Mythos der „bürgerlichen Königin“, dass sie sich für eine Modernisierung Preußens stark gemacht hat:

„Man erwartete, daß der preußische Staat aus einem „Maschinenstaat“ zu einem Staat der fortschreitenden Bewegung werde. Novalis' berühmter

---

<sup>250</sup> Sagave 1966, S.125.

<sup>251</sup> GBA, SvW, S. 132.



Aphorismen-Aufsatz „Glauben und Liebe – oder der König und die Königin“ ist für diese Zuversicht bezeichnend. Die romantische Verherrlichung und Verklärung der Königin Luise nahm hier ihren Ausgang.<sup>252</sup>

Es ist bezeichnend, dass Fontane diesen Kult zwar nicht kritisiert, ihn aber auch nicht mitmacht. Luise ist nicht die zukunftssträchtige Figur, sondern höchstens eine lediglich liebenswerte Randerscheinung. Stattdessen rückt der Autor Victoire ins Zentrum der Erzählung. Bei Victoire handelt es sich um die Enkeltochter eines königlichen Generalpächters. Ihrer Beziehung mit dem Soldaten Schach kommt daher vor dem Hintergrund der Entwicklung des modernen Staates besondere Bedeutung zu:

„Denn der Krieg war, wie gesagt, die wichtigste Triebkraft für den Übergang zum modernen Staat, zu dessen Modernität nicht zuletzt die Steuerhoheit gehört. Soldat und Steuereinnahmer legten gemeinsam die Grundlagen des modernen Staates, denn Machtpolitik und Machtmittel bedingen sich gegenseitig.“<sup>253</sup>

Friedrich II. finanzierte sein Heer sowie die Kosten des Siebenjährigen Krieges und in dessen Folge den Wiederaufbau unter anderem durch eine Reformierung des Steuerwesens. In Schach und Victoire wird an jene Allianz erinnert. Das Generalpächtertum wurde von Friedrich II. nach französischem Vorbild im Jahre 1765 geschaffen, unter der Bezeichnung „Administration générale des Accises et Péages“ (Hauptverwaltung der Binnen- und Straßenzölle). An der Spitze dieser Behörde standen fünf Generalpächter, die den Titel Geheimer Finanzrat führten. Sie nahmen eine bedeutende Stellung im preußischen Staatswesen und im öffentlichen Leben ein. Historisch ist es für Wolfgang Reinhard in seiner Geschichte des modernen Staates nicht bestreitbar,

---

<sup>252</sup> Huber, Ernst Rudolf: Nationalstaat und Verfassungsstaat. Studien zur Geschichte der modernen Staatsidee. Stuttgart: Kohlhammer. 1965, S. 49. Im Folgenden als: Huber 1965.

<sup>253</sup> Reinhard 2007, S. 70.

„dass aufgeklärte Rationalität nicht ohne Erfolg danach strebte, das Gemeinwesen zu einer gut funktionierenden Maschine zu machen, was auf den letzten Schritt zum vorrevolutionären modernen Staat hinauslief.“<sup>254</sup>

Für die Anhänger eines starken Staats, der fest in monarchischer Hand ruht, war die Parlamentarisierung eine negative Entwicklung. Exemplarisch zeigte sich dies im Heereskonflikt auf den in *Schach von Wuthenow* direkt mit dem Wort von „Sr. Majestät getreuster Opposition“<sup>255</sup> angespielt wird. Das geflügelte Wort stammt aus dem Kontext des Verfassungskonfliktes und benennt seither eine zu nachgiebige Interessensgruppe. Das Zitat wird auf einen Ausspruch des Abgeordneten Ludwig von Rönnes vom 26.2.1863 zurückgeführt. Der rechte Flügel der Deutschen Fortschrittspartei, der nach deren Spaltung 1866 zur Nationalliberalen Partei überwechselte, titulierte sich in ihrer kompromissbereiten Haltung gegenüber Bismarck selbst auf diese Weise. Im Verfassungskonflikt ging es bekanntlich um verschiedene Fragen: Allgemein sollte die innere Disziplinierung der Gesellschaft über einen Militarisierungsprozess sichergestellt werden, eher als Teil davon sollte die Landwehr als Bürgerheer der Scharnhorst-Boyenschen Reformen zugunsten der Linientruppe zerschlagen werden. Hans-Ulrich Wehler resümiert die Konsequenz:

„Fortab stand die grundsätzliche Frage der Wehrverfassung, mithin die Stellung der Armee im Staat, und das hieß: die Staatverfassung überhaupt, noch einmal zur Debatte.“<sup>256</sup>

Die eingangs aufgezeigte und oben ausgeführte Grundsatzfrage von *Schach von Wuthenow* findet sich hier in 1860er Jahren also wieder: Wie ist es um den Zusammenhang von Staats- und Wehrverfassung bestellt?

Aber auch in die Publikationsgegenwart von 1882 lässt sich die Brücke unmittelbar schlagen. Der Gründungsakt des Deutschen Reichs wird von

---

<sup>254</sup> Reinhard 2007, S. 40.

<sup>255</sup> GBA, SvW, S. 26.

<sup>256</sup> Wehler 1988, S. 31.

der modernen Geschichtsschreibung in einem rückwärtsgewandten Zusammenhang gesehen. Nach dem Sieg gegen Österreich, aber noch bevor der Krieg gegen Frankreich offiziell abgeschlossen war, wurde

„das seit 1866 expandierende Großpreußen durch die anachronistische Imitation einer Heerkaiserwahl im Versailler Schloß auf „Deutsches Reich“ umgetauft“.<sup>257</sup>

Das Machtgefüge des absolutistischen Staates hatte sich, wie im Preußen des *Schach von Wuthenow* so auch im Gründungsakt des Deutschen Reichs erhalten. Wehler sieht das Verfassungsgefüge des Kaiserreichs in einer ähnlichen, sogar verhängnisvollen Konstruktion.<sup>258</sup> Es zeigt sich eine deutliche Linie von den preußischen Reformen 1806-12 und ihren Ursachen über den Verfassungskonflikt bis in die 70er und 80er Jahre des Kaiserreichs. Für Wehler handelte es sich nach 1871 um einen „autokratischen, halbabsolutistischen Scheinkonstitutionalismus, da die realen Machtverhältnisse nicht entscheidend verändert worden waren.“<sup>259</sup> Für Otto Hintze hatte „die ganze innere Politik“ seit 1878 „unverkennbare Züge von dem Friderizianischen System an sich.“<sup>260</sup> Dass es sich hierbei um eine umfassende und kontinuierliche Entwicklung handelte, zeigt sich auch daran, dass Gerhard Ritter schon für die Zeit der Verfassungskonfliktes davon spricht, dass man „mit erstaunlicher Zähigkeit“ am „parademäßigen Exerzieren und an Gefechtsformen“ festhielt, die als überholt galten.<sup>261</sup> Den Grund für die Starre Haltung des Königs in der Dienstzeitfrage in einer „aus friderizianischer Tradition des preußischen Offizierskorps stammenden, dem Geist der Erhebungsjahre innerlichen fremden Auffassung des Soldatenstandes.“<sup>262</sup> Alles komme dem Prinzen

---

<sup>257</sup> Wehler 1988, S. 60.

<sup>258</sup> Vgl. Wehler 1988, S. 62.

<sup>259</sup> Wehler 1988, S. 63.

<sup>260</sup> Hintze, Otto: Die Industrialisierungspolitik Friedrichs des Großen. In: Hintze, Otto: Historische und politische Aufsätze . II, Berlin o. J., S. 132.

<sup>261</sup> Ritter, Gerhard: Von Boyen bis Roon: Volksheer oder königliche Garde? In: Otto Büsch und Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Moderne Preußische Geschichte. Eine Anthologie. Bd. 2. Berlin: de Gruyter, 1981. S. 837.

<sup>262</sup> Ritter, Gerhard: Von Boyen bis Roon: Volksheer oder königliche Garde? In: Otto Büsch

und König darauf an, den zum Heer Einberufenen soweit als nur möglich aus seinem bürgerlichen Lebensgewohnheiten zu entfernen, ihn gewissermaßen mit Leib und Seele zum Soldaten zu machen. Er solle nicht nur „gut gedrillt“ und „ausexerziert“ werden (das könnte schon in ein paar Monaten geschehen), sondern den Geist des Berufssoldatentums für sein ganzes Leben in sich aufnehmen.<sup>263</sup> Der Kriegsminister von Bonin reagierte auf solche Überlegungen mit der Sorge, dass die Armee auf dem Weg solcher Reformen „dem Lande wieder gänzlich entfremdet, ja gleichgültig werden wie vor 1806“<sup>264</sup> Und auch Rainer Wahl schlägt den Bogen von 1806 zum Verfassungskonflikt:

„Diese Ziele [sc. Eingliederung der Landwehr in die Linientruppen, Verlängerung der Dienstzeit etc., T.L.], die den Vorstellungen der militärischen Reaktion entstammten, waren denen der preußischen Reformer genau entgegengesetzt; an die Stelle des Leitbildes vom Volksheer trat das des besonderen, vom übrigen Volk abgesonderten Standes der königlichen Garde.“<sup>265</sup>

Er benennt damit eben jenes Problem, das in Schach von Wuthenow offensichtlich wird: Die Armee als abgesonderte Kaste. War mit der Landwehr von 1814 also eine teilweise Verbürgerlichung des Heeres erreicht worden, so zeigte das königlich angestrebte Volksheer von 1860 bereits eine deutliche Neigung zur Militarisierung des ganzen Volkes und damit eine Tendenz, die sich in den folgenden Jahren und über die Reichsgründung hinaus nur fortsetzen sollte. Böckenförde pointiert die hinter der Heeresreform liegenden Beweggründe sehr deutlich:

---

und Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Moderne Preußische Geschichte. Eine Anthologie. Bd. 2. Berlin: de Gruyter, 1981. S. 845.

<sup>263</sup> Vgl.: Ritter, Gerhard: Von Boyen bis Roon: Volksheer oder königliche Garde? In: Otto Büsch und Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Moderne Preußische Geschichte. Eine Anthologie. Bd. 2. Berlin: de Gruyter, 1981. S. 845.

<sup>264</sup> Zitiert nach: Ritter, Gerhard: Von Boyen bis Roon: Volksheer oder königliche Garde? In: Otto Büsch und Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Moderne Preußische Geschichte. Eine Anthologie. Bd. 2. Berlin: de Gruyter, 1981. S. 857 f.

<sup>265</sup> Wahl 1981, S. 223.

„Über die allgemeine Wehrpflicht, die zweijährige und eine Zeitlang dreijährige Dienstzeit, wurde der konstitutionell exemte ‚preußische Soldatenstaat‘ praktisch zur Erziehungsschule der Nation. Er bildete Geist und Gesinnung der Menschen, bevor sie als Bürger in die Gesellschaft ein- bzw. zurücktraten.“<sup>266</sup>

Seit 1874 war es immer wieder zu Kraftproben gekommen, die den Entzug der Armee vor der Einflussnahme des Parlaments in Frage stellten. Ein Zitat Eugen Richters von 1874 über die Dauer der Bewilligung des Militärbudgets bei Wehler illustriert, für wie fundamental diese Frage gehalten wurde:

„Für die Linksliberalen nannte Eugen Richter das Septennat einen „Vorbehalt des Absolutismus gegen das parlamentarische System in militärischen Angelegenheiten“ und prophezeite, daß sich „ein solches Stück Absolutismus krebsartig weiterfressen“ müsse.“<sup>267</sup>

In diesem Kontext plädiert Wehler auch für eine Militarismusdefinition, die über eine Situation, in der der Primat des Politischen über das Militärische in Frage gestellt sei, hinausgehe. Er hält es in diesem Kontext für zielführender von einem Verständnis auszugehen, das die Militarisierung maßgeblicher Gruppen der Gesellschaft betrachte, so dass man dann von einem sozialen Militarismus reden müsste.<sup>268</sup> Ein solcher Prozess ist in *Schach von Wuthenow* zwar nicht ablesbar, allerdings zeigt sich ein wesentlicher Aspekt von dessen Grundbedingung: Nach Selbstbild der Offiziere des Regiments Gensdarmes stehen sie weit über dem ‚Pöbel‘. Fontane nähert sich in einer Briefstelle an seinen Verleger Wilhelm Friedrich vom 5. November 1882 dieser Sichtweise durchaus an:

„Namentlich dies Element der Anmaßlichkeit möchte ich vor allem vermeiden. Denn schließlich war die Zeit lange nicht so schlecht wie sie gemacht wird, und die ganze Geschichte läuft auf fond darauf hinaus, daß die Landwehrrüpel und die dummen Jungen, die lieber Held spielen als Regeln lernen wollten, mehr Glück gehabt und hinterher auch noch die Geschichtsschreibung besorgt haben, wobei sie dann natürlich nicht zu kurz gekommen sind.“<sup>269</sup>

---

<sup>266</sup> Böckenförde: Verfassungstyp, S. 153.

<sup>267</sup> Vgl. Wehler 1988, S. 150.

<sup>268</sup> Vgl. Wehler 1988, S. 158.

<sup>269</sup> Sagave 1966, S. 179.

Fontane setzt sich hier nicht nur von der liberalen Geschichtsschreibung ab, derzufolge die Landwehr im Kampf gegen die napoleonische Besatzung eben durchaus eine militärische Rolle gespielt habe, sondern er spielt zudem auf die realpolitische Seite der Heeresreform an. Der Machtstaat bedarf eines professionellen Heeres, um zu funktionieren. Die „Landwehrrüpel“ hätten hingegen keine Regeln lernen wollen. Die von Fontane als Quelle herangezogenen *Erinnerungen* der Gräfin Schwerin stimmen ebenfalls in den Tenor einer marginalisierten Rolle der Landwehr ein:

„Ja, was wohl auffallender ist, der Landsturm selbst, auf welchen man, den Edikten nach zu urteilen, allein die Rettung des Staates gebaut hatte, ließ sich nirgends vor dem Feinde blicken und ward sogar nirgends gegen ihn aufgeboten.“<sup>270</sup>

Der historische Verlauf des Verfassungskonflikts sowie die an *Schach von Wuthenow* aufgezeigten diskursiven Verschränkungen zeigen, dass es mehr um eine Grundsatzfrage als um eine bloße Sachfrage über die Länge von Dienstzeiten geht. Fontane verbindet in *Schach von Wuthenow* den Hinweis über die überlebten Traditionen damit, dass in ihnen dennoch der Keim des Neuen liege. Der Begriff des Verfassungskonflikts suggeriert eine innerkonstitutionelle Problematik, die zweifelsohne auch gegeben war, aber hier soll nun die Frage nach dem Status, der einer Verfassung in einem Machtsaat zukommen kann, gestellt werden.

---

<sup>270</sup> Romberg 1910, S. 361.

## 2.4 Die Debatten um den Machtstaat in *Vor dem Sturm* und *Schach von Wuthenow*

Die Forschung zum Wandel von Staatlichkeit hat schon früh darauf hingewiesen,

„dass manche Neuerungen der Revolutionszeit in Frankreich auf Errungenschaften des Ancien Régime aufbauen: die Zentralisierung des Landes, die Schulung von Technikern und Offizieren, die Modernisierung der Bürokratie, die staatliche Kontrolle der Kirche und anderes mehr. Aber das kann gar nicht anders sein, weil die Revolution nur an der Oberfläche ein blutiger Bruch mit der Vergangenheit gewesen ist, ihrer Tiefenstruktur nach aber nichts als ein gewaltiger Wachstumsschub der Staatsgewalt.“<sup>271</sup>

Der Macht- und Militärstaat, der stets darum bemüht ist, seine Durchgriffseffizienz auf die Gesellschaft zu erhöhen, ist bei Fontane eine schwerlich voneinander zu trennende Einheit. Wie sich der Liberalismus nach der Konfliktzeit um die Heeresreform mit dem Machtstaat versöhnte, so ist diese Orientierung auch bei Fontane festzustellen, wenn auch bereits deutlich früher und nicht erst mit der Konfliktzeit. Dies zeigt sich besonders deutlich in dem Briefwechsel und der langjährigen und engen Freundschaft, die Fontane mit Wilhelm Wolfsohn bis zu dessen Tod 1865 verband. In ihrer Korrespondenz geht es Ende des Jahres 1849 um die Kritik, die gemeinhin an Preußen als Militärstaat geübt wird. Fontane, der zu dieser Zeit für die demokratische *Dresdner Zeitung* schrieb, was allerdings nicht allzu viel heißen will, übersendet Wolfsohn das Manuskript von *Preußen! Ein Militair- oder Polizeistaat?*. Die Intention Fontanes ist es, zu zeigen, dass der Militärstaat keine Steigerung des Polizeistaates sei. Vielmehr sei es umgekehrt der Fall. So legt Fontane eingangs dar, dass der Militärstaat ein „Kind des Krieges“ und „in Zeiten des Kampfes“ die „natürlichste Form des Staates“ darstelle.<sup>272</sup> Dabei bezieht er sich zuerst auf die Folgen

---

<sup>271</sup> Reinhard 2007. S. 86.

<sup>272</sup> Wolzogen, Hanna Delf von und Shedletzky, Itta (Hrsg.): Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Reflexionen. [Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts; 71].

gewonnener Schlachten, die eine größere Wirkung entfalten würden, „als eine alexandrinische Bibliothek voll Parlamentsreden.“<sup>273</sup> Denn „was sich im Leben der Völker ungezwungen giebt, und unter gleichen Bedingungen ewig gleich sich wiederholt, das hat ein Recht zu sein.“<sup>274</sup> Fontane bezieht sich hier auf von ihm zuvor angeführte Beispiele. So habe das Volk sich Cromwell als dem Helden der Schlachten bei Dunbar und Worceseter genauso anvertraut wie Napoleon Bonaparte nach seinem Sieg bei Marengo.<sup>275</sup> Die Macht, die sich über bestehende Institutionen hinwegsetze, so die Logik des Arguments, sei durch sich selbst und ihre Geschichtlichkeit legitimiert. Der Militärstaat sei allerdings kein solcher im Kriege, wenn alle kämpften, spreche man von „nationaler Erhebung, von Kampf und Tod für's Vaterland, aber das Wort Militairstaat kommt über Keines Lippe.“<sup>276</sup> Fontane beschreibt hier zum einen eine vermeintlich „naturwüchsig[e]“ Unterwerfung unter die erfolgreiche Macht und das Heroische bei Cromwell und Napoleon sowie zum anderen die zu feiernde nationale Erhebung. In beiden Fällen sei also nicht wirklich von einem Militärstaat im pejorativen Sinne zu sprechen und von diesen Beispielen her rühre auch der angestammte Platz des Soldatentums als dem „ersten Stande im Staate“.<sup>277</sup> Etwas Drittes aber sei der Militärstaat in Friedenszeiten: „Dies Wort [sc. Militairstaat] hat eine Nebenbedeutung, und bezeichnet den Staat, der Krieg *spielt* [Hervorhebung im Original, T.L.] in Friedenszeiten, bezeichnet den Staat der stehenden Heere, des bewaffneten Friedens.“<sup>278</sup> Dieses Kriegspielen sei nichts Verwerfliches, meint Fontane und bemüht sich darum, einen historischen Vergleich zu ziehen:

„Blicken wir speziell auf Preußen; und zwar auf die Jahre sowohl unmittelbar nach dem siebenjährigen, als auch nach dem sogenannten Befreiungskriege, so

---

Tübingen: Mohr Siebeck. 2005. S. 49. Im Folgenden als: Wolzogen 2005.

<sup>273</sup> Wolzogen 2005, S. 49

<sup>274</sup> Wolzogen 2005, S. 49.

<sup>275</sup> Das ist ein Argument, das dem gleichen Denkmuster wie Heinrich von Treitschkes Credo „Männer machen die Geschichte“ folgt. Historische Möglichkeiten realisierten sich erst, so führt Treitschke in diesem 1879 veröffentlichtem Band weiter aus, durch den bewussten Menschenwillen. Siehe: Treitschke 2011, S. 49.

<sup>276</sup> Treitschke 2011, S. 49.

<sup>277</sup> Treitschke 2011, S. 50.

<sup>278</sup> Treitschke 2011, S. 49.



haben wir es nunmehr leicht Parallelen zu ziehn zwischen dem Militairstaat der Vergangenheit und dem Polizeistaat der Gegenwart.“<sup>279</sup>

Preußen sei zu diesen Zeiten hochgerüstet gewesen, Kirchenbau und die Melioration der landwirtschaftlichen Flächen haben zurückstehen müssen und doch sei das Volk zufrieden gewesen. Denn „Preußen war Preußen durch seine Armee, nicht durch seinen Wohlstand und Ackerbau.“<sup>280</sup> Den entscheidenden Unterschied zur Gegenwart der Jahre 1848/49 verdeutlicht Fontane aber über den Begriff des Rechtsstaats:

„Vor allem aber, und das ist der wahre Schlüssel zum Verständniß, - der Militairstaat jener Zeit [sc. die Zeit Friedrichs II.] schloß den *Rechtsstaat* [Hervorhebung im Original, T.L.] nicht aus.“<sup>281</sup>

Das Volk habe seinerzeit sicher sein können, „daß die Sonderstellung von Adel und Armee der Person des Königs gegenüber, diesen niemals dazu bestimmte auch ein *besonderes Recht* [Hervorhebung im Original, T.L.] seinen Bevorzugten gegenüber gelten zu lassen.“<sup>282</sup> Die Analogie zu *Schach von Wuthenow* ist offensichtlich. Dort heißt es über Wilhelm III.:

„in einem Lande wie das unsere, wo von alter Zeit her die Fürsten und Könige das Recht ihres Volkes wollen und nicht gesonnen sind, der Forderung eines solchen Rechts bequem aus dem Wege zu gehen. Am allerwenigsten aber mein Allernädigster König und Herr, der ein starkes Gefühl für das *Ebenmäßige* des Rechts und eben deshalb einen wahren Widerwillen und Herzensabscheu gegen alle *diejenigen* hat, die sich, wie manche Herren Offiziers, insbesondere aber die sonst so braven und tapferen Offiziers von Dero Regiment Gensdarmes, aus einem schlechten Dünkel allerlei Narretei zu permittieren geneigt sind, und es für angemessen und löblich oder doch zum mindesten für nicht unstatthaft halten, das Glück und den Ruf anderer ihrer schlechten moralité zu opfern [Hervorhebung im Original, T.L.]“<sup>283</sup>

---

<sup>279</sup> Treitschke 2011, S. 50.

<sup>280</sup> Treitschke 2011, S. 50.

<sup>281</sup> Treitschke 2011, S. 50.

<sup>282</sup> Treitschke 2011, S. 51.

<sup>283</sup> GBA, SvW, S. 133.

Es nimmt nicht Wunder, dass die *Dresdner Zeitung* diese altpreußische Sicht auf den Militärstaat der Dinge 1849 nicht zum Druck angenommen hat. 1806 verlässt man sich in *Schach von Wuthenow* noch auf die Güte des Königs, in späteren Jahren ist es damit im Zeitalter der Konstitutionen zunehmend vorbei. Der Verlauf des Verfassungskonflikts der sechziger Jahre führte ja schließlich in eindringlicher Weise vor Augen, wie schwach das Recht war, wenn man nicht die Macht hatte, es durchzusetzen.<sup>284</sup> Aber um die Konstitution scheint es Fontane tatsächlich nicht gegangen zu sein, obwohl die Problematik der Rechtsdurchsetzung diese Frage nach der Verfassung durchaus berührt. Dass Fontane ein Bewusstsein für die Frage nach einer Verfassung hatte, dass er sich sogar der verschiedenen diskursiven Strategien der politischen Lager in der Verfassungsfrage als politisch interessierter Zeitgenosse und Journalist durchaus bewusst war, erweist sich am Beispiel seiner Äußerungen über die Konservativen um Wilhelm IV. und seinen Hof, vor allem die Brüder Gerlach, in *Von Zwanzig bis Dreißig*. In England habe es immer eine Art von Freiheit gegeben, so Fontane, aber

„in Preußen nie; England war in der Magna-Charta-Zeit aufgebaut worden, Preußen in der Zeit des blühendsten Absolutismus, in der Zeit Ludwigs XIV., Karls XII. und Peters des Großen. Vor dieser Zeit staatlicher Gründung, beziehungsweise Zusammenfassung, hatten in den einzelnen Landesteilen allerdings mittelalterlich ständische Verfassungen existiert, auf die man jetzt [sc. Mitte des 19. Jahrhunderts], vielleicht unter Einschub einiger Magnifizenzen, zurückgreifen wollte. Das war dann, so hieß es, etwas „historisch Begründetes“, viel besser als eine „Konstitution“, von der es nach königlichem Ausspruche feststand, daß sie was Lebloses sei, ein bloßes Stück Papier.“<sup>285</sup>

Fontane betont hier in einem Rückblick von bald fünfzig Jahren auf den 18. März 1848 sehr kritisch die Verweigerung einer Modernisierung des preußischen Staatswesens. Eine konstitutionelle Entwicklung wird durch die

---

<sup>284</sup> Vgl. hierzu auch: Winkler 1964, S. 27.

<sup>285</sup> Fontane, Theodor: *Von Zwanzig bis Dreißig*. (Große Brandenburger Ausgabe. Das autobiographische Werk. Bd. 3. Hrsg. von Gotthard Erler, bearbeitet von Wolfgang Rasch). Berlin: Aufbau-Verlag 2014, S. 375. Im Folgenden als: Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*.

bekannte Äußerung des Monarchen über die Verfassung als eines bloßen Stück Papiers, das nichts bedeute, abgelehnt. Doch in einem zeitgenössischen Dokument aus dem Umfeld der Revolution von 1848, nur ein Jahr später entstanden, spiegelt sich eine ganz andere Tendenz wider als in dem Auszug aus seiner autobiografischen Schrift *Von Zwanzig bis Dreißig*.

In einem Brief vom 11. Dezember 1849 an Wolfsohn erläutert Fontane lapidar zur Ablehnung seines Beitrags über den Militärstaat: „Ich bin nun mal Preuße“.<sup>286</sup> Er führt aus, dass er infolge der Macht Preußens, die nationale Einigung zu verwirklichen, dem Staat auch seinen Militarismus durchgehen lassen könne. Damit zeigt sich bereits Ende der vierziger Jahre ein Denkmodell bei Fontane, wie es sich bei den Liberalen nach dem Verfassungskonflikt und der ‚Reichsgründung von oben‘ in großen Teilen etablierte. Von Verfassung und Freiheit findet sich kein Wort. Überhaupt erinnert eine solche Haltung an Bismarcks Wort „Revolutionen machen in Preußen nur die Könige“<sup>287</sup>.

Für Fontane ist die rücksichtslose Machtpolitik Preußens spätestens seit Friedrich II. ein typisches Phänomen, das in problematischer Weise zur moralischen Dimension von preußischer Politik steht. Friedrich II. schrieb selbst 1742 in *Geschichte meiner Zeit*: „der Fürst, der sich der Rechtschaffenheit und Tugend befleißigen wolle, mache sich einer Schwäche schuldig, durch die er seinen Staat verderbe.“<sup>288</sup> In *Vor dem Sturm* spricht der kleinbürgerliche Klemm als preußischer Staatsbürger diese Überzeugung deutlich aus: „Von Treue will ich nicht sprechen – die Politik braucht nicht treu zu sein, aber klug, klug meine Herren.“<sup>289</sup> Dabei kann diese Figur noch so unsympathisch wirken, ein gewisses Recht ist der Meinung nicht abzusprechen. Mit *Vor dem Sturm* ist der erste Roman des Autors in den sechziger Jahren entstanden. In jener Zeit betrieb Preußen eine massive Annexionspolitik und nicht von ungefähr fällt das Schlagwort

---

<sup>286</sup> Wolzogen 2005. S. 53

<sup>287</sup> Zitiert nach: Huber 1965, S. 116.

<sup>288</sup> Zitiert nach: Huber 1965. S. 43.

<sup>289</sup> VdS, III, S. 25.

vom Seeräubervolk.<sup>290</sup> In *Schach von Wuthenow* wiederum findet sich der Primat der Macht vor der Moral am Beispiel mangelnder Koalitionstreue in der zwischenstaatlichen Politik und der wider die Souveränität des Kurfürstentums Hannover verstoßenden Besetzung desselben durch Preußen illustriert. Preußen war dazu durch den von Christian von Haugwitz verhandelten Vertrag von Paris gezwungen. Bereits zuvor hatte Preußen eine durchaus frankreichfreundliche Politik betrieben und damit auch Gebietsgewinne erzielt. Die Gräfin Schwerin betont in ihren *Erinnerungen* ebenfalls, dass die Welt des Politischen eines moralischen Gesetzes entbehre:

„Nach dreißig Jahren ist es immer gleich unerwiesen, wer in Frankreichs letzten Umwälzungen dem Vaterlande treuer diente, die, welche, um den Eid nicht zu brechen, ihrem Königshause in die lange Verbannung folgten, oder jene, welche unter wechselnden Gesetzen und verschiedenen Herrschern immer Bürger und Soldaten Frankreichs bleiben wollten. [...] Denn in Ermangelung eines moralischen Gesetzes auf dem Felde der Politik, hält jeder die eigene Meinung für die Norm der Wahrheit und des Rechts.“<sup>291</sup>

Doch als sich 1806 zeigte, dass Napoleon preußischen Protest ignorierend die Abteien Essen, Werden und Elten annektierte und Großbritannien angeboten hatte, ihm das Kurfürstentum Hannover zurückzugeben, mobilisierte Preußen angesichts der Gefahr territorialer Verluste sein Militär. Hier ist es nicht die moralische Entrüstung über mangelnde Bündnistreue, die die preußische Regierung zum Handeln bewegt, sondern machtpolitische Erwägungen. Vor diesem Hintergrund vertreten Frau von Carayon, ihre Tochter und Alvensleben einen moralischen Politikbegriff. Sie lehnen das politische ‚Geschacher‘ um Hannover ab, da „man nicht gut geben oder verschenken könne, was man nicht habe“.<sup>292</sup> Ernst Rudolf Huber führt aus, dass eines der zentralen Probleme der preußischen Geschichte in dem Wandel des Verhältnisses von Sittlichkeit und Staatsnotwendigkeit liege:

---

<sup>290</sup> VdS, III, S. 213.

<sup>291</sup> Romberg 1910, S. 319.

<sup>292</sup> GBA, SvW, S. 6.

„Nicht der Gegensatz von Staatsnotwendigkeit und Sittlichkeit, sondern die Einheit von Staatsräson und Humanität, von Macht und Kultur, von Politik und Recht bestimmte die friderizianische Staatsidee. Friedrich meinte, nur der Machtstaat könne humanitär und gerecht handeln, weil nur er über die Voraussetzungen zur Verwirklichung sittlicher Ziele verfüge; nur der Kulturstaat sei im Besitz echter Macht, weil er nicht bloß die äußere Gewalt, sondern die gesammelten Energien der staatsbezogenen Nation im wirtschaftlichen und geistigen Leben einzusetzen vermöge. Wie sehr Friedrich um diese Mobilisierung der in der Nation ruhenden geistigen und sittlichen Kräfte bemüht war, geht aus den „Briefen über die Vaterlandsliebe“ hervor. Die Staatsräson, die den König im Denken und Handeln leitete, war im kein Prinzip der bloßen Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit, sondern ein Prinzip der allgemeinen Wohlfahrt, der überindividuellen Gerechtigkeit, der staatsbezogenen Sittlichkeit.“<sup>293</sup>

Im Wesen der absoluten Monarchie, führt Huber weiter aus, liege aber die Identität von König und Staat. Es habe daher in der Logik der Sache gelegen, dass diese „fritzische Gesinnung“ sich in eine preußische Gesinnung gewandelt habe.<sup>294</sup> Historisch problematisch wird diese Konstellation aber in dem Moment, in dem der Staat beginnt andere Ziele zu verfolgen. Die ehemals bestehende Einheit von Monarch und Staat wandelt sich zunehmend und führt zu einer Vereinnahmung des Untertanenverbandes für die Interessen des Staates.

Mit zynischer Note bemerkt Bülow daher als Reaktion auf die Haltung der Carayons, dass er den hochmütigen Hannoveranern die „Zuchtrute, die wir ihnen bringen“ gönne. Da Hannover „der Sitze der Stagnation“ sei, man aber in Preußen zumindest wisse, dass die Dinge nicht zum Besten stünden, schließt er daraus: „darin steckt ein Anspruch und ein Recht, die wir geltend machen müssen.“<sup>295</sup> Der Anspruch der damit von Bülow formuliert wird, ist radikal. Die politische Wahrheit auf seiner Seite zu wissen, sticht in seiner Sicht geltendes Recht, wie zum Beispiel bestehende Souveränität, aus. Kriegsniederlagen seien die Legitimitätsgrundlage um Staaten ihrer Selbstbestimmung und Souveränität zu entheben. Selbst ein liberales Blatt wie die *Nationalzeitung* schrieb 1866, wer im Krieg besiegt sei, der verliere legitimerweise Selbstbestimmung und Souveränität: „Ein

---

<sup>293</sup> Huber 1965, S. 41.

<sup>294</sup> Vgl. Huber 1965, S. 32.

<sup>295</sup> Huber 1965, S. 32.

Recht auf Existenz in einem neuen bundestaatlichen Deutschland haben Hannover, Sachsen und Hessen durch ihre Kriegspolitik verwirklicht.<sup>296</sup> Damit ist eben jene Logik reproduziert, der auch ein Teil der Liberalen nach den Ereignissen um den Verfassungskonflikt und den erfolgreichen militärischen Unternehmungen Bismarcks der sechziger Jahre bis 1870/71 mit der Gründung des Nationalstaats folgen sollte. Die Lage seit Mitte des Jahrhunderts stelle sich so dar, meint der Liberale Twisten, dass Konflikte unter Machtanwendung auszutragen seien. Dabei zeigte sich im liberalen Spektrum anfänglich durchaus Skepsis gegenüber Bismarcks Politik. Die *Volkszeitung* konstatierte noch zu Beginn der sechziger Jahre, dass die nationale Frage nicht ein bloßes Machtproblem sei, sondern eine politisch-sittliche Frage. Und bei dieser Frage komme es weniger auf Blut und Eisen als auf freiwillige und freisinnige Zustimmung der deutschen Staaten an. Die *Nationalzeitung* meinte gar, Bismarck habe sich „napoleonische Ideen“ angeeignet.<sup>297</sup> Damit sind jene Ideen gemeint, die wie oben gezeigt in *Schach von Wuthenow* von den Carayons vor allem aus einer moralischen Haltung heraus entschieden abgelehnt werden: der Missachtung staatlicher Souveränität und angestammter Monarchien, überhaupt auch die Missachtung des Althergebrachten. Schachs Ablehnung dieser Ideen ist weniger moralischer Natur als vielmehr Erwägungen der Staatsräson geschuldet. Für ihn muss Politik vor allem dem Ziel des Machtstaates dienen, dann dürfe sie in seiner Sicht auch die Souveränität anderer Staaten verletzen. Die wenn man so will moralische Seite dieses Denkens erwächst aus einer moralischen Aufladung des preußischen Staatswesens. Nach Winkler hat dieser Prozess den Liberalismus in weiten Teilen erfasst und ist nicht losgelöst von der Frage der Nationalstaatswerdung zu betrachten:

„Indem die nationale Macht zu einer absoluten Größe, zu einem letztverbindlichen sittlichen Maßstab erklärt wurde, erhielt sie eine Eigengesetzlichkeit,

---

<sup>296</sup> Winkler 1964, S. 105.

<sup>297</sup> Winkler 1964, S. 74.

die sie der Notwendigkeit jeder weiteren universalen Rechtfertigung endgültig enthob.“<sup>298</sup>

Denn, so führt er aus, die Liberalen hätten die nationale Einheit als Bedingung innerstaatlicher Freiheit betrachtet. Damit war ein Kausalverhältnis postuliert, das liberale Politiker wie Michaelis, Lasker oder Twisten immer wieder bemühten nachzuweisen. „Akzeptiert man diesen Fundamentalsatz, so ließ sich jede Machterweiterung Preußens mit liberalen Argumenten rechtfertigen“<sup>299</sup>, erläutert Winkler schließlich die Konsequenz dieser Überlegung. Dieses Denken führte auch zur Spaltung des Liberalismus und der Fortschrittspartei. Mit dem Wandel des Staatsverständnisses eines Teils des bürgerlichen Liberalismus während des Verfassungskonflikts wurde das Vertrauen nicht mehr in die Gesellschaft, sondern in den Staat gesetzt. In der Konsequenz der politischen Aktion in *Vor dem Sturm* und der politischen Diskussionen in *Schach von Wuthenow* lässt sich deutlich eine Analogie auf diese Entwicklung erkennen. Berndt von Vitzewitz setzt in *Vor dem Sturm* auf die Kraft des Volks und scheitert, die Offiziere des Regiments Gensdarmes sehen die Politik der Regierung als falsch an und doch ließe sich mit den *Erinnerungen* der Gräfin im Rückblick sagen:

„Könnte der Erfolg für oder wider die Tat entscheiden, so müsste Preußens Benehmen in diesem Zeitpunkt für das Produkt der höchsten Weisheit oder wenigstens der feinsten Weltklugheit gelten. – Wenn Gott die Dinge zu einem Ende führen will, so müssen freilich alle Mittel zum Zwecke dienen; so gab der Ausgang denn auch denen recht, die im Sinn und auf das Wort der Regierung gehandelt hatten.“<sup>300</sup>

Mit einer solchen Sichtweise korrespondiert das, was der aus Niedersachsen stammende Historiker Hermann Baumgarten in seiner, nach dem Ausgang des deutschen Krieges verfassten *Selbstkritik des deutschen Liberalismus* schrieb. Er bezieht sich allerdings nicht nur auf die Regierung,

---

<sup>298</sup> Winkler 1964, S. 120.

<sup>299</sup> Winkler 1964, S. 103.

<sup>300</sup> Romberg 1910, S. 320.

sondern darüber hinaus auf den Adel überhaupt, dem gegenüber das Bürgertum nun seine politischen Ansprüche zurücknehmen müsse:

„Nachdem wir erlebt haben, daß in einem monarchischen Staat der Adel einen unentbehrlichen Bestandteil ausmacht, und nachdem wir gesehen haben, daß diese vielgeschmähten Junker für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben wissen, trotz dem besten Liberalen, werden wir unsere bürgerliche Einbildung ein wenig einschränken und uns bescheiden, neben dem Adel eine ehrenvolle Stellung zu behaupten.“<sup>301</sup>

Baumgarten ist für Fontane kein Unbekannter und war seit 1878 mit der ältesten Tochter Paul Heyses verheiratet, die bereits zuvor häufig auch bei Fontanes zu Gast war.<sup>302</sup> Baumgarten sieht den Adel als den eigentlichen politischen Stand und erachtet den Mittelstand als zur politischen Aktion nur wenig geeignet. Denn: „der Bürger ist geschaffen zur Arbeit, aber nicht zur Herrschaft und des Staatsmanns wesentliche Aufgabe ist zu herrschen [...]“<sup>303</sup> Identisch argumentiert auch Eduard Lasker. Als Fortschrittler hatte er zusammen mit Twesten Bismarcks Indemnitätsvorlage befürwortet und war maßgeblich an der Gründung der Nationalliberalen Partei beteiligt. Fontane hatte ihn im November 1878 im Haus Paul Lindaus mit anderen „beste[n] Leuten“ kennengelernt.<sup>304</sup> Lasker vertrat nun in den sechziger Jahren den Standpunkt, dass in einem so ungesicherten Land wie Deutschland die Überbürdung mit Militärlasten nicht ausbleiben könne. Denn es sei nicht zu umgehen,

„daß der Militärstand die höchste Stelle einnimmt, daß die Interessen der Armee alle anderen überragen und alle bürgerlichen Berufe und volkswirtschaftlichen Geschäfte über Gebühr zurückdrängen. Erst wenn Deutschland zur vollen Einheit gelangt sein wird, erst dann wird die Freiheit gewonnen sein [...] Bis dahin bleiben wir dem ärgsten Feind der Freiheit unterworfen, dem bewaffneten Frieden.“<sup>305</sup>

---

<sup>301</sup> Winkler 1964, S. 112.

<sup>302</sup> Berbig 2010, Bd. 5, S. 3781.

<sup>303</sup> Vgl. Winkler 1964, S. 112.

<sup>304</sup> Vgl. Berbig 2010, Bd. 3, S. 2145.

<sup>305</sup> Winkler 1964, S. 103.



Eine solche Sichtweise beschreibt ziemlich präzise die Unterwerfung des Bürgertums unter den Machtstaat, dessen Zweck die Mittel heiligt. Allerdings wurde Teilen des Bürgertums dieser Wandel im Staatsverständnis zugunsten des Macht- und Militärstaats schließlich wieder unheimlich. Gustav Freytag formuliert im September 1871 seine Sorge darüber, was nun kommen möge, nachdem der Machtstaat seinen Zweck erreicht habe:

„Die Größe haben wir erreicht, jetzt werfen die Mittel, wodurch sie uns geworden, ihre Schatten über unsere Zukunft. Wir werden es alle noch bezahlen.“<sup>306</sup>

Dahinter verbirgt sich die Frage, wofür der Staat die ihm zu Gebote stehende Macht fortan einsetzen werde. Georg Gottfried Gervinus, einer der gegen den Verfassungsbruch Ernst Augusts protestierenden Göttinger Sieben, denen Fontane mit den zu Lebzeiten nicht veröffentlichten Gedichten *An die Hannoveraner* und *An den König* zur Seite sprang, formuliert seine Sorge 1871 in seiner *1. Denkschrift zum Frieden*. Darin führt er aus, das deutsche Gebiet sei nunmehr

„zu zwei Dritteln in einen allzeit angriffsfähigen Kriegsstaat umgebildet worden, in dem man eine stete Bedrohung für die Ruhe des Weltteils [...] argwöhnen könnte [...]. Nachdem man seit einem halben Jahrtausend gewünscht, gestrebt, gehofft hatte, den soldatischen Ordnungen der frühen Zeiten mehr und mehr zu entwachsen [...] ist hier eine permanente Kriegsmacht [...] entstanden. [...] Diese Auffassung der Lage hätte man überspannt gescholten, wenn sie früher geäußert worden wäre; nach den Erlebnissen von 1870 wird man sie nicht in Abrede stellen wollen. Diese Ereignisse haben diese Kriegsmacht noch neu verstärkt und notwendig mit einem noch außerordentlich gesteigerten Selbstwertgefühl erfüllt.“<sup>307</sup>

Die Besorgnis liegt in der Logik des Machtstaats, denn mit einem Denken wie dem Baumgartens lässt sich fast jede Politik rechtfertigen. Aus Sicht

---

<sup>306</sup> Zitiert nach: Kohn, H.: Wege und Irrwege, Vom Geist des deutschen Bürgertums. Düsseldorf: Droste 1962, S. 178.

<sup>307</sup> Gervinus, Georg Gottfried: Hinterlassene Schriften. Wien: Braumüller 1872. S. 21-23.

des Rezipienten von *Schach von Wuthenow* ergibt sich allerdings eine ambivalente Lage und damit die Frage, zu welchem Staats- und Politikverständnis er neigen sollte: Die Position der Carayons ist moralisch und die Figuren sind sympathisch. Die Position Bülows ist zynisch und er ist als Figur überheblich gezeichnet. Allerdings stellt Sagave heraus:

„Fontane hat Bülows historische Bedeutung dadurch anerkannt, daß er ihm im Laufe seines Romans stets die Ansichten in den Mund legt, deren Richtigkeit durch die geschichtlichen Ereignisse bewiesen werden sollte.“<sup>308</sup>

Das verweist darauf, dass Fontane lange Zeit davon überzeugt war, dass sich die nationale Einheit nur durch preußische Machtpolitik erreichen lassen würde. Dabei ist an die eingangs dargestellten Ausführungen zu Preußen als Militärstaat zu erinnern, die zeigen, dass Fontane nicht erst wie von Loster-Schneider dargestellt in den sechziger Jahren entschieden zu einer Machtstaatspolitik umschwenkte.<sup>309</sup> Er spricht sich weitaus früher dafür aus und nimmt auch bis in die späten Jahre nichts davon zurück. Dass sich hier ein Konflikt Fontanes wie der der Liberalen zwischen Moral und Macht zeige, ist für die hier behandelten Texte nicht zu belegen.<sup>310</sup> Die politischen Diskurse um diese Frage werden dargestellt und aktualisiert. Die Art und Weise ihrer Darstellung deutet vielmehr daraufhin, dass Fontane um beide Seiten wusste, aber der Machtpolitik im Sinne der Zweckmäßigkeit für die nationale Einigung den Vorzug gab. Der Erfolg Bismarcks pragmatischer Machtpolitik schien ihm Recht zu geben. Eine solche Politik wird bekanntlich auch mit dem von Rochau 1853 geprägten Begriff der „Realpolitik“ gekennzeichnet.<sup>311</sup> Ausgeprägt hat sich diese politische Denkweise dann entscheidend in den folgenden Jahren. Die von Bismarck bereits oben zitierte Wendung von „Eisen und Blut“, die nunmehr die Politik bestimmen würde, steht dafür paradigmatisch. Schach setzt nach wie vor auf den

---

<sup>308</sup> Sagave 1966, S. 135.

<sup>309</sup> Vgl. Loster-Schneider 1986, S. 158.

<sup>310</sup> Vgl. ebd., S. 117.

<sup>311</sup> Rochau, Ludwig August von: Grundsätze der Realpolitik. Angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Frankfurt/M.: Ullstein. 1972.

realpolitisch agierenden Staat. Die Staatsinteressen stehen dabei im Vordergrund:

„Allianzen sind Mittel, deren *jede* Politik bedarf [Hervorhebung im Original, T.L.]: [...] Dieser [sc. Endzweck der Politik Friedrichs II.] war unverrückt: ein starkes und selbständiges Preußen.“<sup>312</sup>

Nun ist das Problem des Königs in *Schach von Wuthenow* freilich, dass Napoleon Bonaparte ein ausgesprochen erfolgreicher Feldheer mit einem äußerst großen und modernen Heer war. Es ergibt sich also ein grundsätzliches Problem: Der preußische Staat, der kein ‚natürlich gewachsener‘ sei, ist auf seine militärische Stärke angewiesen, um sich als Kunstgebilde am Leben zu erhalten. Verfügt er nicht über diese militärische Stärke oder erscheint eine Auseinandersetzung zu gewagt, so liegt es ganz in realpolitischer Machtlogik, die Auseinandersetzung zu vermeiden. Entsprechend heißt es auch von Bülow: „Kriege führen dürfen nur solche Länder, die Niederlagen ertragen können.“<sup>313</sup> Preußen war durch seine Armee groß geworden und gerade der Verfall dieses Machtfaktors führt in die Katastrophe. Ist das Machtstaatsprinzip also als Prämisse gesetzt, erklärt sich das Dilemma, in dem Fontane späteren Briefstellen zufolge zumindest zeitweise steckte: Ein starkes Militär ist nötig, um den Staat stabil zu halten, gleichfalls aber gilt, dass ein zu starkes Militär destruktiv auf Gesellschaft und Staat wirken kann. Insofern gilt für die Zeit von 1806 ebenso wie für die Zeit der 1860er Jahre das, was Ernst Rudolf Huber über das Problem des preußischen Staates, der eben keine Nation sei, sagt:

„Ein Staat ohne Nation, ein Staat, der nur durch die autoritären Ordnungen des Königtums, der Bürokratie und des Offizierskorps Staatlichkeit besaß, verlor gerade, wenn er sich auf Vaterlandsliebe berief, seine Glaubwürdigkeit.“<sup>314</sup>

---

<sup>312</sup> GBA, SvW, S. 11.

<sup>313</sup> GBA, SvW, S. 54.

<sup>314</sup> Huber 1965, S. 45.

Preußen erweist sich in seiner Geschichte als ein expansiver Staat. In diesem Zusammenhang bezieht sich die Rede von machiavellistischer Machtpolitik Preußens in der Regel auf territoriale Arrondierungen. Byung-Chul Han verweist daher darauf, dass die Landnahme „der Ur-Typus eines konstituierenden Rechtsvorgangs“<sup>315</sup> sei und damit auch konstitutiv für die Entwicklung von Staatlichkeit. Bei dem in späteren Jahren zunehmend dem völkisch orientierten Nationalismus zuneigenden Wolfgang Menzel findet sich schließlich auch die nahezu sprichwörtlich gewordene Rede vom „Räuberstaat“ Preußen – wenn auch vom Autor empört zurückgewiesen – gleich zu Beginn des elften Bandes seiner *Geschichte der Neuzeit*.<sup>316</sup> Damit wird auf vorwurfsvolle Weise auf die Geschichte preußischer Expansion angespielt. Und unleugbar ist dies einer der zentralen Züge der preußischen Staatsgeschichte. Friedrichs II. Vater wurde nicht von ungefähr „Soldatenkönig“ genannt und Ulrich Scheuer charakterisiert die Epoche des Sohnes als

„die friderizianische Epoche, die in gewissem Sinn ein- für allemal gewisse Züge des Staates, das harte Regiment der Pflicht und des Gehorsams, die zugreifende und offensive Außenpolitik, aber auch die helle, aufgeklärte und nüchterne Effizienz der Verwaltung festlegt.“<sup>317</sup>

Damit stehe diese Epoche in der Kontinuität eines „effizienten Machtwillens“, der sich in einer Abfolge „tüchtiger Herrscher“ von 1640 bis 1786 gezeigt habe.<sup>318</sup> Reinhard geht sogar soweit, im Kriege einen der wichtigsten Gründe für die Entwicklung moderner Staatlichkeit zu sehen:

„Deren [sc. der Kriege] steigende Kosten machen aber gesteigerte Ressourcenabschöpfung erforderlich, was wiederum zu weiterer Zunahme der Kontrolle durch die Zentralgewalt führte. Dieser Coercion-Extraction-Cycle (Samuel Finer) ist wohl die wichtigste Triebkraft der Entstehung des modernen

---

<sup>315</sup> Han, Byung-Chul: Was ist Macht? Stuttgart: Reclam 2005. S. 114. Im Folgenden als: Han 2005.

<sup>316</sup> Menzel, Wolfgang: Geschichte der Neuzeit. Bd. 11: Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich (1866-1870). Stuttgart: Krabbe 1871. S. 9.

<sup>317</sup> Scheuner 1981, S. 47.

<sup>318</sup> Vgl. Reinhard 2007, S. 10.

Staates. Denn als Machtstaat ist der moderne Staat seinem Ursprung nach Kriegsstaat.“<sup>319</sup>

Dies steht auch in diskursiver Analogie zum oben bereits diskutierten Problem der Ministerverantwortlichkeit. Denn einerseits verbirgt sich dahinter eine implikationsschwere Frage nach dem Souveränitätsverständnis, andererseits zeigt sich darin gerade auch in *Vor dem Sturm* ein im Ansatz machtstaatlicher und am gewaltsamen Konflikt als natürlicher Form der Auseinandersetzung orientierter Politikbegriff. Dies wird in *Vor dem Sturm* noch deutlicher als in *Schach von Wuthenow*. Berndt berichtet nach seinem Besuch beim Minister Hardenberg:

„In der Idee sind wir einig: der Kaiser muß gestürzt, Preußen wiederhergestellt werden. Aber wie? Da werden die Herzen offenbar. Er will es auf dem Papier ausfechten, nicht mit der Waffe in der Hand, am grünen Tisch, nicht auf der grünen Heide.“<sup>320</sup>

Damit wendet sich Berndt gegen ein klassisches Prinzip moderner Staatlichkeit: die Institutionalisierung internationaler Politik. Dabei agiert der Minister womöglich rein aus realpolitischen Erwägungen und natürlich im Namen seines Königs. Byung-Chul Han verweist für moderne Gemeinwesen darauf, dass sich der Ort der Macht in ihnen ausdifferenziert: „Er [sc. der Machthaber/König] kann zwar viel befehlen. Aber aufgrund der wachsenden Komplexität geht die faktische Macht auf seine Berater über“<sup>321</sup>

Kerstin Dingeldein resümiert die Szene von Berndts Besuch bei Hardenberg wie folgt:

„Glaubt der Eine an die Möglichkeit, Problemstellungen theoretisch erfassen und dann lösen zu können, ist der Andere – Berndt – davon überzeugt, daß

---

<sup>319</sup> Reinhard 2007, S. 11.

<sup>320</sup> VdS, S. 209.

<sup>321</sup> Han 2005, S. 13 f.

Entscheidungen immer direkt, aus der Sache heraus von den jeweils Beteiligten getroffen werden müssen.“<sup>322</sup>

Sie liest die Szene also vor allem als Debatte zwischen einem ständisch-regionalem Politikverständnis und der sich zunehmend zentralisierenden Macht moderner Staatlichkeit. Berndt akzeptiert das staatliche Monopol nicht und steht fest verankert im konservativen Denken. Für ihn treibt Hardenberg nur „Diplomatie, nicht Politik.“<sup>323</sup> Der Umkehrschluss ist, dass wahre Politik sich erst im Krieg realisiere. Dass Berndt als märkischer Landedelmann aus dem Oderbruch eher ständisch denkt und in welchem Verhältnis sein Denken zum Staat steht, deckt sich mit Karl Mannheims Untersuchungen über den Konservatismus. Mannheim sieht gewisse gesellschaftliche Gruppen/Milieus als Reservat früherer Denkmuster, jene Gruppen an der Peripherie der neuen Welt im bäuerlichen Leben, im Leben des Adels, im Leben der Kleinbürger“<sup>324</sup>. Dort verortet Mannheim auch im Laufe des 19. Jahrhunderts noch vermehrt eine Denkweise, die sich durch die Bindung an die Scholle und den Gesetzen und Sitten einer traditionellen Gemeinschaft auszeichnet.<sup>325</sup> Besonders interessant ist für *Vor dem Sturm* wie auch *Schach von Wuthenow*, dass Mannheim vor dem Hintergrund von Französischer Revolution und sich zunehmend ausprägendem Konservatismus das charakteristische Moment der Handlungszeit der Texte darin erblickt,

„daß die Revolution in Preußen, in diesem wichtigsten Zentrum konservativen Denkens, eine Auseinandersetzung zwischen *feudal-altständischen* Wollungen und dem *bureaukratisch-absolutistischen Rationalismus* gezeitigt hatte [Hervorhebungen im Original, T.L.]“<sup>326</sup>

---

<sup>322</sup> Dingeldein, Kerstin: Die Konfiguration des Gegenständlichen. Eine Studie zur geschichtlichen Denkontention in Texten Theodor Fontanes. Frankfurt/M.: Fischer 1994. S. 93.

<sup>323</sup> VdS, S. 209.

<sup>324</sup> Vgl.: Mannheim 2003, S. 84.

<sup>325</sup> Vgl.: Mannheim 2003, S. 129.

<sup>326</sup> Mannheim 2003, S. 138.

Mannheim erläutert weiter, dass es die vor allem durch die Geschichte des Landes und die durch spezifische Eigenart des Landes Preußen dazu in die Lage versetzten Gruppen des Adels und der Bürokratie waren, die tatkräftig auf die Französische Revolution reagierten:

„Um es auf Spitze getrieben auszudrücken: *Der für uns relevante Einfluß der französischen Revolution in Preußen besteht darin, daß sich der Gegensatz von Volk und Herrscher in Frankreich hier eine Ebene „höher“ wiederholt* und als Kampf zwischen den, den Staat von *unten* aufbauenden Ständen (Adel) und dem „von oben“ regierenden Königtum, repräsentiert durch dessen Bürokratie, uns entgegentritt [Hervorhebungen im Original, T.L.].“<sup>327</sup>

Dabei sei eine eigentümliche Kreuzung der Einwirkungen entstanden: das revolutionäre Element der französischen Ereignisse habe Intentionen des Adels verlebendigt, der den gesellschaftlichen Aufbau von unten wolle, d.h. den ständischen Aufbau zu verlebendigen suche. Hingegen sei das mechanistische, zentralistische und rationalistische Element der Revolution beim Beamtentum auf lebhaftere Rezeption gestoßen und gegen die Intention des Adels ausgespielt worden.<sup>328</sup> Eben daher resultiere das Phänomen, dass der frühe Konservatismus „seine politische Spitze (gegen den aufklärerisch bürokratischen Zentralismus) gefunden hat.“<sup>329</sup> Friedrich August Ludwig von der Marwitz, für Fontane ein wichtiges Vorbild bei der Gestaltung der literarischen Figur Berndts, schreibt in seinen Memoiren ebenfalls aus ablehnender Perspektive über die Bürokratie:

„Es bildete sich der Wahn aus und verbreitete sich weit, daß man ein Weltbürger sein könne (Kosmopolit), ohne ein ordentlicher Staatsbürger zu sein, und eben daher kam es, daß die Staatsangelegenheiten nur von deren besoldeten Dienern betrieben wurden, ohne eigentliche lebendige Teilnahme von Seiten der Staatsbürger, daß diese letzteren sich je mehr und mehr isolierten, und daß, je freier die Gedanken wurden, um desto mehr die Regierung einseitig und despotisch gehandhabt wurde.“<sup>330</sup>

---

<sup>327</sup> Mannheim 2003, S. 140.

<sup>328</sup> Vgl.: Mannheim 2003, S. 140.

<sup>329</sup> Mannheim 2003, S. 166.

<sup>330</sup> Marwitz, Friedrich August Ludwig von der: Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Hrsg. v. F. Meusel. Berlin: Mittler 1908. S. 530.

Berndt sieht in der Politik Hardenbergs eben nicht sein Politikverständnis repräsentiert und kann daher auch über die Bindung an die Scholle und das Land argumentieren:

„Aber wenn uns der König diese Fahne verbietet, so müssen wir sie tragen auch ohne seinen Namen, um des Landes willen, und dieser Rechtstitel ist nicht der schlechteste. Denn unser Land ist unsere Erde, die Erde aus der wir selber wurden.“<sup>331</sup>

Mit der Verwurzelung der Menschen im Boden kommt ein Aspekt des Organisch-Volkshaften hinzu, der dem Preußischen gewissermaßen eine ‚Natürlichkeit von unten‘ attestiert. Das ist nicht selbstverständlich, wird Preußen doch wie bereits ausgeführt durchaus vorgeworfen, ein künstliches Machwerk zu sein. In Cöllns *Vertrauten Briefen über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.*, die Fontane als Quelle für *Schach von Wuthenow* heranzog, tritt auch genau dieses Motiv wieder auf:

„Preußen ist dagegen ein Staat, aus Stückwerk zusammengeflickt, ein künstliches Machwerk, woran die Natur keinen Theil hat [...]. Die preußische Armee, die Hauptstütze der Schlußstein des künstlichen Baues“.<sup>332</sup>

Adam Müller, als einer der Vordenker des Konservatismus und Wegbegleiter Friedrich August Ludwig von der Marwitz', und als solcher Fontane zweifelsohne bekannt, sieht im Prinzip des Kampfes die Grundlage für die Entstehung von Staat und Gesellschaft.<sup>333</sup> Der Kampf mache das Leben überhaupt erst zu einem „lebendigen Leben“ und würde ihm „allerhöchste Kraft“ verleihen.<sup>334</sup> In einer solchen Sichtweise ist eine der Grundbedingungen für den Militär- und Machtstaat aufzufinden: Der Kampf

---

<sup>331</sup> VdS, S. 260.

<sup>332</sup> Cölln, Georg Friedrich Wilhelm von: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* Amsterdam u. Cölln, 1807. S. 156 f.

<sup>333</sup> Vgl. Avraham 2008, S. 39.

<sup>334</sup> Müller, Adam: *Vom Geiste der Gemeinschaft: Elemente der Staatskunst und Theorie des Geldes.* Leipzig 1931. [1809], S. 36.



als sittliche Aufgabe, als die Vitalität steigernde Kraft. Die preußische Armee in *Schach von Wuthenow* stand lange kampflos im Frieden und muss dementsprechend auch an mangelnder Vitalität zugrunde gehen. Oben wurde diese mangelnde Vitalität der Armee unter anderem am Beispiel des mechanischen Paradierens der Regimenter und der ästhetischen Haltung Schachs erläutert. Auch in *Vor dem Sturm* zeigt sich deutlich eine romantische Verklärung vergangener Schlachten, kriegerischer Helden und des Kampfes. Das ist deutlich zu sehen in der Schlachtbeschreibung von Borodino:

„Wo liegt die Schanze?“ hatte Kutusow gefragt, und Lichatschew hatte die rechte Hand erhoben, um die Richtung anzugeben. Eine Sechspfünderkugel riß ihm die Hand fort; er hob die Linke, zeigte scharf gegen Süden und sagte: „Dort.“<sup>335</sup>

In dieser schmissigen Darstellung zeigt sich deutlich ein Moment militaristischen Denkens. Zumindest, wenn man hier Militarismus als das elitäre Bewusstsein eines Offiziersstandes von besonderer Ehre und Haltung versteht, der sich so von der übrigen Nation abschließt und gleichwohl von einem bedeutenden Teil des Bürgertums anerkannt wird. Mit dem Prozess der Nationalisierung verbindet sich schließlich auch die Heroisierung und Militarisierung des Geschichtsdenkens im 19. Jahrhundert.<sup>336</sup> Der Kampf ums Dasein avanciert zum Movens der Geschichte. Und auch Lewin wird am Ende des Romans durch die 'Schule' des Krieges gegangen und zum Mann gereift sein. Das alte Preußen Friedrichs II. ist auf den ersten Blick vor allem ein Preußen der großen Schlachten und ihrer Generäle, ob Friedrich II. selbst imaginiert wird, Zieten oder Seydlitz oder auch traditionsreiche Husaren- oder Infanterieregimenter. General von Bamme sieht daher auch im Kampf die gesichtsmächtigste Kraft:

---

<sup>335</sup> GBA, VdS III/IV, S. 158.

<sup>336</sup> Vgl.: Hardtwig, Wolfgang: Hochkultur des bürgerlichen Zeitalters. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd, 169). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005. S. 86. Im Folgenden als: Hardtwig 2005.

„Vom Standpunkte meines Metiers aus könnte ich mich sogar bis zu dem Satze versteigen, daß Weltgeschichte großen Stils, wie sie sich in Hunnen- und Mongolenzügen darstellt, immer und ewig vom Sattel herab, also, rundheraus gesagt, durch eine Art von urzuständlichem Husarentum gemacht worden sei [...]“<sup>337</sup>

Diese Aussage wird zwar im Text auch wieder relativiert, das ändert aber nichts an der romantischen Verklärung vergangener Schlachten und kriegerischer Helden. Friedrich II. und seine Offiziere wurden immer wieder zu Beispielen der Vaterlandstreue stilisiert, aber auch Friedrich II. selbst trug mit seinen *Briefen über die Vaterlandsliebe* von 1779 dazu bei, dass er als Schöpfer eines spezifisch preußischen Patriotismus' verstanden wurde. Ernst Rudolf Huber resümiert diese Entwicklung: „Der preußische Staatspatriotismus wurde ein ethisches Prinzip, das zu den großen zerstörenden und zugleich gestaltenden Mächten unseres Schicksals gehört.“<sup>338</sup>

Während Fontane 1880 am *Schach von Wuthenow* arbeitete war die Debatte um das zweite Septennat des Heeresbudgets im vollen Gange. Der von Fontane bewunderte Rudolf von Bennigsen,<sup>339</sup> Abgeordneter der Nationalliberalen Partei, gemahnte in einer Reichstagsrede an die verfassungstheoretische Dimension der Budgetfrage:

„Die Kriegsverfassung, die Heereseinrichtung bilden einen so wesentlichen Bestandteil der Verfassung eines Volkes, eines Staates, sie bilden bis zu einem so hohen Maße das Knochengerüst der Verfassung eines jeden Staates, daß, wenn es nicht gelingt, [...] die Heeresverfassung und Wehrverfassung einzufügen in die konstitutionelle Verfassung -, überhaupt die Konstitution in einem solchen Lande noch keine Wahrheit geworden ist.“<sup>340</sup>

---

<sup>337</sup> GBA , VdS I/II, S. 207.

<sup>338</sup> Huber 1965, S. 31.

<sup>339</sup> Vgl. Loster-Schneider 1986, S. 195.

<sup>340</sup> Zitiert nach: Preuß, Hugo: Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie. [1887]. In: ders.: Gesammelte Schriften. 2. Bd. Hrsg. v. Detlef Lehnert und Christoph Müller. Tübingen: Mohr Siebeck. 2000. S. 359.

Sowohl die Frage nach dem Militär- und Machtstaat als auch die Frage nach der konstitutionellen Einbindung des Heeres erweisen sich während der Entstehungszeit der Erzählung als hoch aktuell. Ernst-Wolfgang Böckenförde sieht diese Verfassungsproblematik bis 1918 als ungelöst an:

„Der preußische Soldatenstaat hatte so neben dem bürgerlichen Verfassungsstaat in der Tat seine Realität. Was Preußen neben seinem Beamtentum und der Staatsgesinnung seiner Heerscher groß gemacht hatte, das Heer, haben Preußens Könige bis zum Ende der Monarchie nicht aus der Hand gegeben.“<sup>341</sup>

Jenseits dieses Aspektes finden auch Anspielungen auf ein anderes Konfliktfeld ihren Platz im Text. Schach wird von Victoire in Rom ein Sohn geboren. Damit wird für Preußen eine neue Zukunft an den Horizont gezeichnet. Dass dieses für Preußen stehende Kind erkrankt und auf wundersame Weise auch wieder seine Genesung erfährt, ist ein weiterer Beleg für die gängige Naturalisierung des Staatskörpers, wenn auch wie hier in einem Kind. Gemeinhin wird in der Reise Victoires nach Rom und der dortigen Geburt ihres Sohnes ein Verweis auf den Kulturkampf gesehen.<sup>342</sup> Gerade in Hinblick auf den Wandel von Staatlichkeit lässt sich ein solcher Eindruck unter der Perspektive der Machtstaatlichkeit untermauern. Wenngleich Fontane auch nicht bereit ist, jede gesellschaftliche Frage dem Anspruch des Machtstaates zu unterstellen. Und dass Fontane ein Gegner des Kulturkampfes war, ist bekannt.<sup>343</sup> Bismarcks und der Liberalen Maßnahmen im Kulturkampf fanden 1878 mit dem Beginn der Arbeit am Schach von Wuthenow ihr Ende. Mit seinem zuvor durchgeführten Programm verließ der Kanzler allerdings

„den Boden des paritätischen Rechtsstaats und stellte sich auf den Standpunkt des absoluten Machtstaats, der kraft seiner souveränen Gesetzgebungskraft auch die

---

<sup>341</sup> Böckenförde: Verfassungstyp, S. 153.

<sup>342</sup> Grawe/ Nürnberger 2000, S. 541f.

<sup>343</sup> Grawe/ Nürnberger 2000, S. 541f.

Beziehungen zwischen Staat und Kirche ausschließlich nach seinem Willen regelte.“<sup>344</sup>

Schließlich ist die territoriale Expansion auch nur die eine Seite preußischer Machtpolitik, ihr logisches Komplement findet sich in der preußischen Innenpolitik: in der Frage nach der Integration des Heeres in das Verfassungswerk, der Stellung des Monarchen und der tatsächlichen Berücksichtigung rechtsstaatlicher Grundsätze. So wie die napoleonische Idee der Universalmonarchie überkommenen Monarchien lebensgefährlich war, weil sie ihre Grundlagen angreift, galten nach der Reichsgründung der Katholizismus und die Sozialdemokratie als innere Reichsfeinde. Und tatsächlich verbindet beide Bewegungen das transnationale und überstaatliche Moment.<sup>345</sup>

In *Schach von Wuthenow* wird die Sichtweise, dass der Staat Friedrichs II. zur Kleinheit herabgesunken sei durch ein Mirabeau-Zitat unterstützt. Dort heißt es: „Mirabeau hatte recht, den gepriesenen Staat Friedrich des Großen mit einer Frucht zu vergleichen, die schon faul sei, bevor sie noch reif geworden.“<sup>346</sup> Damit will gesagt sein, der Staat sei schon in der Anlage nicht lebensfähig.

Der preußische Staat verfuhr im Übrigen nie zimperlich mit den Widersachern seiner Staatsräson. In *Schach von Wuthenow* schreibt Bülow am 14. September 1806 aus Königsberg an Victoire – dort wird der historische Bülow kurz darauf inhaftiert, infolge der sich in seinen Schriften zu findenden Frankophilie von einem Gefängnisarzt für verrückt erklärt und umkommen.<sup>347</sup> Über den Vorgang heißt es in einem Buch über das Leben des historischen Bülow von Julius von Voss: „es wurden auf hoeheren Befehl zwei Aerzte beauftragt, seinen geistigen Gesundheitszustand zu

---

<sup>344</sup> Franz-Willing 1981, S. 1432.

<sup>345</sup> Bornkamm 1969, S. 59f.

<sup>346</sup> GBA, SvW, S. 7.

<sup>347</sup> Vgl. allgemein zur Biografie von Bülows: Voss, Julius von: Heinrich von Bülow. Nach seinem Talentreichthum sowohl, als seiner sonderbaren Hyper-Genialität, und seinen Lebensabentheuern geschildert. Nebst authentischer Nachricht über die Verhaftung dieses merkwürdigen Mannes und den Gang seines Kriminal Prozesses. Köln: Hammer ca. 1806/07. Im Folgenden als: Voss 1806/07.

untersuchen.<sup>348</sup> Voss erläutert, dass gerade dieser Vorgang ihn zu seiner Schrift veranlasst habe.<sup>349</sup> Dass es sich offensichtlich um ein politisches Verfahren handelte, das sogar noch mit einer Pathologisierung des Geisteszustands des Beklagten einherging, empörte Voss. Fontane war mit politischer Justiz durchaus vertraut und eine Auswahl an politischen Prozessen, die Fontane interessierten und die er verfolgte, gegen Franz Leo Benedikt Waldeck<sup>350</sup> (1849), Robert Binder<sup>351</sup> (1849), Ferdinand Lassalle<sup>352</sup> (1863), Harry Graf von Arnim-Suckow<sup>353</sup> (1874) sowie zahlreiche Prozesse gerade auch in den siebziger Jahren gegen nicht regierungskonforme Zeitungen<sup>354</sup> belegen dies eindrücklich. Der einer preußischen Uradelsfamilie entstammende historische Bülow, mehrere preußische Staatsmänner und Feldherren waren aus ihr hervorgegangen, sieht sich im Moment des staatlichen Zusammenbruchs von staatlicher Seite mit der Pathologisierung seines Geisteszustandes konfrontiert. Bülow kritisiert in *Schach von Wuthenow* nicht nur die schließlich unterliegende österreichisch-russisch Koalition, er unterstellt dem preußischen Offiziersstand geradezu eine eigene Agenda, wenn er von den preußischen Offizieren spricht, „denen nur wohl wird, wenn es [...] recht wenig nach Freiheit riecht“.<sup>355</sup>

Den Besuch des russischen Kaisers in Berlin persifliert Bülow geradezu: Es habe sich um den Abschluss eines Bündnisses „auf Leben und Tod“ gehandelt, zur Staffage gehörten „Fackellicht“, „die Gruft Friedrichs des Großen“ und ein Schwur der „Blutsfreundschaft“.<sup>356</sup> Preußen sollte nach diesem Abkommen im Kriegsfall auf Seiten Russlands eingreifen. Allerdings verhielt es sich weiterhin neutral und besetzte nach der russischen Niederlage in Austerlitz schließlich Hannover. Dieses Bündnis

---

<sup>348</sup> Voss 1806/07, S. 122 f.

<sup>349</sup> Voss 1806/07, S. 123.

<sup>350</sup> Vgl.: Koszyk, Kurt: Fontanes journalistischer Blick nach draußen. In: Ehlich, Konrad (Hrsg.): Fontane und die Fremde. Fontane und Europa. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 192-210. Hier S. 198.

<sup>351</sup> Vgl.: Berbig, Roland: Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Berlin: de Gruyter 2000. S. 107.

<sup>352</sup> Vgl.: Berbig 2010, Bd. 2, S. 1236.

<sup>353</sup> Vgl.: Berbig 2010, Bd. 3, S. 1925.

<sup>354</sup> Vgl.: Pflanze, Otto: Bismarck. Der Reichskanzler. München: Beck. 2008. S. 401.

<sup>355</sup> GBA, SvW, S. 10.

<sup>356</sup> Vgl.: GBA, SvW, S. 59.

auf Leben und Tod hielt einen Monat. Bülow verweist mit seiner Ironie treffsicher auf das innenpolitische Moment der Inszenierung, auf das politische Theater der Staatsgeschäfte und die Hohlheit des politischen Pathos. Damit spricht er eine Fundamentalkritik aus, die Schach treffen muss. Schach glaubt an dieses hohle Pathos und schreibt es sogar fort, indem er seit dem Besuch des russischen Kaisers ein Andreaskreuz trägt.<sup>357</sup>

Letztlich handelt es sich damit nach Fontane bei dem Preußen von 1806 um einen Staat, der gewissermaßen nur noch die Hülle eines Machtstaates abgibt. An der scharfen Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit geht er Staat unter.

## 2.5 Die Diskurse um Widerstandsrecht und Treue in *Grete Minde* und *Vor dem Sturm*

In *Von Zwanzig bis Dreißig* kritisiert Fontane, dass die preußische Welt seit König Friedrich Wilhelm I. zwar Fortschritte im Byzantinismus, nicht aber im „Männerstolz vor Königsthronen“ gemacht habe.<sup>358</sup> Wenn Fontane sich eine Entwicklung des Antiautoritären Moments erhoffte, so konnte Gehorsam als eine der preußischen Kardinaltugenden dem sicherlich nicht zuträglich sein. Insofern nimmt das Thema der Widerständigkeit gegenüber staatlichen Institutionen in den hier behandelten Werken einen erstaunlich zentralen Raum ein: In *Schach von Wuthenow* erschießt sich der Protagonist, nachdem er einen Befehl des Königs ausgeführt hat, in *Grete Minde* legt die Protagonistin Tangermünde in Schutt und Asche, nachdem der Rat der Stadt nicht zu ihren Gunsten geurteilt hat und in *Vor dem Sturm* ist ein preußischer Junker darum bemüht, entgegen dem Wunsch des Königs eine Landwehreinheit aufzustellen. Zumal die Geschichte von *Vor dem Sturm* eigentlich erst dadurch ihre Brisanz erhält, dass dem König das Heft des Handelns aus der Hand genommen wird:

---

<sup>357</sup> Vgl.: GBA, SvW, S. 58.

<sup>358</sup> Fontane. *Von Zwanzig bis Dreißig*, S. 298.

„Doch diesmal wurde die Macht, über die Ereignisse zu bestimmen, dem Souverän aus den Händen gerissen. Am 30. Dezember schloß General Yorck – ganz auf eigene Faust – mit dem Kommandeur der vordringenden russischen Truppen die Konvention von Tauroggen.“<sup>359</sup>

Ernst Rudolf Huber vertritt nach Craig die These, dass die Konvention ein Akt der Auflehnung gewesen sei, eine Verletzung des Offizierseides und eine Anrufung des alten Widerstandsrechtes, d. h. des dem Volke gegebenen Rechts, sich selbst gegen einen Monarchen zu schützen, der es in Gefahr bringt.<sup>360</sup> An anderer Stelle führt Huber aus, dass schließlich nach friderizianischem Staatsethos „die Institution des Staats vor der Person des Fürsten unbedingten Vorrang“ habe.<sup>361</sup> „Der Fahneneid“, schreibt Huber,

„bindet das Heer nicht mehr, wenn diesem befohlen wird, an der Seite des Erbfeindes zu kämpfen ... Die Konvention von Tauroggen war eine verfassungsgestaltende Tat von höchstem Rang; sie dokumentierte, daß auch der König sein Amt habe, das ihn dem Volke verpflichtete, und daß dort, wo der König versagte, Heer und Volk aus eigener Kraft und eigener Verantwortung zu entscheiden haben.“<sup>362</sup>

Die Konvention wurde übrigens auch nach dem Krieg nie als Staatsakt anerkannt. Christian Grawe sieht die Figur Berndts in *Vor dem Sturm* der politischen Züge ihres historischen Vorbildes Friedrich August Ludwig von der Marwitz entkleidet. Fontane übernehme aus den 1852 veröffentlichten Lebenserinnerungen menschliche, nicht aber die anti-revolutionären und anti-reformerischen Züge oder, so wäre diese Reihe wohl noch zu ergänzen, die oppositionellen Züge. Diese würden sich nur in den frühesten Romanpartien zeigen und daher kommt er zu dem Schluss: „Vitzewitz' eigentliches Handlungsmotiv aber ist gerade nicht politisch, sondern

---

<sup>359</sup> Craig 1960, S. 78.

<sup>360</sup> Vgl.: Craig 1960, S. 78.

<sup>361</sup> Huber 1965, S. 35.

<sup>362</sup> Huber, Ernst Rudolf: Heer und Staat in der deutschen Geschichte. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1938. S. 163 ff.

persönlich.<sup>363</sup> Dem ist so nicht zuzustimmen. In Abschnitt 2.2 wurde bereits gezeigt, dass Berndt gegenüber der preußischen Bürokratie repräsentiert in der Person des Ministers Hardenberg in einer nach Karl Mannheim näher bestimmbaren konservativ-ständischen Denkwelt verhaftet ist, die sich gegen eine zentralisierte und wachsende Macht des Staates wendet. Insofern lässt sich auch nicht mit Grawe sagen, dass bei Fontane kein Handeln „gegen den Thron, sondern immer nur um ein Handeln im Sinne der Krone“<sup>364</sup>, wenn auch gegen den Willen des Königs, zu finden sei. Die angesprochene Orientierung Berndts an Land und Scholle wird im Bild der mit Blut gedüngten Heimaterde sichtbar.<sup>365</sup> Als Napoleons Äußerung „Was ist ein Thron? Ein Holzgerüst mit Sammet beschlagen“<sup>366</sup> zitiert wird, widerspricht Berndt nicht ernsthaft. Der König ist auch für Berndt nicht mehr von Gottes Gnaden. Er stellt eine staatspolitische Institution, vielleicht sogar Notwendigkeit dar. Ansonsten aber verweist das paternalistische Denken Berndts auf ständisch-konservative Vorstellungen, die Mannheim als meist von organischen Kollektivverbänden (Urbild Familie), die das historische Leben konstituieren, gekennzeichnet sieht.<sup>367</sup> In der konservativen Tradition gibt es dabei durchaus unterschiedliche Vorstellungen über die Herkunft des Staates. So glaubt Karl Ludwig von Haller an einen Urzustand, der durch die Herrschaft der Mächtigen geprägt wäre. Justus Möser vermutet hingegen einen Urvertrag zwischen den Landbesitzenden.<sup>368</sup>

Als eigentlicher Gegenspieler Berndts muss daher der Geheimrat Ladalinski gesehen werden. Sein Gespräch mit dem Prinzen spiegelt das Gespräch Berndts. Und wenn Berndt noch einräumte, dass er zwar dem König vertraue, nicht aber seinem Minister, so ist das widerständige Potenzial bei Ladalinski als noch höher anzusehen. Auf die Ausführung des Prinzen, dass Napoleon bald untergehen würde, antwortet Ladalinski:

„Aber nur, um uns doch und vielleicht für immer in Unfreiheit zurückzulassen;

---

<sup>363</sup> Grawe 1990, S. 171.

<sup>364</sup> Grawe 1990, S. 171.

<sup>365</sup> VdS, S. 261.

<sup>366</sup> VdS, S. 262.

<sup>367</sup> Mannheim 2003, S. 123.

<sup>368</sup> Vgl. hierzu: Mannheim 2003, S. 131.



wir werden nichts als die Herrschaft gewechselt haben. Denn unser Thun und Lassen bestimmt unser Loos, und andere werden kommen, die dem, der so willfährig die Schleppe trug, eine neue Kette schmieden.“<sup>369</sup>

Der Geheimrat kritisiert hier, sollte man das Volk nicht einbinden und als Faktor ernst nehmen, dass man durch dies Unterlassen neue Zwänge für den König generieren werde. Darin ist eine deutliche Anspielung auf die enge gegenseitige Abhängigkeit von Militär und Krone zu sehen.

Und doch stellt sich als Gegenstück des eingangs des Kapitels geschilderten Widerstandsrechts zum Wohle des Landes gegen den König die in *Vor dem Sturm* zu machende Beobachtung ein, dass das Volk eben auch nichts ohne den König könne.<sup>370</sup> Die Grundsätzlichkeit dieser Problematik wurde auch während der Entstehungszeit von *Vor dem Sturm* öffentlich diskutiert. In der Berliner Revue gelangt ein Kolumnist 1867 über die Frage, was eine Gesellschaft letztlich zusammenhalte zu dem Schluss: „Der Staat, die mächtigste äußere Organisation der Gesellschaft [...] gefestigt durch Bandes des Befehls und des Gehorsams.“<sup>371</sup> Die Wortwahl ist insofern bedeutsam, als sich der Kolumnist nicht auf die kulturell oder ethnisch bestimmte Nation bezieht, sondern auf den autoritären Obrigkeitsstaat und die dazugehörige Untertanengesellschaft. Eine Komplementäerscheinung dazu ist aber immer auch das Widerständische.

### 2.5.1 *Vor dem Sturm*

Die Frage nach der rechten Treue und einem damit verbundenen Widerstandsrecht ist wie ein Netz über *Vor den Sturm* und *Grete Minde* geworfen. Dabei handelt es sich im Wesentlichen um drei Konfliktbereiche.<sup>372</sup> Zum einen wäre da die Frage der Treue gegenüber

---

<sup>369</sup> VdS, III, S. 15.

<sup>370</sup> Vgl. hierzu auch: Berg-Ehlers, Luise: Theodor Fontane und die Literaturkritik: zur Rezeption eines Autors in der zeitgenössischen konservativen und liberalen Berliner Tagespresse. Bochum: Winkler 1990. S. 128. Im Folgenden als: Berg-Ehlers 1990.

<sup>371</sup> Zitiert nach: Avraham, S. 290.

<sup>372</sup> Es ließe sich zusätzlich noch ein Diskurs über die Bedeutung religiös-christlicher Treue ausmachen, wie man auch in den ästhetischen Diskursen des Romans teilweise mit

Napoleon als einem Verbündeten Preußens. Daran schließt sich zweitens unmittelbar die Frage nach der Treue gegenüber dem König einerseits und dem Land andererseits an. Drittens gibt es dann noch den Bereich der Treuediskussion im menschlichen Zusammenhang, also die Frage nach der Treue in der Liebe oder auch der eigenen 'Natur' gegenüber. Der dritte Komplex wird hier infolge seiner geringen Ergiebigkeit im Politischen kaum vorkommen. Infolge der Untersuchung dieser Diskurse um die Treue, wird dieses Kapitel auch im Übergang zum nächsten Kapitel um den Landwehr-Diskurs zeigen, dass es hierbei vor allem, wie schon zuvor unter dem Aspekt des Nationalen, um eine staatsbürgerliche Emanzipationsdiskussion geht, die, und darin liegt ihr Aktualisierungsgehalt für die Publikationsgegenwart des Romans, von den 1860er Jahren aus, ja eigentlich noch früher, seit dem ersten Verfassungsversprechen von 1815 bis letztlich zum Ende des Kaiserreichs aktuell bleibt. Dabei geht es nicht um die Frage der Republik, sondern um das Verhältnis zwischen Monarchie bzw. konstitutioneller Monarchie zum Bürgertum unter dem Aspekt der Gleichheit und der Anerkennung des Rechts auf politische Mitsprache. Die Treuediskurse zeigen dabei, wie sich der neue 'Geist' vom alten emanzipiert und rechtfertigt.

Vorwegzunehmen ist, dass Treue im Text eine Kardinaltugend ist. Deren Setzung ist nahezu totalitär, denn wer keine Treue übt, ist des Todes. Hirschfeldt äußert gegenüber Tubal:

„Denn gleichviel, Staat oder Person, wer wankt und schwankt, wer unzuverlässig und unstet ist, wer Gelöbnisse bricht, mit einem Worte, wer nicht Treue hält, der ist des Todes.“<sup>373</sup>

Sein Gesprächspartner ist von den Worten getroffen, da er gegenüber Renate untreu gewesen ist und sich Marie genähert hat. Tatsächlich wird er wenig später umkommen. Aber Treue verlangt auch nach Konsequenz bis in den Tod. Pastor Seidentopf predigt: „Und seine [sc. Gottes] Treue wird

---

dem Begriff operieren könnte.  
<sup>373</sup> GBA, VdS III/IV, S. 384.

uns nicht lassen, wenn wir getreu sind bis in den Tod.“<sup>374</sup> Treue erweist sich in dieser Sichtweise als *conditio sine qua non*, über deren christliche Auslegung sich freilich streiten ließe. Sie wird dann zu einem Problem, wenn Loyalitätskonflikte auftreten, also die Situation eintritt, dass man anscheinend die Treue gegenüber dem einen nicht üben kann, ohne die Treue gegenüber dem anderen zu lassen.

Über die Vitzewitz-Geschwister heißt es, sie hatten „dieselben Augen, aus denen Phantasie, Klugheit und Treue sprachen.“ Treue erweist sich in diesen beiden Figuren als eine Art natürlicher Charakterzug, als ihrem Wesen inhärent. Andere Figuren hingegen müssen sie erst lernen oder nach einer Verfehlung wie Tubal erneut beweisen oder sie verhalten sich in dieser Frage grundsätzlich eher ambivalent. So berichtet Kathinka, dass sie an dem Grafen Bninski „seine Treue“ schätze: „Denn, unglaublich zu sagen, die Polen können auch treu sein.“<sup>375</sup> Er hatte sich lieber mit dem polnischen General Kosciuszko gefangen nehmen lassen, den er zuvor stundenlang verteidigt hatte, als zu fliehen. Sie fährt fort: „Das war Treue; nicht solche, wie ihr sie liebt, die jeden heimlichen Kuß zu einer Kette für Zeit und Ewigkeit machen möchte, aber doch auch eine Treue und nicht der schlechtesten eine.“<sup>376</sup> Damit wird aus der Sicht Kathinkas die Form deutscher Treue kritisiert, die sich selbst zum Prinzip erhebt. Sie stellt ihr eine eher spontane Treue der Leidenschaft gegenüber.

Was nun die Treue gegenüber Napoleon als Verbündetem anbelangt, so ist die Frage für Berndt leicht zu beantworten; er hasst Napoleon grundsätzlich und hat die Bündnispolitik seines Staates nicht mitgetragen. Als Preußen 1795 mit Frankreich Frieden schloss, verließ Berndt die Armee. Dabei ist es, wie oben bereits dargestellt, das 'Prinzip Napoleon', das er hasst. Lewin teilt diese Haltung seines Vaters nicht, er hält sich mehr an die Treue zu seinen Empfindungen der deutschen Offenheit und auch des Mitleids. Pastor Seidentopf, der von Amts wegen für solche Fragen zuständig ist, bestätigt Lewin in seiner Haltung: „Und so lehren uns denn diese Tage treu sein, treu

---

<sup>374</sup> GBA , VdS I/II, S. 50.

<sup>375</sup> GBA , VdS I/II, S. 271.

<sup>376</sup> GBA , VdS I/II, S. 271.

auch gegen den Feind, wie diese Jahre uns gelehrt haben, demütig zu sein.“ Eine vom Text eher diskreditierte Haltung, da die Figur im höchsten gerade unsympathisch dargestellt wird, ist die des Feldwebels Klemm. Er hat eine recht nüchterne Einstellung zum Bündnis mit Napoleon, das er für nützlich für Preußen hält: „Von Treue will ich nicht sprechen, die Politik braucht nicht treu zu sein; aber klug, klug, meine Herren.“<sup>377</sup> Dabei wird diese Meinung von einer durchaus positiven, wenn auch sehr exzentrischen Figur geteilt. General Bamme äußert:

„Man geht zusammen, so lang' es paßt. Manus manum lavat. [...] Alles ist Akkord und Pakt und gegenseitiger Vortheil. [...] Es ist mit den Eiden wie mit den Gesetzen, sie sind nur dazu da, um gebrochen zu werden.“<sup>378</sup>

Loster-Schneider verweist darauf, dass sich die politische Skrupellosigkeit Preußens im Paktieren bis in die 1890er Jahre belegen lasse.<sup>379</sup> Die 1860er Jahre, die zum Entstehungszeitraum des Romans gehören, sind erneut eine Zeit intensiver Annexionsbestrebungen gewesen. Allerdings rächt sich diese Sicht Bammes, der meint in der Treue einen zu vernachlässigenden Faktor sehen zu können. Als die Hilfe der Russen beim Angriff auf Frankfurt dringend benötigt wird, bleibt sie aus.

Das Problem der Entscheidung, die letztlich jede Figur für sich bereits gefällt hatte, wird insofern obsolet, als Generalleutnant Yorck von Wartenburg am 30. Dezember 1812 mit der Konvention von Tauroggen gegenüber Russland seine Neutralität erklärt. Damit löste sich Preußen faktisch aus dem im Frieden von Tilsit 1807 diktierten Bündnis. Dieser Tilsiter Frieden hatte Preußen um die Hälfte verkleinert und dazu geführt, dass man die umfangreichen Reformen im Land anging. Die Kapitulation Yorcks wird nun in einer ersten Reaktion durch den polnischen Grafen Bninski kommentiert:

---

<sup>377</sup> GBA, VdS III/IV, S. 25.

<sup>378</sup> GBA, VdS III/IV, S. 312f.

<sup>379</sup> Vgl.: Loster-Schneider 1986, S. 159.

„O dies ewige Lied von der deutschen Treue! Jeder lernt es, jeder singt es, und sie singen es so lange, bis sie es selber glauben. Die Stare müssen es hierzulande pfeifen. Ich bin ganz sicher, daß dieser General Yorck alles verachtet, was nicht einen preußischen Rock trägt, und das Ende davon heißt 'Kapitulation!'“<sup>380</sup>

Die Aussageabsicht ist deutlich: Der polnische Graf hält die deutsche Treue für eine Phrase, die gerade die bornierten und überheblichen Preußen permanent vor sich hertrügen. Nun ist es gerade der ebenfalls polnischstämmige Tubal, der ihm widerspricht. Für ihn handelt es sich nicht um eine Grundsatzfrage, sondern es sei „ein politischer Akt“ und „solange es eine Geschichte gibt, haben sich Umwälzungen, auch die segensreichsten, durch einen Wort- oder Treubruch eingeleitet.“<sup>381</sup> Große Aufgaben verpflichteten und forderten von den mit ihnen Konfrontierten, sich nicht „zum Knecht landläufiger Begriffe von Ruf und gutem Namen machen. Er soll nicht kleinmütig vor Verantwortung zurückschrecken, denn darauf läuft diese ganze Ehrensorge hinaus.“<sup>382</sup> Man schulde die Verantwortung Gott oder, wie ich ergänzen möchte, seinem Gewissen. Es geht hier wieder um die Entscheidung. Geschieht diese 'im rechten Geiste', so würde sich das richtige Prinzip schon durchsetzen:

„Das ist der ewige Widerstreit der Pflichten, zwischen deren Wert es abzuwägen gilt. Eine Treue kann die andere ausschließen. Wo die Bewährung der einen durch die Verletzung der anderen erkauf werden muß, da wird freilich immer ein bitterer Beigeschmack bleiben; aber gerade der, der diesen Beigeschmack am bittersten empfindet, wird aus den reinsten Beweggründen heraus gehandelt haben.“<sup>383</sup>

Damit dürfte eben jene Treue getroffen sein, für die Yorck oder auch den altpreußischen General Seydlitz stehen, der die Befehle Friedrichs II. vorerst verweigerte, da er dessen Absicht anders einschätzte. Pastor Seidentopf schließt sich dem 'segnend' an und lobt die Situation der vergangenen Wochen:

---

<sup>380</sup> GBA, VdS III/IV, S. 82.

<sup>381</sup> GBA, VdS III/IV, S. 82.

<sup>382</sup> GBA, VdS III/IV, S. 83.

<sup>383</sup> GBA, VdS III/IV, S. 83.

„als edle und tapfere Heerführer, den Schein des Ungehorsams nicht fürchtend, im wahrhaften Sinn und Geist unseres Königs [sic!] zu handeln und den ersten entscheidenden Schritt zur Abwerfung eines uns unerträglich gewordenen Joches zu tun wagten.“<sup>384</sup>

Auch tritt also das Motiv auf, dass die Handelnden in einer letztlich verborgenen Absicht des Königs agieren. Einem solchen Denkmuster liegt noch die unmittelbare Verknüpfung von Land und Person des Monarchen zugrunde. Infolge des Handelns von Yorck ist nun in den Augen der Figuren aber endgültig das Zeichen zum Handeln gegeben. Zuständig für die Auslegung des Zeichens ist freilich wieder der Pastor: „Gott hat ein Zeichen gegeben; mögen wir es zum Rechten deuten, wenn wir es deuten: er will uns wieder aufrichten, unsere Buße ist angenommen“<sup>385</sup>. Jedoch tritt nun der Konflikt zwischen der abwartenden Haltung des Königs und den handlungswilligen Figuren in den Vordergrund und Berndt versucht in einem ersten Schritt den Schulzen Kniehase, „ein Mann [...] treu wie Gold“<sup>386</sup>, für seine Landsturmpläne zu gewinnen. Er führt aus, dass er nach wie vor zum König stehe, aber:

„Ich will um der beschworenen Treue willen die natürliche Treue nicht brechen. Und diese gehört der Scholle, auf der ich geboren bin. Der König ist um des Landes willen da. [...] Es ist ein schnödes Unterfangen, das Wohl und Wehe von Millionen an die Laune, vielleicht an den Wahnsinn eines einzelnen knüpfen zu wollen; und es ist Gotteslästerung, den Namen des Allmächtigen mit in dieses Puppenspiel hineinzuziehen. [...] Weg mit dieser Irrlehre, von höfischen Pfaffen großgezogen; es ist Menschensatzung, die kommt und geht. Aber unsere Liebe zu Land und Heimat, die dauert wie das Land selber.“<sup>387</sup>

Berndt von Vitzewitz führt hier die Bedingungen aus, die ihn in Opposition zum König führen. Die Devise lautet: „Mit dem König, solange es geht; ohne ihn, wenn es sein muß.“<sup>388</sup> Dabei bleibt das Gottesgnadentum auf der

---

<sup>384</sup> GBA, VdS III/IV, S. 355.

<sup>385</sup> GBA, VdS I/II, S. 50.

<sup>386</sup> GBA, VdS I/II, S. 264.

<sup>387</sup> GBA, VdS I/II, S. 258f.

<sup>388</sup> GBA, VdS I/II, S. 261.

Strecke und es wird mit der „Scholle“ argumentiert. Es ist bereits gezeigt worden, dass er sich damit in einem Konzept der Heimat und der Bindung an das Territorium bewegt, das die dynastische Verpflichtung auf eine sekundäre Position drängt. Dabei begründet er zusätzlich über die schwammigen Begriffe des Staats- und des Volkswohls. Der Staat, das ist hier nicht mehr die Herrscherdynastie, das sind die „Millionen“. Was nun aber das Volkswohl ausmache, wird nicht weiter präzisiert. Dem Schulzen Kniehase ist die Argumentation mit diesen neuen Kategorien suspekt. Und Müller-Seidel verortet diese Haltung Kniehases historisch:

„In der Maxime, daß jedermann Untertan der Obrigkeit sei, die Gewalt über ihn hat, war man seit Luthers Zeiten eingeübt; und zumal im protestantischen Preußen war man es.“<sup>389</sup>

Kniehase gibt deshalb zu bedenken, dass die Bauern womöglich konservativer sind, als Berndt annehmen mag, denn „der König ist ihnen alles“, er habe „das Bruch eingedeicht“, die „Kirchen gebaut“ und die „Gräben gezogen“; in ihren Unterhaltungen „ist der Alte Fritz das dritte Wort.“<sup>390</sup> An dieser Stelle des Gesprächs könnte man annehmen, dass diese beiden Positionen nicht mehr vereinbar sein werden. Daher überrascht der letzte Satz Kniehases, in dem Berndt anscheinend den 'ideologischen Treffpunkt' beider vermutet, um so mehr: „Nur eins ist dem Bauer noch mehr ans Herz gewachsen: sein Haus und Hof.“<sup>391</sup> Das ist der Anknüpfungspunkt für Berndt, der nun über den Heimatboden argumentiert, allerdings erfolglos. Erst Othegraven gelingt es, die Königstreue des Schulzen zu brechen: „Aber es ist fluchwürdig, den toten Gehorsam zu eines Volkes höchster Tugend stempeln zu wollen. Unser Höchstes ist Freiheit und Liebe.“<sup>392</sup>

Und wieder wird der Konflikt mit dem bekannten Modell aus Tubals Ausführungen gelöst:

---

<sup>389</sup> Müller-Seidel, S. 129 f.

<sup>390</sup> GBA, VdS I/II, S. 259.

<sup>391</sup> GBA, VdS I/II, S. 259.

<sup>392</sup> GBA, VdS I/II, S. 263.

„Zeigen wir dem König, daß wir für ihn eintreten, auch wenn wir ihm widersprechen. Auch die Schillschen setzten sich in Widerstreit mit seinem Willen und starben doch unter dem Rufe: ›Es lebe der König.‹ Es gibt eine Treue, die, während sie nicht gehorcht, erst ganz sie selber ist.“<sup>393</sup>

Auch in diesem Konflikt läuft es auf den Mut zur Entscheidung hinaus und Othegravens Worte, die auch den Worten Fichtes entsprechen überzeugen Kniehase schließlich: „Sich entscheiden ist schwerer als gehorchen. Schwerer und oft auch treuer.“<sup>394</sup> Es ist somit offensichtlich, dass es hier um einen aus neuen Prinzipien abgeleiteten sittlichen Handlungsimperativ gehen soll. Bevor Berndt mit Geheimrat Ladalinski Prinz Ferdinand aufsucht, steht er am Fenster und betrachtet ein übrig gebliebenes Stück der mittelalterlich-gotischen Schlossfassade;<sup>395</sup> in ihr symbolisiert sich die Übergangszeit und der Wandel, noch herrschen in der Staatsspitze alte Prinzipien vor und noch steht all dieses über Jahrhunderte Gewachsene auf dem Spiel. So wählt er auch geradezu programmatisch anstatt der „neumärkischen Dragoneruniform“, die ihn als des Königs Offizier auswies, den „roten Frackrock der kurbrandenburgischen Ritterschaft“,<sup>396</sup> der seine Eigenständigkeit unterstreichen soll. Für den greisen Bruder Friedrichs II. ist der 'tote Gehorsam' oberstes Prinzip. Er verurteilt „das Besserwissen“<sup>397</sup>, das an seine Stelle getreten sei:

„Wäre bei Lebzeiten meines erhabenen Bruders der Austritt von dreihundert Offizieren möglich oder auch nur denkbar gewesen, ein offener Protest gegen die Politik ihres Kriegs- und Landesherrn? Ein Geist der Unbotmäßigkeit spukt in den Köpfen, zu dem ich alles, nur kein Vorbild bin.“<sup>398</sup>

Das emanzipatorische Moment, das sich im „Besserwissen“ des Volkes und gar im 'denkenden Offizier' ausdrückt, empfindet Ferdinand als unerhört.

---

<sup>393</sup> GBA, VdS I/II, S. 263.

<sup>394</sup> GBA, VdS I/II, S. 264.

<sup>395</sup> Vgl.: GBA, VdS III/IV, S. 7.

<sup>396</sup> GBA, VdS III/IV, S. 7.

<sup>397</sup> GBA, VdS III/IV, S. 10f.

<sup>398</sup> GBA, VdS III/IV, S. 11.



Sein Sohn, Prinz Louis Ferdinand, ist übrigens nach einer Insubordination auf dem Schlachtfeld gefallen, was aber nichts heißen muss. Denn wie noch zu zeigen ist, kann der Tod auch 'adeln' und wie bereits in diesem Zusammenhang zu sehen ist, wird Insubordination sehr abhängig von ihren Umständen beurteilt. Prinz Ferdinand stellt den Gehorsam an oberste Stelle und auch Hirschfeld hatte das Treueprinzip, „gleichsam die elfte Hohenzollersche Gebotstafel“<sup>399</sup>, oben benannt. Wenn Berndt nun äußert, dass er weniger dem König misstrauere, als vielmehr dessen ersten Minister, erwidert der Prinz aufschlussreicher Weise:

„Ohne Ihnen zuzustimmen; denn, mein lieber Major von Vitzewitz, dieser Unterschied zwischen dem König und seinem ersten Diener ist unstatthaft und gegen die preußische Tradition.“<sup>400</sup>

Prinz Ferdinand stellt Berndt vor die Schwierigkeit, dass weniger die Minister als vielmehr der König selbst zaudern, ein Aufstand wäre demnach also eine direkte Unterminierung der Majestät. Doch hinter dieser Erwidern des Prinzen steckt noch ein hoch brisanter Umstand der politischen Geschichte. Ein wichtiger Wandel im politischen System der Zeit spiegelt sich in der Auseinandersetzung um die Beeinflussung des Königs durch seine Minister wider. Das Zeitalter der geheimen Kabinette war vorbei, nun gab es den verantwortlichen Minister als öffentlich-politische Figur: „Die Konstitutionalisierung des Staates begann mit der Konstitutionalisierung der Regierung“<sup>401</sup>, stellt Hartwig Brandt fest. Somit ist bereits die gedankliche Unterscheidung von König und Minister gegen die althergebrachte Denktradition gegeben. Das spricht dafür, dass der Staat mehr als funktioneller Mechanismus, denn als Prinzip verstanden wird. Das hat sich bereits in der Verwendung der Begriffe Staats- und Volkswohl gezeigt, darin, so war Berndts Argument, liege die legitimierende *Funktion* des Königs. Mit dem Volk könne der König jedoch nichts anfangen, führt der Prinz aus. Dabei gehe es weniger um die Frage der Schlagkraft des Volks

---

<sup>399</sup> Aust 1974, S. 64.

<sup>400</sup> GBA, VdS III/IV, S. 11f.

<sup>401</sup> Brandt 1998, S. 22.

als Instrument im militärischen Kampf. Vielmehr gehe es um den „neuen Geist, der jetzt in den Köpfen der Menge lebendig ist.“<sup>402</sup> Berndt sieht gerade darin das „Heil“<sup>403</sup>, er interpretiert den neuen Geist so, dass sich die neu erwachenden nationalen Regungen mit der Treue zum König decken, wenn dieser nur führte. Der König jedoch traue sich diese Aufgabe nicht zu, „ihm bedeuten viele Köpfe viele Sinne.“ Die Ausführungen des viel konservativeren Prinz Ferdinand beweisen dabei Sensibilität für die möglichen Konsequenzen des neuen Geistes:

„Denn er ist ganz auf die Ordnung gestellt. Mit einem einheitlichen Feinde weiß er, woran er ist, mit einer vielköpfigen Volksmasse nie. Heute ist sie mit ihm, morgen gegen ihn, und während das ihm zu Häupten stehende Napoleonische Gewitter ihn treffen, aber auch ihn schonen kann, sieht er in der entfesselten Volksgewalt nur ein anstürmendes Meer, das, wenn erst einmal die Dämme durchbrochen sind, unterschiedlos alle gesellschaftliche Ordnung in seinen Fluten begräbt. Und die gesellschaftliche Ordnung gilt ihm mehr als die politische. Und darin hat er recht.“<sup>404</sup>

Berndt wird am Ende des Romans bereit sein, auch die gesellschaftliche Ordnung zu überdenken und seinen Sohn die Zustimmung zur Verbindung mit Marie geben.

Der König schätzte die Situation anders ein als jene, die in erster Linie deutsche Patrioten oder wie Berndt von Vitzewitz Gegner einer bonapartistischen Weltherrschaft waren. Für Friedrich Wilhelm stand die Zukunft seiner Dynastie an erster Stelle, und er war nicht bereit, sie durch eine verfrühte heroische Geste aufs Spiel zu setzen.<sup>405</sup> Daher wird Berndt auch vom Prinzen aufgeklärt:

„Sie glauben, daß es der Minister sei, der zu zögern und hinauszuschieben und durch Versprechungen Zeit zu gewinnen trachtet; ich sage Ihnen, es ist der König selbst.“<sup>406</sup>

---

<sup>402</sup> GBA, VdS III/IV, S. 14.

<sup>403</sup> GBA, VdS III/IV, S. 14.

<sup>404</sup> GBA, VdS III/IV, S. 15.

<sup>405</sup> Vgl.: Feuchtwanger 1978, S. 161.

<sup>406</sup> GBA, VdS III/IV, S. 13.

Berndt hält es für „eine Torheit“ auf die Zeit zu setzen und argumentiert wieder mit dem Handlungsimperativ, der hier allerdings in religiöser Verkleidung daherkommt: „Die Hände in den Schoß legen heißt ebenso oft Gott versuchen als Gott vertrauen. Aide-toi même et le ciel t'aidera.“<sup>407</sup> Ironischer Weise schließt er auf Französisch.

Treue als Wert wird aber auch sehr deutlich relativiert. Der „Altpreuße“ Hirschfeld führt aus:

„Und je mehr in diesem Lande geheuchelt wird, vielleicht auch um seiner Entstehung und Geschichte willen geheuchelt werden muß, desto wohltuender berühren mich Einzelfiguren, die, wenn Sie mir den Ausdruck zugute halten wollen, durch Endetail-Ehrlichkeit die nationale En-gros-Schuld zu tilgen trachten. Bewußt oder unbewußt ist gleichgültig.“<sup>408</sup>

Damit unterstützt er die Kritik Bninskis, gibt ihr jedoch eine funktionale Deutung in der man den Versuch sehen könnte, eine Argumentation aufzubauen, die mit dem preußischen Machtstaat versöhnt. Loster-Schneider sieht in einer mit dem Machtstaat versöhnenden Lesart nicht Fontanes eigene Haltung reflektiert. Sie stellt fest, dass eine Figur „so unsympathisch wie der im Kleinbürgermilieu den General Bamme spiegelnde Klemm sein“<sup>409</sup> müsse, um Treue zu einem sekundären Wert degradieren zu können. Dabei übersieht sie, dass die zitierten Ausführungen des recht edelmütig geschilderten Hirschfeldt in die gleiche Richtung zielen und auch er sich auf „Geheuchel“ in der Politik einlassen kann. Und schließlich äußert Tubal mit der Autorität der Todesstunde die Worte: „Und wir waren immer unstät, alle, alle.“<sup>410</sup> Damit verklagt er vor allem seinen Vater, der Land und Glauben „einem Einfall zu Liebe“<sup>411</sup>, nämlich für Idee einer preußisch-polnischen Symbiose aufgegeben habe.

---

<sup>407</sup> GBA, VdS III/IV, S. 16.

<sup>408</sup> GBA, VdS III/IV, S. 383f.

<sup>409</sup> Loster-Schneider 1986, S. 157.

<sup>410</sup> GBA, VdS III/IV, S. 466.

<sup>411</sup> GBA, VdS III/IV, S. 466.

So zeigt sich hier in der Deutung der Diskurse um die Treue eine andere Position, als ein Großteil der Forschungsliteratur sie einnimmt. Der Treuekonflikt wird nicht durch die Vordatierung<sup>412</sup> des königlichen Aufrufs, die Fontane vornimmt, entschärft.<sup>413</sup> Der Aufruf erzielt nämlich zuerst einmal keineswegs die gewünschte Wirkung:

„Desto besser; aber nun den 'Aufruf'. Lassen Sie hören, Vitzewitz.' Und dieser begann zu lesen. Während der ersten zehn Zeilen blieb aller Aufmerksamkeit gefesselt, bald aber ließ diese nach und mußte nachlassen, da man allerhand Halbheiten entdeckte und guten Grund hatte, sich im ganzen arg enttäuscht zu fühlen. Dieses Gefühl war so stark, daß das Erscheinen Schulze Kniehases, der noch vor Schluß der Vorlesung eintrat, kaum als eine Störung empfunden wurde.“<sup>414</sup>

Vielmehr bedarf es schließlich der Verbindung mehrerer Faktoren, um ein gewisses Gefühl bei den Zuhörern zu wecken:

„Und nun entfaltete unser Freund das den Aufruf abschriftlich enthaltende Blatt und las mit lauter und eindringlicher Stimme. Die Wärme seines Vortrags ließ auch den einfachsten Sätzen Bedeutung und Leben, und eine Wirkung gab sich zu erkennen, wie sie bei dem Einzellesen daheim niemand an sich erfahren hatte. Besonders waren es die Worte, die von der Vaterlandsliebe und der in Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten bewährten Anhänglichkeit an den König sprachen, denen die Versammlung mit sichtlicher Bewegung folgte.“<sup>415</sup>

Es ist also nicht der König, der ruft und das folgsame Volk, das 'frohlockend' zu den Waffen strömt. Nein, die von der Kanzel gepredigte und somit religiös verbrämte Vaterlandsliebe ist nötig, um die Königstreue, die zu einer „Anhänglichkeit“ verkommen ist, zu unterstützen.

---

<sup>412</sup> Fontane datiert ihn um etwas über einen Monat nach vorne, vom 17. März 1813 auf Ende Januar, Anfang Februar 1813. Vgl. das Kapitel „Am Wermelin“ im vierten Band.

<sup>413</sup> So vertreten bei: Remenkova, Vesselina: Die Darstellung der Napoleonischen Kriege in „Krieg und Frieden“ von Lew Tolstoj und „Vor dem Sturm“ von Theodor Fontane. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1005). Frankfurt/M.: Peter Lang 1987. S. 225. Im Folgenden als: Remenkova 1987.

<sup>414</sup> GBA, VdS III/IV, S. 325.

<sup>415</sup> GBA, VdS III/IV, S. 355.

Nun lassen sich die Diskurse über die Treue als eine Allegorie auf das Verhalten Preußens sehen. Preußen sei in seinen Prinzipien untreu, sei hochmütig aus altem Ruhm geworden, voller Gier und ohne Demut habe es abwechselnd paktiert und versucht sich zu bereichern. Seidentopf führt in diesem Zusammenhang in einer Predigt aus, dass es schuldig geworden sei. Jetzt jedoch sei der Moment gekommen, sich in Treue neu zu bewähren.

„Und nun begann er, rückwärts blickend, seiner Gemeinde das Bild unserer Schuld zu malen. Unter eines großen Königs Regiment hätten wir rasch den Gipfel des Ruhmes erklommen, eines Ruhmes, der uns hochfahrend, sorglos und bequem gemacht habe. Unredlicher Gewinn habe zum Überfluß unser Gebiet vergrößert, bis die Hälfte unseres Landes aus fremdem Volk bestanden habe, derart, daß wir kaum noch gewußt hätten, ob wir Deutsche seien oder nicht.“<sup>416</sup>

Preußen hatte sich weit über ein Jahrzehnt nur um die eigenen Vorteile gekümmert, die ganze Politik seit Friedrich II. wird verurteilt. Das betrifft vor allem die Annexions- und Eroberungspolitik. Denn was den Staat Preußen mächtig gemacht hatte, wird nun aus nationaler Perspektive problematisch gesehen. Preußen hatte im Frieden von Basel 1795 keine Treue gezeigt und sich entgegen vertraglicher Bindungen aus der Koalition gegen Frankreich gestohlen. Während in den folgenden Jahren Süddeutschland immer wieder verwüstet wurde, blühte in Berlin die Salonkultur, doch Verfassung und Gesellschaft stagnierten.<sup>417</sup>

Nach Grawe schafft Fontane gegenüber dem emanzipatorischen Moment des Volkswillens in der Treue ein Gegengewicht. Damit biete Fontane eine konservative Lösung an.<sup>418</sup> Und Loster-Schneider deutet Berndts Ausspruch, dass Entscheidungen schwerer seien als Gehorsam, in die Richtung, dass der Normalbürger nicht fähig sei, politische Verantwortung zu tragen. Der Volkssturm müsse also gewissermaßen scheitern, weil man die eigentlichen Entscheidungsinstanzen umgangen und nichts gewonnen

---

<sup>416</sup> GBA, VdS III/IV, S. 356.

<sup>417</sup> Vgl.: Brandt 1998, S. 27.

<sup>418</sup> Vgl.: Grawe/ Nürnberger 2000, S. 490.

habe.<sup>419</sup> Anschließend an obige Ergebnisse halte ich beide Ansichten für unplausibel. Zuerst einmal gehen die Diskussionen um die Treue gegen den König dem Aufruf voraus, jedoch findet der Landsturm statt und scheitert, *nachdem* der Aufruf publiziert worden ist. Zwar handelte es sich nicht um einen Aufruf zum Volkssturm, die Darlegung der Kriegsgründe hatte jedoch die Konsequenz, dass sich zahlreiche Landwehren und Freikorps selbstständig formierten. Von einem Umgehen der Instanzen kann also beim Sturm auf Frankfurt nur sehr bedingt die Rede sein. Sodann entscheidet Schulze Kniehase sich schließlich selbst, er hätte auch bei seiner Ablehnung verharren können. Das entscheidende Argument, um ihn doch noch zu einer Teilnahme zu bewegen, kam letztlich von Othegraven. Es geht also um einen Grundsatzkonflikt der Figuren. Ganz in diesem Sinne weist Fontane in einem Brief an Wilhelm Hertz vom 1. Dezember 1878 daraufhin, dass eben jenes Gespräch zwischen Berndt und Kniehase zu den Kapiteln zählt, die die '*Gesinnung des Buches*' am besten zum Ausdruck bringen. Daher scheint es, dass das 'poetisch-historische' Verfahren, das Alte nach dem Maßstäben seiner Zeit zu beurteilen und ihm 'liebepoll'<sup>420</sup> zugeneigt zu sein, den Blick in diesem Fall in die falsche Richtung einer konservativen Lesart lenkt. Dieser nach der obigen Argumentation hier einmal so klassifizierte 'Rezeptionsirrtum' bedeutet im Umkehrschluss keineswegs, dass man Fontane damit zu einem Demokraten, Republikaner oder gar Revolutionär macht. Er bewegt sich damit durchaus im nationalliberalen Spektrum. Das erklärt übrigens auch sehr einleuchtend, warum Fontane für diesen vaterländischen Roman nicht die Anerkennung aus den Kreisen des Adels bekommen hat, die er sich gewünscht hätte. Dabei ist es ein intelligenter 'Schachzug', diesen Diskurs von einem Adeligen wie Berndt von Vitzewitz durchfechten zu lassen. An den Konservativen Friedrich August Ludwig von der Marwitz angelehnt, jedoch ohne dessen reaktionäre Züge,<sup>421</sup> macht Fontane mit Berndt von Vitzewitz ein Integrationsangebot sowohl in die bürgerliche als auch in die adelige Richtung.

---

<sup>419</sup> Vgl.: Loster-Schneider 1986, S. 171.

<sup>420</sup> Vgl.: Müller-Seidel, S. 61

<sup>421</sup> Vgl.: Reuter, Hans-Heinrich: Fontane. München: Nymphenburger 1968. S. 574 – 579.

Zur Zeit des preußischen Verfassungskonfliktes sah sich die Regierung genötigt ihre Beamten dazu zu ermahnen, die Regierungspolitik zu unterstützen, damit sie nicht abtrünnig wurden wie der Schulze Kniehase:

„Was die Königlichen Beamten anbetrifft, so ist die Staatsregierung zu der Erwartung berechtigt, daß dieselben ihr bei den Wahlen ihre eifrige Unterstützung gewähren werden. Jedenfalls würde es mit der Stellung eines Königlichen Beamten unvereinbar sein, wenn er soweit ginge, sich – uneingedenk des Sr. Majestät dem Könige geleisteten Eide der Treue – in einem der Regierung feindlichen Sinne bei Wahlagitationen zu beteiligen.“<sup>422</sup>

In diesem Rundschreiben des Justizministers Leopold Graf Lippe, der neben Heinrich von Mühler das öffentlich am kontroversesten diskutierte Mitglied des Konfliktministeriums war, wird offen gefordert, dass die Beamten nicht mehr als Staatsbürger auftreten, sondern ausschließlich als Staatsdiener. Das zentrale Argument des Ministers ist der dem König gegebene Treueeid. Der Minister vertrat den Standpunkt, dass die Unabhängigkeit des Richterstandes nicht gewahrt werden müsse und sie nach Regierungslinie zu urteilen hätten. Ähnliche Vorkommnisse fanden auch in anderen Ministerien statt. Viele Beamte sahen sich in eine Gewissensnot zwischen politischer Überzeugung und staatsdienstlicher Treue gestellt. Fontane war nun Heinrich von Mühler und Eduard Graf Lippe, dem Bruder des Justizministers, gut bekannt.<sup>423</sup>

### 2.5.2 Grete Minde

Die Widerstandsthematik wird in *Grete Minde* weitaus subtiler verhandelt als in *Vor dem Sturm*.<sup>424</sup> In Fontanes Romanerstling firmiert das Thema sehr

---

<sup>422</sup> Rejewski, Harro-Jürgen: Die Pflicht zur politischen Treue im preußischen Beamtenrecht (1850-1918). Eine rechtshistorische Untersuchung anhand von Ministerialakten aus dem Geheimen Staatsarchiv der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Berlin: Duncker & Humblot 1973. S. 62.

<sup>423</sup> Vgl.: Berbig 2010, Bd. 4, S. 2634.

<sup>424</sup> Dies stellt schon Bernhard Losch in seiner Untersuchung zu Grete Minde fest. Vgl.:

prominent unter der Überschrift des Treuekonflikts und hat zudem eine anders geartete Stoßrichtung: Während sich in *Grete Minde* die Protagonistin auf individueller Ebene mit dysfunktionalen obrigkeitlichen Institutionen sowie mit subtilen und schwer fassbaren sozialen Zwängen konfrontiert sieht, die sie nachgerade diskursiv aus der sozialen Gemeinschaft ausschließen, wird in *Vor dem Sturm* der moderne und viel unmittelbarer greifbarere Zusammenhang zwischen Nationalstaatsprinzip, dem man sich als Einzelner verpflichtet sieht, und überkommenem monarchischen Staatsprinzip verhandelt. Losch stellt hier die Begriffe Staatswiderstandsrecht und privates Widerstandsrecht einander gegenüber.<sup>425</sup> Damit werden jedoch verschiedene Aspekte der Widerstandsproblematik unzureichend charakterisiert. Es handelt sich dabei erstens um das neue Nationalitätenprinzip und die hieraus resultierenden Konsequenzen für Staatlichkeit in *Vor dem Sturm*. Zweitens betrifft dies die letztlich überhaupt nicht private Widerstandsrechtsthematik mit ihrem Fokus auf Fragen der sozialen Einbettung und Ausübung von Herrschaft in *Grete Minde*.

Losch diskutiert vor dem Hintergrund der Widerstandsthematik die Rezeptiongeschichte der Novelle und verweist auf die unterschiedlichen Tendenzen von „moderner Milieubestimmtheit“ und „rückschrittlichem Schicksalszwang“.<sup>426</sup> Er sieht diese Spannung jedoch im Lichte der Widerstandsleistung als schlüssige dichterische Konzeption, die sich thematisch mit dem Problem der Unterdrückung und Rechtsverweigerung auseinandersetzt. Zentral für seine Argumentation ist der ideen- und literaturgeschichtliche Kontext um die freiheits- und menschenrechtliche Autonomie-Idee, „die sich gegen obrigkeitliche und gesellschaftliche Zwänge richtet“<sup>427</sup>. Losch sieht Grete damit als Schwester im Geiste der literarischen Helden Karl Moor und Michael Kohlhaas. Friedrich Schillers systemfeindlicher Staatsrebell und Heinrich von Kleists rechtlichkeits-

---

Losch, Bernhard: Widerstandsrecht bei Fontane. *Grete Minde* gegen Unterdrückung und Rechtsverweigerung. In: Fontane-Blätter 67/1999. S. 59 – 74. Hier S. 59. Im

Folgenden als: Losch 1999.

<sup>425</sup> Vgl. Losch 1999, S. 59.

<sup>426</sup> Losch 1999, S. S 63.

<sup>427</sup> Losch 1999, S. 63



besessenem Fehdeführer sei die Verwandtschaft mit Fontanes Grete Minde geradezu auf die Stirn geschrieben. Damit trifft Losch eine Beobachtung, die auch bereits Rezipienten von 1891 und 1893/94 nicht verborgen geblieben ist.<sup>428</sup>

Nun darf Kleists Protagonist allerdings nur infolge himmelschreiender Ungerechtigkeit die gemeinsame Rechtsgebundenheit auflösen und in Fehde treten. Ansonsten zeigt er sich eingebunden in die herkömmliche stände- und naturrechtliche Rechtsauffassung. Damit scheint auch Grete Minde allenfalls seine Halbschwester zu sein.<sup>429</sup> Denn die jüngere demokratisch-menschenrechtliche Rechtsauffassung setzt das einzelne Subjekt zwar in eine Rechtgebundenheit, gewährt aber im Falle unzureichender Rechtsmittel durchaus ein Widerstandsrecht. Und in *Grete Minde* scheint die weitere Rechtsverfolgung ausweglos, auch wenn der formale Rechtsweg noch nicht ausgeschöpft ist. Durch die frappierende Diskrepanz von Regel und Einzelfall und die Darstellung des Ausgeliefertseins an die (deformierte) Rechtspraxis setzt Fontane diesen modernen Anspruch bei seiner Heldin an. Dabei liegt ein besonderer Kunstgriff Fontanes darin, dass dieser Anspruch nicht nur der gegenteiligen Sicht des Pastors unterworfen ist, sondern in der Figur Grete Mindes selbst Züge verankert sind, die sie an den Rand des sozialen Normengefüges setzen. Dass nun aber ihr Erbenspruch davon nicht tangiert wird, betont nur umso mehr die soziale Dimension und das Grundproblem dieser unterschiedlichen Rechtsauffassungen: Die Faulheit oder der Hochmut oder auch sonstige Eigenschaften eines Subjekts sollten seine Rechtsansprüche und seine Rechtsgleichheit unberührt lassen.

Zugleich erweist sich die Rechtspraxis als solche als zutiefst anachronistisch. Anstatt den von ihr postulierten Rechtsanspruch zu erfüllen, appelliert der Rat an Gerdts Milde. Emanzipation ist hier also nur unter den Bedingungen eines ganz herkömmlichen Verständnisses des Begriffs möglich, als ein Akt patriarchalisch-obrigkeitlicher Gewährung, der allerdings in Ermangelung hinreichender institutioneller Absicherung prekär

---

<sup>428</sup> Vgl. Betz 1986, S. 54 und S. 58.

<sup>429</sup> Vgl. hierzu auch: Losch 1999, S. 67.

bleiben muss. Eine Entlassung vom Objekt- in den Subjektstatus erweist sich in der geschilderten Welt von *Grete Minde* als noch nicht möglich.

Damit stehen die weitgehende Rechtsunterworfenheit, die in der Figur des Pastor Gigas repräsentiert wird, und der Rechtswahrungsanspruch, für den Grete steht, einander gegenüber. In dem Gespräch der beiden geht es um eine Form gewaltlosen Widerstands, die Flucht. Gigas, dem selbst die Begegnung mit dem jüngst konvertierten Landesfürsten bevorsteht, setzt Grete auseinander:

„[...] wenn es heut unsre Pflicht ist, zu gehorchen und auszuharren, so kann es morgen unsre Pflicht sein, nicht zu gehorchen und uns durch Flucht einem schlimmen Ansinnen zu entziehn. Aber eins gilt heut und immerdar, wir müssen in unserem Thun, ob wir nun fliehen oder ausharren, einem höheren Rufe Folge leisten.“<sup>430</sup>

Gigas verlagert die Frage nach Widerstand in das moralische Empfinden und subjektiviert somit die Frage überraschend stark. Damit verlässt Gigas seine sonstige Linie, die ganz in der Tradition christlicher Duldungsethik und Gehorsam gegenüber der Obrigkeit stand. Dies wird deutlich, als Grete über ihre von Gigas gemachten Auseinandersetzungen berichtet: „Es kommt alles von Gott, auch das Unrecht, das man uns anthut, und wir müssen es tragen lernen. Das hat Gigas mir oft gesagt [...].“<sup>431</sup> Dabei wird leicht übersehen, dass auch in der Duldung bereits ein widerständiger Sinn mitgedacht ist: „Sie gehorchte ja nur noch, weil sie gehorchen wollte“<sup>432</sup>, äußert Grete über ihre eigene Haltung. Ihre Stiefmutter ist sich dieser Haltung bewusst und kritisiert daher:

„Ich beherrsche das Haus, sagt Ihr. Ja, ich beherrsche es, und man gehorcht mir; aber es ist ein toter Gehorsam, von dem das Herz nicht weiß. *Das* [Hervorhebung im Original, T. L.] trotz mir und geht seinen eigenen Weg.“<sup>433</sup>

---

<sup>430</sup> GBA, GM, S. 64.

<sup>431</sup> GBA, GM, S. 86.

<sup>432</sup> GBA, GM, S. 53.

<sup>433</sup> GBA, GM, S. 32.

Damit wird auch die Fundamentalität des Herrschaftsanspruchs gegen Grete noch einmal deutlich: Er erstreckt sich bis auf ihr Gewissen. Es ist nicht ohne Ironie, dass Gigas in dem Moment von seiner ansonsten harten Linie abweicht, als er fürchten muss, dass er selbst in einen fundamentalen Konflikt mit seiner weltlichen Obrigkeit gestürzt werden könnte.

Wenn der zentrale Diskurs über das Widerstandsrecht also von Grete und Pfarrer Gigas geführt wird, ist es besonders aufschlussreich, dass die Eskalation letztlich durch die höchste Stelle kommunaler Autorität, eben dem Rat, herbeigeführt wird. Beide, Kirche und Rat, erwarten Gehorsam und Unterwerfung.

Losch spricht schließlich von der „Unlösbarkeit“ des Problems und „Unvermeidbarkeit“<sup>434</sup> des Ausgangs der Novelle. Dies trifft aber wohl nur für die schicksalhaften Züge der Situation in *Grete Minde* zu, gleichwohl auch nicht gänzlich. Der inakzeptable und menschenverachtende Gewaltausbruch von Grete liegt zwar auf der Hand, aber an einer humanen Rechtsauslegung oder einem reformerischen Impetus hätte es nicht scheitern müssen. Somit ließe sich die Konstellation wie folgt beschreiben: zwar muss es ein Widerstandsrecht gegen die soziale Verformung von Recht geben, dieses kann jedoch nur einen gewaltlosen Charakter tragen. Dabei ist noch darauf hinzuweisen, dass Grete die ganze Gesellschaft des tangermündischen Mikrokosmos' in Mithaftung nimmt. Das Rechtsproblem, so ist hier herauszulesen, wird von ihr an die gesellschaftliche Verfasstheit der Stadt gebunden.

Zu Publikationszeit von *Grete Minde* liegt die Widerstandsthematik in der Luft und Paul Irving Anderson verweist auf die Potenziale der Novelle, um sie als „aktuelle politische Allegorie“ auf die politischen Umstände im Kaiserreich Ende der siebziger Jahre zu lesen.<sup>435</sup> Nachdem es 1861 ein erstes Attentat auf Wilhelm I. gegeben hatte, folgten 1878 zwei weitere

---

<sup>434</sup> Losch 1999, S. 69.

<sup>435</sup> Vgl.: Anderson, Paul Irving: Der Durchbruch mit Grete Minde, Ein Probekapitel aus Fontanes Biographie. S. 59.

Versuche. Nach einem Theaterbesuch schrieb Fontane am 3. Mai 1878, kurze Zeit bevor er mit der Niederschrift von *Grete Minde* beginnt, an den Darsteller Maximilian Ludwig des Karl Moor:

„Ich schrieb in meiner Kritik: „Wer den K. Moor spielen wolle, müsse noch an ihn glauben.“ Aus ihrem Briefe erseh ich, daß Sie dies thun, aber zugleich auch daß Sie *zu sehr* und *zu tief* an ihn glauben. Und das ist meines Erachtens wieder ein Fehler, ja, sogar ein gefährlicher. Denn es steigert *das* Element, mit *wir* uns 1878 nicht mehr versöhnen können [Hervorhebungen im Original, T.L.].“<sup>436</sup>

Die Anspielungen auf die aufgeladene innenpolitische Situation des Jahres 1878 liegen auf der Hand. Fontane spielt hier auf den politischen Widerstandsgeist an, der die staatliche Ordnung gefährden könnte und es schließlich auch tut: Am 11. Mai 1878 erfolgt das Hoedel-Attentat auf Kaiser Wilhelm und bereits am 2. Juni 1878 das Attentat Karl Nobilings, dem fast Erfolg beschieden gewesen wäre. Bismarck nutzte die Situation bekanntlich aus, um seine konservative Wende einzuleiten und trotz mangelnder Beweise die Sozialistengesetze zu veranlassen. Dazu schreibt Fontane am 5. Juni 1878 an seine Frau:

„Alle diese Leute sind uns vollkommen ebenbürtig und deshalb ist ihnen weder der Beweis zu führen, „daß es mit ihnen nichts sei“, noch ist ihnen mit der Waffe in der Hand beizukommen. Sie vertreten nicht bloß Unordnung und Aufstand, sie vertreten *Ideen* [Hervorhebung im Original, T.L.], die zum Theil ihre Berechtigung haben und die man nicht todtschlagen oder durch Einkerkering aus der Welt schaffen kann. Man muß sie geistig bekämpfen und das ist, wie die Dinge liegen, sehr, sehr schwer.“<sup>437</sup>

Der Machtstaat kann den Widerstand gegen die Ideen der Sozialdemokratie nicht mit Gewalt niederschlagen, erkennt Fontane. Man müsse diesen Ideen mit einer entsprechenden Politik begegnen, sieht dafür aber keine Ansätze. Anderson verweist auf eine Briefstelle Fontanes aus dem August 1878, die belegt, dass Fontane die Novelle in der heißen Phase einer „der

---

<sup>436</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Zweiter Band 1860-1878. München: Hanser 1979, S. 567.

<sup>437</sup> Fontane, Theodor: Emilie und Theodor Fontane. Die Zuneigung ist etwas Räselvolles. Der Ehebriefwechsel. (Große Brandenburger Ausgabe. Bd. 3 Hrsg. von Gotthard Erler, bearbeitet von Therese Erler). Berlin: Aufbau-Verlag 1998, S. 106.

aufregendsten Wahlkämpfe, die das Kaiserreich je erlebt hat“<sup>438</sup>, also zwischen Anfang August und Anfang September 1878 während der politisch aufgeladenen Auseinandersetzungen nach den Attentaten, fertigstellte. So lässt sich die Novelle in der Tat gleich in Beziehung zu beiden zentralen innenpolitischen Konfliktfeldern der siebziger Jahre setzen: Die Sozialistengesetze und den Kulturkampf. Auf die den Kulturkampf betreffenden Aspekte in *Grete Minde* wird noch zurückzukommen sein. Liest man die Novelle vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen um die Sozialdemokratie, lässt sich Grete als Metapher für die fortan verfolgte Partei verstehen. Ihr legitimes Recht auf soziale Teilhabe wird Grete vorenthalten und auf der Flucht erfährt sie in der Schauspielertruppe die Solidarität anderer aus der Gemeinschaft ausgeschlossener. Der von Fontane so geschätzte Eugen Richter lehnte den ersten Gesetzentwurf am 23. Mai 1878 im Reichstag für die Deutsche Fortschrittspartei mit gleichartigen Erwägungen ab, wie Fontane in seinem oben zitierten Brief:

„Der Herr Minister mag sagen: ja, die Mittel reichen nicht, es muß außerdem noch etwas geschehen zur Bekämpfung der Agitation; aber, meine Herren, in dem Augenblick, wo Sie die eine Partei mundtot machen, da machen Sie es doch ganz unmöglich, diese Partei zu bekämpfen, wenigstens wirksam zu bekämpfen in ihrer Agitation. Es wird ja diese ganze Kraft gelähmt, und doch müssen wir der Meinung sein, daß schließlich allein auf diesem Weg der Ueberzeugung diese Bewegung eingeschränkt werden kann. Es hilft nun einmal nichts, diese Bewegung muß auf demselben Wege wieder hinaus aus dem deutschen Volke, wo sie hineingekommen ist; ein anderer Weg führt nicht zum Ziel.“<sup>439</sup>

Auch er plädiert dafür, die Idee der Sozialdemokratie geistig zu bekämpfen. Reale Ungerechtigkeiten in der Rechtswahrung, führen Grete Minde in den Widerstand. Die Verfassung ihres Gemeinwesens lässt ihr nur unzureichende Mittel des Protests zukommen, sie sieht sich gar vorerst dazu genötigt, gänzlich aus der Gemeinschaft zu fliehen. Politisch

---

<sup>438</sup> Anderson, Paul Irving: Der Durchbruch mit Grete Minde, Ein Probestück aus Fontanes Biographie. S. 59.

<sup>439</sup> Zitiert nach den gesammelten Reden Eugen Richters des Eugen-RichterArchivs unter: [http://www.eugen-richter.de/Archiv/Reden/Reichstag\\_23\\_05\\_1878.html](http://www.eugen-richter.de/Archiv/Reden/Reichstag_23_05_1878.html). Zuletzt aufgerufen am 15.6.2015 um 20:44 Uhr

mangelhafte Partizipation, verbirgt sich hinter dieser Darstellung, kann zu katastrophalen Ausbrüchen führen. Der Machtstaat kann die Aushöhlung seines Gewaltmonopols nicht dulden, aber er kann sich nicht der Teilhabe verschließen, ohne dass er Gefahr läuft, dass auch nur strukturell ausgeübte Gewalt (in *Grete Minde* die Verweigerung ihres Rechtsanspruchs) physische Gewalt (die Brandstiftung) nach sich zieht. Dass das Feuer letztlich auf dem Kirchturm gelegt wird, verweist abschließend subtil auf die verkrusteten patriarchalen Strukturen der Eliten und auf die Gewissensnot, die in der mit der Obrigkeit verbundenen Kirche eben keine Hilfe fand.

## 2.6 Entindividualisierung für den Staat in *Schach von Wuthenow*

Die Widerstandsthematik bekommt im *Schach von Wuthenow* eine ganz eigene Stoßrichtung: In die allgemein politische Frage unter welchen Bedingungen Widerstand zulässig ist, wird hier ein spezifisch persönliches Moment integriert, das allerdings durch die Symbolfunktion der Figur für den preußischen Staat auch gleich wieder relativiert wird. Schach kann sowohl als der individuelle Rittmeister, als auch Repräsentant des Regiments Gensdarmes und sogar als Stellvertreter Preußens verstanden werden. Insbesondere in der Untersuchung der Frage, was Schach zu einem Repräsentanten des Systems macht und ihn davon abhält, seine Individualität zu leben, sind also Zusammenhänge über die Beziehung zwischen Staat und Individuum zu erwarten. Dabei handelt es sich um ein Verhältnis für das Isabelle Solères „keine Versöhnung“ in *Schach von Wuthenow* sieht.<sup>440</sup> Gleichzeitig gilt es auch wieder die Frage zu klären, ob und inwieweit hier ein Zusammenhang zu Prozessen der Bildung moderner Staatlichkeit und zur Publikationsgegenwart gegeben ist.

---

<sup>440</sup> Solères, Isabelle: Individuelle Schicksale als Kristallisierung der Geschichte: *Schloss Friedersdorf* (1861). S. 417-432. Hier S. 430.

Schach wird in der Erzählung mehrmals und von verschiedenen Personen geschildert und doch entzieht sich sein Charakter dem Leser auf eigenartige Weise. Über Äußerlichkeiten, er trägt safrangelbe Handschuhe und legt großen Wert auf Kleidung, ist auf seine Eitelkeit zu schließen. Sein Regimentskamerad Alvensleben äußert über Schach, er habe „überspannte Vorstellungen von Intaktheit und Ehe“ und

„er fühlt sich durch ihre mangelnde Schönheit geradezu geniert und erschrickt vor dem Gedanken, seine Normalität, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit ihrer Unnormalität in irgendwelche Verbindung gebracht zu sehen. Er ist krankhaft abhängig, abhängig bis zur Schwäche, von dem Urteile der Menschen, speziell seiner Standesgenossen, und würde sich jederzeit außerstande fühlen, irgendeiner Prinzessin oder auch nur einer hochgestellten Dame Victoiren als seine Tochter vorzustellen.“<sup>441</sup>

Auch Frau von Carayon charakterisiert Schach als „schwach“, „eitel“, aber auch „von einem nicht gewöhnlichem Rechtsgefühl und einer untadeligen Gesinnung.“<sup>442</sup> Ob dieser Konservatismus, der sich hinter der untadeligen Gesinnung verbirgt, dem individuellen Fortkommen oder in beispielsweise politischen Fragen hinderlich ist, erscheint zweitrangig. Denn der Konservatismus Schachs erweist sich als Effekt der Staatsräson. „Die Gesellschaft“ um 1800 ist denkbar klein und findet sich vor allem im Umfeld des Hofes der Haupt- und Residenzstadt. Die Gesellschaft ist mit wenigen bürgerlichen Ausnahmen vor allem die staatstragende Elite des Adels. So berichtet Schach auch über den Abend bei Prinz Louis Ferdinand, dass dieser „sogar [!] ohne Rücksicht auf den Schein“ sei.<sup>443</sup> Schach betont in pointierter Weise nichts anderes, als dass der Prinz den gesellschaftlich Zwängen eben nicht unterworfen sei: „Der Prinz ist ein Prinz.“<sup>444</sup> In dieser Szene, in der auch über die verschiedenen Arten von Schönheit gesprochen wird, zeigt sich auch wie autoritätshörig Schach ist. Denn Schach erschrickt vor dem Hässlichen, passt sich jedoch an und übernimmt

---

<sup>441</sup> GBA, SvW, S. 25.

<sup>442</sup> GBA, SvW, S. 94.

<sup>443</sup> GBA, SvW, S. 76

<sup>444</sup> GBA, SvW, S. 77.

die Sichtweise des Prinzen. Nach Hans-Ulrich Wehler liegt ein solches Verhalten gänzlich in der Norm absolutistischer Staatsideologie:

„Die absolutistische Herrschaftspraxis in den deutschen Staaten hat, insbesondere seit dem Ende des 30jährigen Krieges zu einer Gewöhnung an stetig zunehmende Lenkung von oben geführt. Während anderswo der Prozeß der modernen Staatsbildung die dezentralisierte Selbstverwaltung kleiner Einheiten nicht ausschloß bzw. durch Revolutionen verändert wurde, setzte sich im deutschsprachigen Mitteleuropa ein relativ kontinuierlicher Aufstieg der auf Bürokratie und Heer sich stützenden Zentralgewalten durch.“<sup>445</sup>

Spezifisch für den märkischen Adel war die historische Situation so, dass sich ein amivalentes Selbstbild herausbildete. Ursprünglich hatte der Adel unter Kurfürst Friedrich Wilhelm ein hohes Maß an Autonomie genossen:

„Schließlich erkannte er ausdrücklich ihre [sc. der Adligen] örtliche Polizei- und Justizgewalt sowie das Recht an, in allen Angelegenheiten, die den Staat als Ganzes betrafen, als herrschende Klasse angesehen zu werden.“<sup>446</sup>

Der Kurfürst erkannte aber, dass der Staat mehr davon profitieren würde, wenn er den Adel in stärker ins Militär einbinden würde und

„baute ein System aus, nach dem alle Offiziere dem Herrscher als dem Oberbefehlshaber des Heeres zur Treue verpflichtet waren. Schließlich bemühte er sich [...] die innere Einstellung seiner Offiziere zu wandeln und sie zu bewegen, daß sie sich mehr als Diener des Staates denn als Spekulanten und Geschäftemacher betrachteten.“<sup>447</sup>

Und der Prozess zunehmender Lenkung nahm im Verlauf des 19. Jahrhunderts keineswegs ab. Der Liberale Franz von Roggenbach schreibt in einem Brief vom 7. November 1883 über die Staatsideologie:

---

<sup>445</sup> Wehler 1988, S. 105 f.

<sup>446</sup> Craig 1960, S. 22.

<sup>447</sup> Craig 1960, S. 24.



„Die Berliner Staats Sophisten haben solange das Lied gesungen, daß der Staat das vollkommene Gebilde sei, welches der menschliche Geist erbauen könne, daß es denselben gleichgültig geworden ist, ob die Individuen zu abgerichteten Maschinen verkümmern.“<sup>448</sup>

In *Schach von Wutheow* erweisen sich sowohl die Offiziere als auch die nicht militärischen Mitglieder der Gesellschaft von diesem Prozess beeinflusst. Da die Gesellschaft gerade auch in politischen Dingen streng reguliert ist und gewisse Meinungen beispielsweise nur im Salon ihren Raum finden, geht man zum Verspüren „Wohltuender politischer Emotion“<sup>449</sup> ins Theater. Über die Offiziere heißt es:

„Unter denen, die sich mit dem Stück, also mit der Tagesfrage, beschäftigten, waren auch die Offiziere vom Regiment Gensdarmes, obschon ihnen nicht einfiel, sich ernsthaft auf ein *Für* und *Wider* einzulassen [Hervorhebung im Original, T.L.].“<sup>450</sup>

Die Offiziere sind derart auf die Werte des preußischen Staats eingeschworen und durch ihr Soldatendasein der Gesellschaft enthoben, dass es ihnen nicht mehr gelingt, die gesellschaftliche Entwicklung ernstzunehmen: „Sie sahen alles ausschließlich auf seine komische Seite hin an.“<sup>451</sup> Das Pathos der Tat und der politischen Aktion in Form der Schlittenfahrt erschöpft sich ähnlich wie im Zusammenhang mit dem Besuch Kaiser Alexanders 1805 bereits angesprochen „lediglich“ und „von vorn herein“ in „Maskerade“ und „Travestie“.<sup>452</sup> Dass für die Offiziere überhaupt keine anderen Überlegungen möglich erscheinen, wird damit im Text deutlich markiert und dadurch hervorgehoben, dass es sich um eine Erzählerpassage handelt. Bülow überführt diese auf Schach angewandte Diagnose in den Raum des Politischen. Die Weigerung gesellschaftlichen und politischen Wandel zur Kenntnis zu nehmen, führe in den Untergang:

---

<sup>448</sup> Zitiert nach: Heyderhoff, Julius (Hrsg.). Im Ringe der Gegner Bismarcks. 1865-1896. Leipzig 1943, S. 223.

<sup>449</sup> GBA, SvW, S. 73.

<sup>450</sup> GBA, SvW, S. 85.

<sup>451</sup> GBA, SvW, S. 85.

<sup>452</sup> Vgl. GBA, SvW, S. 85.

„Wir haben wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand gesteckt, um nicht zu hören und nicht zu sehen. Aber diese Straußenvorsicht hat noch nie gerettet. Als es mit der Mingdynastie zur Neige ging und die siegreichen Mandschuheere schon in die Palastgärten von Peking eingedrungen waren, erschienen immer noch Boten und Abgesandte, die dem Kaiser von Siegen und wieder Siegen meldeten, weil es gegen ‚den Ton‘ der guten Gesellschaft und des Hofes war, von Niederlagen zu sprechen.“<sup>453</sup>

Neben dem gesellschaftlichen Wandel erweist sich die Familientradition ebenfalls als Ballast für Schach. Durch eine Verbindung mit Victoire sieht er seine Offizierslaufbahn abgeschnitten: „Und zwischen die Generäle rück ich dann als Rittmeister ein“<sup>454</sup>. Er bezieht sein Selbstwertgefühl aus seiner Stellung in der Armeehierarchie oder mit anderen Worten durch die staatliche Anerkennung seiner Bedeutung. Die gesamte Familie Schachs sei „in hohen Stellungen in der Armee gewesen“, alle trugen sie den Schwarzen Adler oder den *pour le mérite*.<sup>455</sup>

Karl Mannheim klassifiziert ein solches am Historischen ausgerichtetes Denken als konservativ. Der Leser erfährt aus dem Gang der Erzählung, dass von den überlieferten preußischen Traditionen im Zeitalter der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege keine schöpferische Kraft mehr ausgeht. Schach lebt jedoch noch gänzlich im alten Preußen und verortet sich in der Welt unter Rückgriff auf seine Familiengeschichte. Bülow hingegen versteht sich als Teil einer auf das Zukünftige gerichteten Bewegung:

„Das Charakteristische für die konservative Art der Ergänzung des Partikularen ist, daß sie irgendwie *von rückwärts* her das Besondere erfaßt. Während das „progressive“ Denken jedes einzelne seinen zumeist letzten Sinn nur aus etwas vor ihm oder über ihm Liegenden, nur aus der Zukunftsutopie oder aus einer über dem Sein schwebenden Norm erhält, wird die Bedeutung im konservativen Denken aus etwas *hinter ihm* Liegenden, aus der Vergangenheit, oder aus dem im Keime Vorgebildeten geleitet.“<sup>456</sup>

---

<sup>453</sup> GBA, SvW, S. 155.

<sup>454</sup> GBA, SvW, S. 120.

<sup>455</sup> GBA, SvW, S. 119.

<sup>456</sup> Mannheim 2003, S. 120.

Es kommt wohl durch diesen Zug Schachs, sich ganz an eigenen historisch hergeleiteten Bedeutungen für den Staat zu orientieren, dass Frau von Carayon in Schach einen besonderen Ehrgeiz erwachsen sieht: „Glaube mir, er will Einfluss haben und zieht sich im Stillen irgendeinen politischen oder gar staatsmännischen Ehrgeiz groß.“<sup>457</sup> Und sie bringt gerade jenen politischen Ehrgeiz mit seinem Adel in Verbindung:

„Was mich am meisten verdrießt, ist das, er hat sich plötzlich auf seinen Obotritenadel besonnen und fängt an, sein Schach- oder Schachentum für etwas ganz Besonderes in der Weltgeschichte zu halten.“<sup>458</sup>

Nun verstand sich das Regiment Gensdarmes in der Tat als militärische und gesellschaftliche Elite. Es stellt sich also die Frage, warum Victoires Mutter gerade einen staatsmännischen Ehrgeiz vermutet. Sie vollzieht damit einen gedanklichen Schritt, der seine Offiziersfunktion in der Armee, seinen Adel und die preußische Staatsräson verbindet. Denn was kann der Anlass sein, sich für etwas Besonderes in der Weltgeschichte zu halten? Der preußische Staatsdienst hat sein ganz eigenes Ethos ausgebildet. Und Friedrich II. hatte den Adel auf ganz besondere Weise in die Armee und damit den Staat eingebunden:

Friedrich der Große förderte insbesondere die Stellung und Privilegien des Adels in Staat und Armee. „Er selbst ging über das Beispiel seines Vaters hinaus, und obwohl er sich im Siebenjährigen Krieg gezwungen sah, bürgerliche Offiziere in seine Regimenter aufzunehmen, so verbrachte er doch seine letzten Lebensjahre mit der Säuberung des Offizierskorps von diesem nicht einwandfreien Material.“<sup>459</sup>

Klaus-Jürgen Preuschoff hat in seiner Untersuchung über die Persönlichkeitsmerkmale suizidaler Soldaten hervorgehoben, dass eine besondere Problematik darin liege, dass sich Soldaten nach Emile Durkheim in gewisser Weise durch „eine Art Unpersönlichkeit“ auszeichnen:

---

<sup>457</sup> GBA, SvW, S. 123.

<sup>458</sup> GBA, SvW, S. 123.

<sup>459</sup> Craig 1960, S. 35.

„Der diesem Beruf spezifische Koeffizient hat seinen Grund nicht in dem Abscheu vor dem Soldatenleben, sondern in der Gesamtheit der Umstände, in angenommenen Gewohnheiten oder natürlichen Anlagen, die den soldatischen Geist ausmachen. Nun ist aber die hervorstechendste Eigenschaft bei ihnen, die man nirgendwo im Zivilleben ebenso ausgeprägt antrifft, eine Art Unpersönlichkeit. Das muß wohl daher kommen, daß man vom Soldaten erwartet, von seiner Person nicht viel Aufhebens zu machen, da er ja auch bereit sein muß, sich zu opfern, wenn es darauf ankommt.“<sup>460</sup>

Das heißt nicht weniger, als dass Soldaten ihre eigene Persönlichkeit zugunsten des Staates unterdrücken. Die Selbstaufgabe für den Staat manifestiert sich in der angesprochenen Opferbereitschaft. Die Frage, ob es sich bei Schach um eine solche Unpersönlichkeit handelt, ist nicht klar zu beantworten. Aber einiges deutet in diese Richtung. Insofern liegt es in der Logik der Sache, dass Schach als staatstreuer Offizier über die politische Situation in der Hauptstadt beunruhigt ist: „Emeute, Krawall. Und das im Lande Preußen, unter den Augen Seiner Majestät.“<sup>461</sup> Alvensleben ergänzt, was dies für die Offiziere bedeute:

„Und speziell *uns* wird man für die Geschehnisse verantwortlich machen [...] speziell *uns* von den Gensdarmes. Man weiß, daß wir diese Liebedienerei gegen Frankreich mißbilligen.“<sup>462</sup>

Der preußische Hof missbilligt die politisierenden Offiziere. Doch ironischerweise kritisiert auch Bülow das Politisieren der Offiziere, wenn auch aus anderer Perspektive. Die Regierung wünscht sich willfährige Staatsdiener ohne eigene Meinung. Ausgerechnet der von den französischen Ideen so begeisterte Bülow erinnert an den berühmten Ausspruch Friedrichs II., seine Untertanen könnten rasonieren soviel sie wollten, wenn sie nur gehorchten:

---

<sup>460</sup> Zitiert nach: Preuschoff, Klaus-Jürgen: Suizidales Verhalten in deutschen Streitkräften. (Beiträge zur Erforschung selbstdestruktiven Verhaltens, hrsg. v. Hermann Pohlmeier, Bd. 9). Regensburg: Roderer 1988. S. 89.

<sup>461</sup> GBA, SvW, S. 9.

<sup>462</sup> GBA, SvW, S. 9.

„Warum politisieren sie? Ob eine Truppe politisieren darf, stehe dahin, aber *wenn* sie politisiert, so politisiere sie wenigstens richtig [Hervorhebung im Original, T.L.]. [...] Unsere Herren Offiziere, deren drittes Wort der König und ihre Loyalität ist, und denen doch immer nur wohl wird, wenn es nach Rußland und Juchten und recht wenig nach Freiheit riecht.“<sup>463</sup>

Bülow kennzeichnet die Armee als reaktionär und im Staatsgefüge als retardierendes Element. In just jenem Moment, als der preußische Staat eine leichte Annäherung an Napoleon vollzogen hat, treten die preußischen Offiziere in Opposition zur offiziellen Politik. Napoleon steht hier für die Ideen der französischen Revolution, die die preußischen Offiziere keinesfalls mitzutragen gewillt sind.

Pierre-Paul Sagave psychologisiert Schachs Verhalten, indem er in seiner Deutung den Bogen zurück zur historischen Situation schlägt. Infolge der Französischen Revolution seien die traditionellen Eliten unter erheblichen Druck geraten:

„In dieser Krise sucht die herrschende Schicht ihre Einheit und ihre Lebensform zu erhalten, indem sie sich auf die veraltete Überlieferung und auf das Urteil der Gesellschaft stützt. [...] Sowohl das Offizierskorps als Gruppe wie auch Schach als Individuum verdecken ihre innere Haltlosigkeit durch einen künstlich gesteigerten Ehrbegriff.“<sup>464</sup>

Gerade die Verbindung dieser beiden Sichtweisen von Preuschoff und Sagave scheint hier fruchtbar. Durch den historischen Wandel einerseits und die spezifischen Anforderungen des Soldatenberufs andererseits kommt es zu einem eklatanten Auseinanderfallen der Lebenswelt.

Schließlich möchte Schach sowohl Gehorsam gegenüber dem König üben als auch gehorsam gegenüber seiner eigenen Natur sein:

„Er wußte, was er dem König schuldig sei: Gehorsam! Aber sein Herz widerstritt, und so galt es denn für ihn, etwas ausfindig zu machen, was

---

<sup>463</sup> GBA, SvW, S. 9.

<sup>464</sup> Sagave 1966, S. 123.

Gehorsam und Ungehorsam in sich vereinigte, was dem Befehle seines Königs und dem Befehle seiner eigenen Natur gleichmäßig entsprach. Und dafür gab es nur einen Weg.“<sup>465</sup>

Die paradoxe Lösung des Konflikts, den Gehorsam zu leisten, um ihn dann zu brechen, ist als eine Konsequenz der Untertanenmentalität zu deuten:

„Sie [sc. die Untertanenmentalität] gebot, Willensakte, auch Übergriffe der Staatsgewalt passiv hinzunehmen, mit übervorsichtigem Stillschweigen auf die kleinen Schikanen des Alltags zu reagieren, dem Leutnant auf dem Bürgersteig mit gezogener Kappe auszuweichen [...].“<sup>466</sup>

Aber der Offizier selbst kam natürlich wie Schach auch in Situationen, in denen er selbst nur in der Rolle des Untertanen war. Wehler beschreibt die „Matrix der autoritären Gesellschaft“. Danach würden über verschiedene Altersstufen und Institutionen Normen verinnerlicht, die dem Individuum fortan als Kontrollinstanzen und als ein Katalog von Vorschriften dienen. Sie prämiieren „bestimmte Antriebsstrukturen, bestimmte Verhaltensweisen, bestimmte Zielvorstellungen bei der Erfüllung fester Rollenerwartung.“<sup>467</sup> Damit erläutert Wehler weiter,

„realisiert sich Geschichte nicht nur als äußere Macht gegen den einzelnen, sondern immer auch als verinnerlichte Macht in ihm.“<sup>468</sup>

Damit sei im Vergleich zum deutschen Südwesten vor allem ein ostelbisch-preußisches Phänomen beschrieben. Noch stärker aus einer Perspektive der Analyse von Macht wird dieser Prozess in Auseinandersetzung mit Michel Foucault bei Giorgio Agamben beschrieben:

---

<sup>465</sup> GBA, SvW, S. 140.

<sup>466</sup> Wehler 1988, S. 122 f.

<sup>467</sup> Vgl. hierzu: Wehler 1988, S. 133.

<sup>468</sup> Wehler 1988, S. 133.

Vgl. hierzu auch: Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): Geschichte und Psychoanalyse. Köln 1971, S. 28 f.

„In eine„Eine der konstantesten Ausrichtungen von Foucaults Arbeit ist die entschiedene Abkehr von den traditionellen Zugangsweisen zum Machtproblem, weg von den juristisch-institutionellen Modellen (die Definition der Souveränität, die Theorie des Staates) in Richtung einer vorbehaltlosen Analyse der konkreten Weisen, in denen die Macht selbst den Körper der Subjekte und ihre Lebensformen durchdringt.“<sup>469</sup>

Wenn Bülow äußert, „Europa hätt' ein bißchen mehr von Serail- oder Haremswirtschaft ohne großen Schaden ertragen [...]“<sup>470</sup>, dann meint er damit vor allem auch den preußischen Staat, der zu wenige Freiheiten zulasse und die Gesellschaft ganz durchdringe. Und im Gegensatz zu dem uradeligen Vater Victoires, der seine Laufbahn als preußischer Legationsrat in Petersburg beendet hatte, bezeichnet sich ihre Mutter als kleine Roturière, als „bürgerliche Generalspächterstochter“<sup>471</sup>. Damit erfolgt in *Schach von Wuthenow* auch von der ursprünglich bürgerlichen Frau von Carayon die Definition der eigenen Abstammung über die Funktion, die die Familie für den Staat ausgeübt hat. Indem sie ihre Familie in diesen Kontext stellt, folgt sie ironischerweise dem gleichen Denkmuster wie Schach. Fontane verweist hiermit darauf, dass das Ethos des Staatsdienstes genauso auf das Bürgertum übergriff wie auf den Adel und im Wesentlichen auch Teil der bürgerlichen Selbstbestimmung geworden ist. Und gleichzeitig wird damit subtil auf die Verbindung hingewiesen, die historisch zwischen dieser bürgerlichen Tätigkeit und dem Ausbau des Heeres bestand. Denn unter Friedrich Wilhelm I. wurden die staatlichen Einrichtungen, die wirtschaftliche Tätigkeit und die Sozialstruktur Preußens „weitgehend von den Bedürfnissen der Armee bestimmt.“<sup>472</sup> Und in diese Entwicklung war auch der Vater Frau von Carayons eingebunden:

„Je mehr die Bedürfnisse der Armee anwuchsen, um so komplizierter und zentralisierter wurde die Verwaltung. Um die Armee aus ihrer Abhängigkeit von ausländischen Subsidien zu befreien, strebte Friedrich Wilhelm I. danach, die Einkünfte durch eine Zusammenlegung der Verwaltung der Kronländereien mit den Kriegskommissariaten zu erhöhen. Das 1723 von ihm errichtete

---

<sup>469</sup> Agamben, Giorgio: *Homo sacer. Die Souveränität der Macht und das nackte Leben.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002, S. 15.

<sup>470</sup> GBA, SvW, S. 8.

<sup>471</sup> GBA, SvW, S. 123.

<sup>472</sup> Craig 1960, S. 24 f.

Generaldirektorium verwaltete königliche Domänen, zog alle Steuern ein und überwachte die Münze, das Postsystem und die königlichen Monopole.“<sup>473</sup>

Selbst „bei Bülow zeigte sich die Enttäuschung darüber, daß seine Fähigkeiten vom Staate nicht genutzt wurden“<sup>474</sup> in dem überheblichen und gereizten Ton, so Sagave, den Bülow in Bezug auf Preußen anschlägt. Und wie bereits ausgeführt, legt auch der bürgerliche Dussek besonderen Wert auf staatliche Anerkennung in Form von Orden.

Schach ist also nicht der einzige, der in der Erzählung in einer besonderen Anhängigkeit zur Gesellschaft geschildert wird. Victoire äußert über die gesellschaftlichen Zwänge: „Ich gehöre der Gesellschaft an, deren Bedingungen ich erfülle, deren Gesetzen ich mich unterwerfe“<sup>475</sup>. Victoire sieht vor allem die Gesellschaft und die in ihre herrschenden Normen als wesentliche Instanz an, der man sich beugen müsse: „Die Gesellschaft ist souverän. Was sie gelten läßt gilt, was sie verwirft, ist verwerflich.“<sup>476</sup> Gesellschaftliche Zwänge, die andere ihres Geschlecht allerdings beschränken, erfassen Victoire nicht oder nicht mehr. Dadurch, dass sie von Blatternarben entstellt wurde, gewinnt sie an Freiheit:

„An dem Abende bei Massows, wo man mir zuerst huldigte, war ich, ohne mir dessen bewußt zu sein, eine Sklavin. Oder doch abhängig von hundert Dingen. Jetzt bin ich frei.“<sup>477</sup>

Damit ist zumindest auch die Möglichkeit des Wandels gesellschaftlicher Werthaltungen angesprochen. Ein Freiraum, in dem sich ein dynamischer Diskurs entfalten kann, ist in Schach von Wuthenow aber nur in bestimmten Kreisen gegeben. Das sind beispielsweise der Salon der Frau von Carayon und die Abendgesellschaft des Prinzen Louis Ferdinand. Der Salon stellte sich um 1800 als Ort der Freiheit dar. Ein Spezifikum des Salonlebens war der Verzicht auf adelig-ständische Konventionalität einerseits und

---

<sup>473</sup> Craig 1960, S. 33.

<sup>474</sup> Sagave 1966, S. 134.

<sup>475</sup> GBA, SvW, S. 97.

<sup>476</sup> GBA, SvW, S. 77.

<sup>477</sup> GBA, SvW, S. 77.



bürgerlich-moralistische Sittenstrenge andererseits. Gerade auch unter diesen Bedingungen kam es zur besonderen Freiheitlichkeit des Salonlebens und zur erotischen Begegnung zwischen Schach und Victoire.<sup>478</sup>

Auch über die Raumsemantik werden die gesellschaftlichen Zwänge illustriert. Das Verlassen der Stadt indiziert ein Nachlassen der sozialen Kontrolle. Es heißt:

„Solche stillen Abende, wo man über Feld schreitet [...] heben uns über kleine Rücksichten fort und machen uns freier. „Und sind wir erst *das*, so findet sich auch das rechte Wort.“<sup>479</sup>

Für die Offiziere in Schach von Wuthenow gibt es solche Freiheitsräume aber nur sehr begrenzt. Die nach dem Tode Friedrichs II. in ihren alten Formen konservierte Armee war infolge ihres Renommées zu einer Institution geworden, die man mit Reformen nicht belästigte und über die es heißt: „Der Geist ist heraus, alles ist Dressur und Spielerei geworden.“<sup>480</sup> Diese Beschreibung bezieht sich nun freilich zuerst auf die Armee, wirft aber auch ein bezeichnendes Licht auf die Person Schachs und auf seine persönlichen Dispositionen. In diesem Sinne stellt auch Bülow zum Ende der Erzählung eine Verbindung zwischen den erstarrten Strukturen der Armee und Schachs Selbstmord her und spricht von einem

„Fall, der sich in dieser Art und Weise nur in Seiner Königlichen Majestät von Preußen Haupt- und Residenzstadt, oder, wenn über diese hinaus, immer nur in den Reihen unsrer nachgeborenen fridericianischen Armee zutragen konnte, einer Armee, die statt der Ehre nur noch den Dünkel, und statt der Seele nur noch ein Uhrwerk hat [...]“<sup>481</sup>

---

<sup>478</sup> Vgl. zur Salonkultur Berlins: Miller, Norbert: Literarisches Leben in Berlin im Anfang des 19. Jahrhunderts: Anekdote einer preußischen Salonkultur. In: Kleist-Jahrbuch, 1981/82 (1983), S. 13-32.

<sup>479</sup> SvW, S. 48.

<sup>480</sup> SvW, S. 51 f.

<sup>481</sup> SvW, S. 153.

Bülow verweist damit nochmals auf die Relevanz des politischen Zentrums, gewissermaßen des Kerns des Staates, und dessen enger Verbindung zur Armee. Sagave meint:

„Die Sympathie des Autors liegt bei Schach, dem leidenden Menschen, nicht bei Bülow, dem kämpfenden Doktrinär, obwohl dieser in der Diskussion fast immer recht hat.“<sup>482</sup>

Aber auch Bülow ist als Doktrinär nicht frei. Beide, Schach wie Bülow, sehen sich letztlich auf massive Art mit dem Staat konfrontiert. Während sich dies bei Bülow in einer massiven Ablehnung manifestiert, handelt es sich bei Schach um einer regelrechte Unterwerfung. Walther Hubatsch beschreibt die Bedingungen einer solchen Konstellation aus der Entwicklung des friderizianischen Staatswesens wie folgt:

„Der preußische Maschinenstaat [...] war lediglich die Weiterbildung eines seit langem durchgeformten rationalisierten politischen Wesens mit einer auf diese Gemeinschaftsform hin disziplinierten Bevölkerung.“<sup>483</sup>

Damit ist eine historische Entwicklung beschrieben, in der sich der Anspruch des Machtstaates nicht nur nach außen richtet, sondern auch zunehmend nach innen auf die Bevölkerung ausdehnt. Dem liegt ein staatstheoretisches Denken zugrunde, dass sich nach Mannheim folgendermaßen auf den Punkt bringen lässt:

„Nicht als die Summe der Einzelnen ist das Ganze (der Staat, die Nation) zu verstehen, sondern der Einzelne ist als Teil der Totalität („Volksgeist“begriffe) erfassbar.“<sup>484</sup>

---

<sup>482</sup> Sagave 1966, S. 150.

<sup>483</sup> Hubatsch, Walther: Das Problem der Staatsräson bei Friedrich dem Großen. Göttingen: Musterschmidt 1956. 42 S. Hier: S. 30.

<sup>484</sup> Mannheim 2003, S. 134.

Hiermit ist ein Denken beschrieben, das sich gleichermaßen bei Konservativen wie Wilhelm Heinrich Riehl und Liberalen wie Moritz Lazarus, findet. Im Falle Riehls, der als Begründer der Volkskunde gilt, war Fontane mit dessen Schriften bekannt, mit Lazarus, der zu den Mitbegründern der Völkerpsychologie zählt, war er sogar befreundet.<sup>485</sup> Huber spricht im Zusammenhang mit der preußischen Staatidee vom „permanent-identischen Staat“. Damit meint er, dass durch die Treue zum Königtum durch den eigengesetzlichen Pflichtbegriff und durch die staatsbezogene Dienstbereitschaft des preußischen Staatspatriotismus erst „ein in Gesinnung und Haltung vereinter Gesamtverband“ entstanden sei.<sup>486</sup> Interessant in diesem Zusammenhang ist auch ein altständisches Denkmuster, nach dem die Stände oder ihre Vertreter das Land regelrecht personifizierten:

„Das Ständewesen war ja eine Art von Komplementärphänomen zur Zentralgewalt, insofern es in erster Linie auf die Artikulation von Interessen lokaler Eliten hinauslief, mit denen die Krone ihre politischen Vorstellungen, vor allem aber ihre Steuerforderungen aushandeln musste. Während moderne Parlamente den Anspruch erheben, das Gesamtinteresse der Nation zu vertreten und allenfalls unterschiedliche Vorstellungen von diesem Gesamtinteresse zum Ausdruck zu bringen, ging es vormodernen Ständevertretungen ganz offen um Einzelinteressen, allenfalls um deren Summe. Denn Repräsentation bedeutet zunächst nicht Vertretung im modernen Sinn, sondern reale oder zumindest symbolische Verkörperung. Das heißt, soweit sich die Stände aus geborenen Mitgliedern, den Inhabern bestimmter Herrschaften, zusammensetzten, verstanden sie sich nicht als Vertreter des Landes, sie *waren* das Land [Hervorhebung im Original, T. L.].“<sup>487</sup>

Nun steht Schach nicht wie beispielsweise Marwitz derart fest verankert in der altständischen Tradition. Doch sein Wunsch nach einem festen Platz im preußischen Staats- und Gesellschaftsgefüge geht soweit, dass er sich fast als mit dem Staat identisch erlebt. Indem er sich entleibt, vollzieht er die für ihn einzig denkbare Möglichkeit einer Trennung vom Staat. Als Konsequenz der Abschaffung der Ständegesellschaft wurde das Individuum staatsunmittelbar. Doch bedeutete dies auch einen direkten Zugriff der

---

<sup>485</sup> Vgl. bspw.: Grawe/ Nürnberger 2000, S. 265 (Lazarus) und S. 840 (Riehl).

<sup>486</sup> Vgl.: Huber 1965, S. 32.

<sup>487</sup> Reinhard 2007, S. 57.

Staatsgewalt auf Einzelmenschen. Der Übergang ist in der Gesellschaft zu jener Zeit noch nicht vollzogen, steht mit den preußischen Reformen aber unmittelbar bevor. Das Ideal des sich selbst verleugnenden Staatsdieners bleibt aktuell. In der Konfliktzeit um die Heeresreform forderte Helmuth von Moltke Ende 1861 bürgerliche Offiziersaspiranten abzuweisen, „weil sie die Gesinnung nicht mitbringen, die man in der Armee bewahren muß. Dabei muß es auch bleiben.“<sup>488</sup> Und ganz in diesem Geiste forderte auch Alfred von Waldersee 1877 in einem Brief, „daß der Kastengeist mehr bei uns entwickelt werden möchte und wir uns, d.h. der Offiziersstand sich mehr als für sich bestehender Stand von den übrigen abgrenzt“. In dem gleichen Brief forderte von Waldersee auch den Verzicht auf eine „allgemeinen Dienstpflicht“, da „nur eine Berufsarmee den totalen Zusammenbruch aller bestehenden gesellschaftlichen Zustände verhindern“ könne oder „ohne Bedenken, sobald es verlangt wird, die Kanaille zusammenschießt. Hiermit hätten wir die Kriegerkaste.“<sup>489</sup>

Dabei wird in *Schach von Wuthenow* aber auch gezeigt, wie das preußische Tugendsystem auch auf die Staatsspitze, den König selbst, zurückwirkt. Dass er selbst ein Produkt dieses Systems ist, wird an seiner von Fontane dargestellten abgehackten militärischen Sprechweise überdeutlich.<sup>490</sup> Und auch sein Verhalten in der Angelegenheit Schachs zeigt, dass er Schach vor allem als Offizier wahrnimmt, der sich auch im Privaten nach nicht verhandelbaren Regeln zu verhalten hat. Schach erhält ein Kabinettschreiben des Königs. Dabei handelt es sich um ein inoffizielles Schreiben eines Herrschers in privater Angelegenheit. Das ist ein Indiz für eine mangelnde Ausdifferenzierung privater, gesellschaftlicher und staatlicher Sphäre. Denn letztlich tritt Friedrich Wilhelm III. Schach natürlich doch als König und oberster Befehlshaber gegenüber, indem er die Heirat mit Victoire schlichtweg verlangt. Die alternative Wahl, den Dienst zu quittieren, beraubt Schach seiner Existenzberechtigung vor sich selbst. Interessant ist hierbei besonders, dass der König sich derart nicht in die Angelegenheiten Bürgerlicher eingeschaltet hätte. Sein Agieren ist ganz der Sonderstellung

---

<sup>488</sup> Wehler 1988, S. 160.

<sup>489</sup> Wehler 1988, S. 160.

<sup>490</sup> Vgl. bspw. SvW S. 130.

des Adels geschuldet. Die vom König in diesem Gespräch bei Schach eingeforderte „honnêteté“<sup>491</sup> – bei Rousseau gilt sie als Inbegriff dekadenter höfischer Kultur<sup>492</sup> – ist nicht ohne Brisanz und symptomatisch. Friedrich Wilhelm III. fordert gerade diese Eigenschaft bei Schach ein und lässt damit die individuelle Dimension der Gefühle oder auch juristische Fragen außen vor. Das Staatsoberhaupt agiert unter Berufung auf eine obsoletere gesellschaftliche Konvention in die Privatsphäre seiner Staatsbürger hinein. Der Staatsbürger ist hier zudem noch Staatsbediensteter und Offizier, womit eine zusätzliche Abhängigkeit vorliegt. Avraham setzt auseinander, dass eine solche Handlungsweise für zeitgenössische Liberale völlig inakzeptabel sei:

„Für liberale Intellektuelle wie Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt war der Staat ebensowenig berechtigt, sich in die Bereiche der Religion oder der Ökonomie einzumischen, wie er das Recht hatte, sich mit der Sittlichkeit der Gesellschaft zu befassen. Aufgabe des Staates sei es vielmehr, eine Verletzung der Freiheit des Individuums zu verhindern.“<sup>493</sup>

Als Schach erfährt, dass sein Ordonanzoffizier eine Wette auf seine Heirat abgeschlossen hat und nun fürchtet, die gesamte Kompanie freihalten zu müssen, beruhigt er ihn und murmelt die Worte: „et payer let pots cassés“.<sup>494</sup> Die französische Redewendung bekommt hier eine interessante Mehrdeutigkeit. Zum einen verweisen die Worte darauf, dass man für die (nicht intendierten) Konsequenzen einer Handlung aufkommen müsse. Aber gleichzeitig wird damit auch die letzte Zeile eines bekannten Chansons der Französischen Revolution zitiert, die sich auf die Hungersnot bezieht, die noch sechs Jahre nach der Französischen Revolution herrschte. Im Wesentlichen geht es darum, dass letztlich die einfachen Leute für die politischen Umbrüche, ob in revolutionären oder konservativen Kontexten, aufkommen müssen. Der Mensch muss die Folgen der politischen Bedingungen tragen und das gilt für klein wie groß, darauf spielt Fontane

---

<sup>491</sup> SvW 132

<sup>492</sup> Vgl. Höfer, Anette; Reichardt, Rolf: Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680-1820. Heft 7. München: Oldenbourg. 1986. S. 37-63.

<sup>493</sup> Avraham 2008, S. 31 f.

<sup>494</sup> SvW, 136

offensichtlich hier an. Dass Schach sich in dieser Situation gemäß dem preußischen Staatsethos fast schon märtyrerhaft unterwirft, wird am Beispiel seiner Neigung zu den Tempelrittern deutlich. Diese Neigung zu den Tempelrittern und zur Zeit der Kreuzzüge ist eine weitere Illustration der massiven Aufladung des preußischen Staatswesens. Fontane hatte sich für *Die Zisterzienser in der Mark* im Band *Havelland* von 1873 seiner *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* intensiv mit der Geschichte der Kreuzzüge befasst. Georges Minois weist in seiner *Geschichte des Selbstmords* darauf hin, dass beispielsweise die katholische Kreuzzugspredigt in Burgund 1568 den Märtyrertod hervorhebt. Der Historiker Denis Crouzet spricht gar vom „Kreuzzugstrieb“ als einer Form des Todestriebes.<sup>495</sup> Die Frage nach einem Recht auf Selbsttötung war lange Zeit skandalisiert. In Schach von Wuthenow ist der Suizid Schachs auch deshalb so skandalös, weil er die sinnstiftende Funktion des preußischen Staatswesens zu verneinen scheint. Dass es sich hierbei jedoch nicht um eine Spezifik des preußischen Staatswesens handelt, wird in Minois Ausführungen ebenfalls deutlich:

„Aus den revolutionären Stürmen, die es innerhalb von zehn Jahren ermöglichen, ganz verschiedene politische und gesellschaftliche Systeme zu erproben, lassen sich einige Lehren ziehen. Die erste ist eine Bestätigung: jede Macht, welcher Art sie auch sei, versucht, den Selbstmord zu verhindern und zu verschleiern. Der Untertan mußte sein Leben dem König widmen; der Bürger muß das seinige für das Vaterland erhalten. Es kommt also nicht in Frage zu desertieren. Der Gesellschaftsvertrag verlangt von jedermann, an der Aufrechterhaltung des Staates mitzuwirken, der als Gegenleistung für das Wohlbefinden aller sorgt.“<sup>496</sup>

In noch stärkerer Weise gegen die Obrigkeit zu verstoßen, wäre für Schach also nur denkbar gewesen, wenn er beispielsweise zum Tode verurteilt worden wäre und sich der Vollstreckung durch Selbstmord entzogen hätte. Damit hätte er der Obrigkeit die Möglichkeit genommen, ihre Autorität zu beweisen.<sup>497</sup> Indem er Victoire noch heiratet, kommt er ihr zumindest zum

---

<sup>495</sup> Vgl.: Minois, Georges: *Geschichte des Selbstmords*. Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler 1996. S. 127. Im Folgenden als: Minois 1996.

<sup>496</sup> Minois 1996, S. 437.

<sup>497</sup> Vgl. hierzu: Minois 1996, S. 439 f. Der symbolische Akt der Leichenhinrichtungen zeigt

Teil noch nach. Sigmund Freud betont in einer psychoanalytischen Lesart des Suizids den Aspekt der umgeleiteten Aggressivität und beschreibt den Vorgang

„als Wendung der Aggressivität gegen das Ich. Wenn sich die Aggressivität des Menschen aufgrund des gesellschaftlichen Drucks nicht gegen ihr eigentliches Objekt – gegen diese oder jene verhaßte Person – auszudrücken vermag.“<sup>498</sup>

Preuschoff formuliert diese Situation kollidierender Werte- und Normensysteme wie folgt:

„Diese Differenzen können von den Streitkräften aus sowohl zum politischen System ‚Staat‘ als auch zum sozialen System ‚Gesellschaft‘, als deren Subsystem Streikräfte aufgefaßt werden können. Diese Differenzen und mit ihnen die Spannungen werden dann von den Offizieren im Umgang mit der zivilen Umwelt und im Umgang mit den jungen und neuen Soldaten ausgetragen. Die dabei entstehenden Reibungen können zu sozialen oder individuellen Konflikten führen, die von machen Soldaten in Form suizidalen Verhaltens ausgetragen werden. Anders ist das Denken und Handeln der Offiziere nur unter Berücksichtigung der militärischen Tradition und der zeitgeschichtlichen gesellschaftlichen Idee zu verstehen.“<sup>499</sup>

Es erwies sich auch gerade in der sich dynamisierenden Gesellschaft des Deutschen Kaiserreichs, die Gesellschaft von 1806 erfuhr mit den der Niederlage folgenden Reformen einen ähnlichen Dynamisierungsschub, als besonders problematisch, dass die Bürger in der Armee hochgradig rigide und antirevolutionär gedrillt wurden.

„Die den Hohenzollernstaat repräsentierende Gesellschaft und ihre Armee wünschten sich den von den Zeitproblemen unberührten ‚nur gehorchenden‘ Soldaten-Untertan, der die von Kirche und Armee vermittelten Axiome nicht hinterfragte.“<sup>500</sup>

---

auch, wie hilflos der Selbstmord die Obrigkeit zurückließ.

<sup>498</sup> Minois 1996, S. 464.

<sup>499</sup> Preuschoff, Klaus-Jürgen: Suizidales Verhalten in deutschen Streitkräften. (Beiträge zur Erforschung selbstdestruktiven Verhaltens, hrsg. v. Hermann Pohlmeier, Bd. 9). Regensburg: Roderer 1988. S. 4. Im Folgenden als: Preuschoff 1988.

<sup>500</sup> Preuschoff 1988, S. 13.

Dieser Vorstellung entsprach nach 1871 aber nur ein prozentual absinkender Anteil an Rekruten. Und so stellt schließlich auch Fontane in einem Brief von 27. Februar 1880 an Hermann Kletke fest:

„Zwei meiner Söhne sind zur Zeit Soldat, aber ich bekenne offen, daß mich die alleinseligmachende Militairhose nach gerade zur Verzweiflung bringt. Spartanerthum! Bah, Maschinentum ist es. Und jeden Tag wird es toller.“<sup>501</sup>

Fontane befasste sich also zur Entstehungszeit mit der Wirkung des Soldatendaseins am Beispiel seiner Söhne. Er nutzt sogar die für die preußische Armee so gängige Maschinenmetapher, die in *Schach von Wuthenow* durch die Metapher des Uhrwerks für die Armee wiederkehrt.

Bernd Ardtner berichtet in seiner Untersuchung über den *Selbstmord im deutschen Heer von 1873 bis 1913*, dass es jährlich zu etwa 800 Prozessen wegen Misshandlung und in der Zeit von 1873 bis 1883 einem stetigen Anstieg der Selbstmordzahlen kam.<sup>502</sup>

Fontane zieht in *Schach von Wuthenow* also eine deutliche Verbindung vom absolutistischen Maschinenstaat zur Publikationsgegenwart des Kaiserreichs. Das Militär, das ansonsten Garant machtstaatlicher Potenz nach außen ist, führt zu einer Entindividualisierung der Soldaten. Sie treten nicht mehr als Individuen oder als Staatsbürger auf, sondern nur noch in ihrer Funktion für den Staat. Die im Kaiserreich zunehmenden Abschottungsprozesse und die nach den erfolgreichen Einigungskriegen einsetzende Selbstüberschätzung der Armee werden von Fontane im Kontext des bevorstehenden Untergangs der preußischen Armee von 1806 zur Darstellung gebracht. Der Wiederaufstieg der Armee erfolgte bekanntlich nach den intensiven Reformbemühungen Scharnhorst, Gneisenaus u. a. Die deutsche Einigung brachte 1866 sowie 1870/71

---

<sup>501</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Dritter Band 1879-1889. München: Hanser 1980, S. 63.

<sup>502</sup> Vgl.: Ardtner, Bernd: Der Selbstmord im deutschen Heer von 1873 bis 1913. Universität Leipzig Diss. 1996. 62 S. Hier S. 12 u. 17.



jedoch ein im konservativen Sinne reformiertes Heer zustande. Vor diesem Hintergrund bleibt Fontanes Kritik schwach und er scheut vor der letzten Konsequenz dieser Analyse, die in der Demokratisierung und Verbürgerlichung des Heeres bestehen müsste, zurück.

## 2.7 Gleichheitsdiskurs und Volkssouveränität in *Vor dem Sturm*

Der Diskurs um die Volkssouveränität und der damit verbundene Gleichheitsdiskurs sind die beiden zentralen ideengeschichtlich bestimmten Diskurse in *Vor dem Sturm*. Und insbesondere die Idee der Volkssouveränität rührt an die Fundamente der Vorstellungen über staatliche Souveränität und Legitimität.

Da es sich bei dem Begriff der Gleichheit um einen politischen Begriff handelt, der im Laufe der Geschichte immer wieder zahlreichen Umdeutungen ausgesetzt war, seien nun einige Bemerkungen zu dessen für *Vor dem Sturm* relevanten Entwicklungslinien vorweggeschickt.

Otto Dann stellt fest:

„In keinem anderen Begriffsverhältnis erscheint der Wandel vom ständischen zum modernen Freiheitsbegriff so augenfällig wie in seiner Verbindung mit dem Gedanken der Gleichheit, - ein Postulat, das dem vielfältig gegliederten System der altständischen Gesellschaft diametral entgegengesetzt war.“<sup>503</sup>

Die theoretische Verbindung von Freiheit und Gleichheit seit der Französischen Revolution wird in Deutschland nur teilweise geteilt. Dabei zählt es zu den gängigen 'Entschärfungen', die Gleichheit auf eine Rechtsgleichheit zu begrenzen und nicht etwa als eine Gleichheit der Güter anzusehen. Denn Gleichheit wurde der Tendenz nach zu einem „pejorativen Identifizierungsbegriff“ sowie einem französischen Nationalattribut und hatte

---

<sup>503</sup> Dann, Otto: Freiheit. In: GG, Bd. 2, S. 511.

einen weitaus schlechteren Klang als Freiheit.<sup>504</sup> Aus der 'Zwickmühle' einer antifranzösischen Ablehnung des Gleichheitsbegriffs einerseits und seiner emanzipatorischen Verwendbarkeit andererseits wurde das gebildete deutsche Bürgertum durch die Transzendentalphilosophie Immanuel Kants befreit. Nach ihr war die Freiheit des Menschen nicht naturgegeben, sondern folgte aus einem Akt der Emanzipation von der Natur durch die sittliche Autonomie des vernunftbegabten Menschen. Diese Distanzierung Kants von der klassischen Naturrechtslehre durch einen dem Menschen zukommenden autonomen Vernunftwillen, der ihm Würde und Zweck gebe, hatte wichtige Konsequenzen. Denn es konnte nun „der Begriff einer natürlichen Ungleichheit mit dem einer vernünftig-sittlichen Gleichheit festgestellt werden. [...] Gleichheit [...] war zu einer sittlichen Aufgabe geworden.“<sup>505</sup> Kant argumentierte daher auch für eine Verfassung als Grundlage der Rechtsgleichheit.

Gleichwohl implizierte dies auch in der Nachfolge Kants keineswegs eine politische Verwendung des Begriffs, eine politische Gleichstellung der rechtlich gleichgestellten Bürger wurde kaum gefordert: „Die Diskrepanz zwischen dem rechtlich-sozialen und dem politischen Denken ist kennzeichnend für die Situation der bürgerlichen Intelligenz in Deutschland.“<sup>506</sup> Dabei ist die historische Darstellung in „Vor dem Sturm“ insofern korrekt, als Gleichheitsvorstellungen im Umfeld der Reformära tatsächlich einen allgemeinen Durchbruch erlebten; einer Zeittendenz übrigens, der sich Friedrich August Ludwig von der Marwitz anders als Berndt entschieden entgegenstellte.<sup>507</sup> Nach 1850 kam es im deutschen Bürgertum zu einem starken Antiegalitarismus, der sich von einer 'Gleichmacherei' distanzieren und eher dem 'Prinzip der Macht' huldigen wollte. Wenn für die Jahre um 1870 konstatiert wird, dass der Gleichheitsbegriff „kaum noch in der Form eines positiven Schlagwortes“ auftritt,<sup>508</sup> nimmt Fontane also mit der Gewichtung zugunsten der Gleichheit

---

<sup>504</sup> GG, Bd. 2, S. 1019.

<sup>505</sup> GG, Bd. 2, S. 1020.

<sup>506</sup> GG, Bd. 2, S. 1024.

<sup>507</sup> GG, Bd. 2, S. 1026.

<sup>508</sup> GG, Bd. 2, S. 1044.

in „Vor dem Sturm“ eine gegen die Zeitströmungen gerichtete Position ein, denn im 19. Jahrhundert ist die vorherrschende Rangordnung der Begriffe eigentlich zugunsten der Freiheit verschoben. Die Frage blieb nur, wie Gleichheit mit bürgerlicher oder politischer Freiheit zu harmonisieren waren. Liberale Kritiker wünschten, die Freiheit in politischer und die Gleichheit in sozialer Hinsicht zu erweitern, sie konnten sich jedoch vorerst nicht durchsetzen, so dass bereits im Kontext der 1848er Revolution „Gleichheit auf Gleichberechtigungen herabgedrückt“ war.<sup>509</sup> Die Frage sozialer Gleichheit wurde gemieden. Die politischen Implikationen, die im Kontext dieser Diskussionen enthalten sind und die mit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an Aktualität gewinnen, sind Fontane durchaus bewusst. Die Briefstelle aus dem Jahr 1878 an seine Frau Emilie, in der er der Berechtigung der Anliegen der Sozialdemokratie Ausdruck verleiht, sei daher nochmals verkürzt zitiert:

„Millionen von Arbeitern sind grade so gescheit, so gebildet, so ehrenhaft wie Adel und Bürgerstand, vielfach sind sie ihnen überlegen. [...] Alle diese Leute sind uns vollkommen ebenbürtig [...]. Sie vertreten nicht bloß Unordnung und Aufstand, sie vertreten auch *Ideen*, die zum Teil ihre Berechtigung haben und die man nicht totschiessen oder durch Einkerkierung aus der Welt schaffen kann. [Hervorhebungen im Original, T.L.].“<sup>510</sup>

Besonders interessant an dieser brieflichen Äußerung Fontanes ist, dass er von Ideen spricht und diesen Begriff sogar hervorhebt. Über die Intention zu *Vor dem Sturm* äußert er sich wie folgt:

„Es war mir nicht um Konflikte zu thun, sondern um Schilderung davon, wie das große Fühlen, das damals geboren wurde, die verschiedenartigsten Menschen vorfand und wie es auf sie wirkte. Es ist das Eintreten einer großen Idee, eines großen Moments in an und für sich sehr einfache Lebenskreise.“<sup>511</sup>

---

<sup>509</sup> GG, Bd. 2, S. 516.

<sup>510</sup> Erler, Gotthard (Hrsg.): Fontanes Briefe in zwei Bänden. Berlin: Aufbau 1968. Bd. 2, S. 443

<sup>511</sup> Zitiert nach: Nürnberger, Helmuth: Fontanes Welt. 1. Auflage. Berlin: Siedler 1997. S. 281

Die Ideen erfüllen in der Geschichtsschreibung konkrete Funktionen. Sie leisten die notwendige Auswahl einzelner Tatsachen aus der Gesamtheit der 'kulturbedeutsamen Phänomene' (Max Weber), sie strukturieren die Fragestellung, sie formulieren Sinnerwartungen und synthetisieren verschiedene, inhaltlich und zeitlich oft weit auseinanderliegende Daten.<sup>512</sup>

Die Einführung des Ideen-Konzepts in das Geschichtsverständnis ist von großer Wichtigkeit, denn die Idee ist nun für den Geschichtsprozess entscheidend und lässt auch den Zufall als unkalkulierbares Element hinter das allgemeine Wirken der Idee zurücktreten oder vielmehr integriert ihn in sie.<sup>513</sup> Die Auslegung der Geschichte im Kontext der Idee, ist der Versuch geschichtlichen Sinn zu begreifen oder ihn erst zu konstruieren. Fontane erkennt den Ideen der Arbeiter Ende der siebziger Jahre also nicht weniger Geschichtsmächtigkeit zu als den nationalen Bestrebungen zu Beginn der antinapoleonischen Erhebungen, die er in *Vor dem Sturm* schildert.

In der Gegenüberstellung von Adel und Bürgertum kommt erneut die Frage auf, wo Fontane politisch stand und inwiefern sich seine politische Haltung in diesem Roman niederschlägt. Wie bereits erwähnt, ist bei Fontane ein gradueller Wandel in den politischen Einstellungen zwischen den sechziger und den siebziger Jahren auszumachen. Das Spektrum der Deutungen, dies ist im Verlauf der Arbeit bis hierher deutlich geworden, geht von national-liberal, über konservativ bis zu nahezu feudal-reaktionär. Dass diese Gruppen wiederum nicht einheitlich waren, sondern sich auch intern differenzierten macht die Frage nicht einfacher. Allein für die Konservativen benennt Creutz Gruppen, die ständisch-konservativ, sozialkonservativ, konstitutionell-konservativ oder staatskonservativ orientiert waren.<sup>514</sup> Dabei muss die Klassifizierung als 'konservativ', wie u.a. Wunsch sie vornimmt, wenn man sie als eine Tendenz oder eine Seite der 'Medaille' des Versöhnungsstrebens bezeichnet, nicht völlig unbefriedigend bleiben. Ihrem Gegenpart entspräche dann die liberale Tendenz. Loster-Schneider schätzt die politische Haltung Fontanes bereits um 1870 so ein, dass er der

---

<sup>512</sup> Vgl.: Hardtwig 2005, S.54.

<sup>513</sup> Vgl.: Tausch 1996. S. 152.

<sup>514</sup> Vgl.: Creutz 2003, S. 49 – 51.

Meinung sei, der Liberalismus habe die Aufgabe die Stände zu versöhnen.<sup>515</sup> Legt man diesen politischen Impetus zugrunde, so deutet dies in die Richtung eines Rechtsliberalismus, der auf die eine oder andere Art den konservativen Positionen Zugeständnisse macht. Dies dürfte für die Haltung in Sachfragen gewisse Wertungen bedeuten. So werden die konstitutionellen und nicht die ständischen Rechte als Schwergewicht gewertet werden und das konstitutionelle System wird unter der Bedingung parlamentarischer Dominanz bejaht werden. Dabei kommen die gleichzeitige Anerkennung und Einschränkung des monarchischen Prinzips zum Tragen sowie eine Bejahung des Nationalstaats und preußischer Führung. Zu den eher schwierigen oder unbequemen Fragen in diesem politischen Milieu zählten die Fragen nach Freiheit, Volkssouveränität, sozialer Sicherung des Erreichten nach unten, die Soziale Frage, der Revolutionsbegriff und die Verfassungsdiskussion.<sup>516</sup>

Peschken und Kohn haben „Vor dem Sturm“ auch als Auseinandersetzung mit dem Gedanken der Volkssouveränität gesehen.<sup>517</sup> Schober sieht dies in dem gleichberechtigten Bündnis zwischen Vitzewitz, Othegraven und Kniehase, in welchem sich der Adel, der Theologe und der preußische Exekutivbeamte begegneten.<sup>518</sup> Damit werden in der Tat in einer Darstellung aus den 1870er Jahren im Kontext der Volkserhebung der Befreiungskriege jene drei Säulen vereint, die klassisch als Portikus des preußischen Staates gelten. Ob dies nun wirklich ein Bündnis ist oder wie es zu werten sei, wird von der Forschung unterschiedlich beurteilt. Müller-Seidel schreibt: „Die bürgerliche Gesellschaft ist in der erzählten Gesellschaft des Romans auf angemessene Weise repräsentiert.“<sup>519</sup> Und Peter Sprengel stellt fest: „Das Bürgertum als die eigentlich zukunftssträchtige Gesellschaftsklasse in der Epoche [...] wird weitgehend

---

<sup>515</sup> Vgl.: Loster-Schneider 1986, S. 109.

<sup>516</sup> Vgl. zu dieser Gemengelage politischer Einstellungen: Loster-Schneider 1986, S. 97 sowie Creutz 2003, S. 50 f. und Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. 2. Stuttgart: Kohlhammer. 1988. S. 331 – 345.

<sup>517</sup> Vgl.: Kohn/Peschken 1976, S. 35 f.

<sup>518</sup> Vgl.: Schober, Kurt: Theodor Fontane. In Freiheit dienen. Herford: Mittler 1980. S. 25

<sup>519</sup> Müller-Seidel, S. 114.

ausgespart.<sup>520</sup> Zumindest interessant in diesem Zusammenhang ist, dass Adelheid Bosshart darauf hinweist, dass zu den ursprünglichen Plänen des Romans gehörte, das Bürgertum stärker zu berücksichtigen.<sup>521</sup> Diesen Aspekt hat die Forschung leider aus den Augen verloren. Bosshart vermutet, dass Fontane die Anlage änderte, da er zu jener Zeit bereits an einem auf seine Gegenwart bezogenen Gesellschaftsroman arbeitete. Tatsächlich mag sich bei ihm aber auch die Einsicht durchgesetzt haben, dass ein Roman dieses Themas sich stärker auf den Adel als der immer noch ausschlaggebenden Kraft im Staat fokussieren müsse. Dass das gehobene Wirtschaftsbürgertum, das seine konkreten Züge schließlich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts angenommen hat<sup>522</sup>, nicht vorkommt, erscheint irrelevant. In späteren Romanen kritisiert Fontane das Wirtschaftsbürgertum entschieden.<sup>523</sup> Das mittlere Bürgertum hingegen kommt ja in *Vor dem Sturm* durchaus vor, die Berliner Kleinbürger ebenso wie die bürgerliche Beamtschaft in der Person des Justizrates, des Schulzen oder des Pastors. Darunter sind wichtige Figuren mit zentralen Rollen wie Seidentopf, Kniehase und die eher bildungsbürgerlichen Othegraven und Hansen-Grell. Und gerade jene um 1800 numerisch noch kleine Gruppe der akademisch geschulten Intelligenz ist es, die zunehmend anwächst und nach 1815 intensiv das Ethos des Leistungsgedankens ausbildet, um ihn in harten Auseinandersetzungen schließlich auch dem Adel aufzunötigen.<sup>524</sup>

Eine Sonderrolle spielt Dr. Faulstich. Er hat eine typische Künstlerbiographie zwischen 1750 und 1850. Er ist Pastorensohn, bricht

---

<sup>520</sup> Sprengel, Peter: Geschichte der deutschsprachigen Literatur. 1870 – 1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende. (Zugleich Bd. IX, 1: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Begr. v. Helmut de Boor und Richard Newald). München: Beck 1998, S. 183.

<sup>521</sup> Bosshart, Adelheid: Theodor Fontanes historische Romane. Univ. Diss. Zürich. Winterthur: Keller 1957. S. 28 f.

<sup>522</sup> Vgl. zur erst später einsetzenden Entwicklung einer 'Bourgeoisie': Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 185 - 209; zur internen Differenzierung des Bürgertums Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 174 f. und zur Verlängerung der Perspektive bis ins Kaiserreich: Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 106 – 124.

<sup>523</sup> Zur Auseinandersetzung zwischen dem eher traditionellen Stadtbürgertum und den bildungsbürgerlichen Gruppen vgl.: Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 201 – 203.

<sup>524</sup> Vgl.: Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 210 – 212.

sein Theologiestudium ab, führt ein unstetes Leben in Schauspielergruppen und höherer Gesellschaft, findet durch adelige Fürsprecher eine Anstellung als Lehrer und verdient fortan im 'bürgerlichen' Beruf und durch literarische Produktion seinen Unterhalt.<sup>525</sup> Dabei ist an seine oben zitierte Beschreibung durch Lewin zu erinnern und daran, dass Faulstich selbst sein Ästhetentum problematisch erscheint: „Die Bücher sind nicht das Leben“.<sup>526</sup>

Eine andere Frage ist dabei, wie das Berliner Kleinbürgertum durch seine Darstellung gewertet wird. Die Tischgesellschaft bei Frau Hulen ist im höchsten Grade unsympathisch. Jene der Bürger im Wirtshaus hingegen wird bereits neutraler geschildert. So wird eine Parallele zum Kreis der Adeligen aufgemacht:

„Er [sc. Rabe] war das aristokratische Element, wie denn die Schornsteinfegermeister, bei denen das Geschäft von Vater auf Sohn geht, wirklich eine Art Bürgeradel bilden.“<sup>527</sup>

Das unterschiedliche Niveau ist dabei nicht zu verkennen und ironisiert die Bürgerlichen, jedoch erweisen sich sowohl das Gesprächsthema, die Frage, wie es mit Napoleon weitergehe, als auch die Standpunkte als so verschieden nicht. Den Bürgern fehlen dabei Informationen, die Berndt durch seinen elitären Umgang hat. Dessen Schwester Amelie stellt fest: „Wo der Schein an Stelle der Sache getreten ist, das ist kleinbürgerlich deutsch“<sup>528</sup>. Damit macht sie dem Kleinbürgertum einen Vorwurf, den sie später nach dem gescheiterten Angriff auf Frankfurt auch Berndt macht. Der Text setzt Selbsttäuschung und Schein also eher als menschliche, denn als ständische Schwäche.

Berndts Einstellung zu Standesunterschieden ist ohnehin relativ modern. Gegenüber seinen Bauern freut er sich ihrer Freiheit und „Selbständigkeit“.

---

<sup>525</sup> Vgl.: Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1, S. 313.

<sup>526</sup> GBA, VdS I/II, S. 245.

<sup>527</sup> GBA, VdS III/IV, S. 17.

<sup>528</sup> GBA, VdS I/II, S. 192.

Zudem begegnet er dem Schulzen Kniehase gewissermaßen auf Augenhöhe und auch Kniehase verhält sich nicht unterwürfig. Wenn Kathinka daran geht, die andere Gruppe der Bürgerlichen in der Person Othegravens zu ironisieren, zeigt sie Adelsdünkel: „Richtig, Othegraven. Ein hübscher Name, ursprünglich adlig. Aber diese bürgerliche Abart, welche pedantische Figur! Er hält sich gerade, aber es ist die Geradheit eines Lineals.“<sup>529</sup> Auch Marie pflichtet Kathinka bei: „Er ist vielleicht mutig, aber ich kann ihn mir nicht als Helden vorstellen.“<sup>530</sup> Ihm fehle das Poetische, dessen Helden bedürften. Dabei wird er sich in seiner Geradheit als heldenhaft erweisen und so werden die Äußerungen Kathinkas und Maries relativiert. Sie irren sich dabei, da der Bürger im Kampf jene poetische Qualität gewinnt, die Fontane ansonsten besonders im Adel verkörpert sah. Othegraven wird von Demetz gar als „'citoyen'“ bezeichnet.<sup>531</sup> Othegraven ist es auch, der die bürgerliche Verlässlichkeit für die vaterländische Aktion zusichert:

„Auf die Frankfurter Bürgerschaft, oder doch auf einen starken Bruchteil derselben, ist mit Sicherheit zu rechnen. Und im Namen dieser Bürgerschaft bin ich hier.“<sup>532</sup>

Und auch General von Bamme „lobte das Verhalten der Bürger“<sup>533</sup> schließlich.

Das militärisch Kämpferische ist dabei eine Qualität, die auch retrospektiv bei der Einführung der Figuren nicht nur vor allem dem Adel zugesprochen wird. Berndt war zwar dreißig Jahre im Militärdienst, er begann also als Dreizehnjähriger, ebenso wird die Laufbahn Bammes und Rutzes dargestellt, aber auch die Regimenter der Bürgerlichen Kniehase und des Bauern Kümmeritz werden geschildert. Auch die Eigenschaften Feigheit

---

<sup>529</sup> GBA , VdS I/II, S. 270.

<sup>530</sup> GBA , VdS I/II, S. 272.

<sup>531</sup> Demetz, Peter: Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen. München: Hanser 1964. S. 72

<sup>532</sup> GBA , VdS III/IV, S. 347.

<sup>533</sup> GBA , VdS III/IV, S. 413.



und Aufschneiderei finden sich in allen Ständen. Dafür stehen Figuren wie Baron von Pehlemann, Bauer Kallies und Feldwebel Klemm. Mit Lewin ist „unser Held“ jedoch Student. Aber auch er steht in diesem Zusammenhang, denn als er gegen Romanende aus dem Krieg zurückkehrt, erweist sich an einem angeblich vorteilhaften Säbelhieb über das Gesicht, der ihm das Weiche genommen habe, dass er zum Mann gereift ist. Der Krieg wird also auch als Mittel der Reifung und 'Schule' dargestellt. Damit zeigt sich eine unheilvolle Tendenz des Textes. Als Faulstich die antifranzösische Aktion des Handschuhmachers Pfeiffer ironisiert, ist auch entsprechend Lewin dadurch peinlich berührt. Die totale Politisierung und das Kriegerideal treffen in Faulstich auf politisches Desinteresse und ästhetische Sublimierung. Das diskreditiert ihn nicht unerheblich, da Kampf in *Vor dem Sturm* mit dem Pathos des Ritterlichen und Ehrenhaften überhöht wird. Die unordentliche Behausung des Dichters ist schon recht unpreußisch und entspricht in der Dichotomie Ordnung versus Unordnung der Gegenüberstellung von Preußen und Frankreich.<sup>534</sup>

Wenn Wunsch nun festhält, der Bürgerliche „darf [...] den Heldentod sterben, aber eben nur dieses - die eigentliche Initiative bleibt beim preußischen Junkertum“<sup>535</sup>, dann scheint das doch die romaninternen Wertmaßstäbe außer Acht zu lassen. Der Heldentod ist ein, wie auch immer aus heutiger Sicht gewerteter, Ritterschlag und somit ein hoher textinterner Wertmaßstab. Den ideologischen Hintergrund des Heldentodes, der sich aus einem egalitären Aspekt der Idee der Nation speist, übersieht Wunsch dabei völlig. Über die Funktion des Heldentodes äußert Dieter Langewiesche:

„Natürlich war die Egalität des Krieges und des Kriegstodes nur ein Mythos, aber es war, darin stimmt die Forschung überein, ein demokratischer Mythos.“

---

<sup>534</sup> Vgl.: Remenkova 1987, S. 123

<sup>535</sup> Wunsch, Marianne: Realismus (1850 – 1890). Zugänge zu einer literarischen Epoche. (LIMES – Literatur und Medienwissenschaftliche Studien – Kiel 7). Kiel: Ludwig 2007, S. 176. Im Folgenden als: Wunsch. 2007

Gleichheit und Freiheit gehörten zu diesem Mythos, ebenso die Säkularisierung der christlichen Erlösungshoffnung.<sup>536</sup>

Schließlich gehört zu den Zielen der Militärreformer nach 1806 auch in dem gemeinen Mann das Bewußtsein seiner Staatsbürgerschaft und damit die rechte Vaterlandsliebe zu erwecken.<sup>537</sup> Friedrich Meinecke zitiert in diesem Sinne auch ein Gutachten Karl von Müfflings von 1821:

„Wo nicht bei gleicher Gefahr gleiche Verdienste des Vornehmen wie des Geringen, des Reichen wie des Armen stattfinden, wo es Kasten gibt, welche nichts, und Kasten, welche alles für das Allgemeine tun müssen, da kann sich kein reiner Begriff von Vaterland entwickeln, und wo der nicht ist, da bleibt alle Liebe zum König ein bloßer Glaubensartikel.“<sup>538</sup>

Für den Einsatz des Lebens hat es gegenüber den Toten das Versprechen der Erinnerung und der Unsterblichkeit für ihr Opfer auf dem 'Altar des Vaterlandes' der Nation gegeben. Für Berndt ist entsprechend mit dem Kampf ein feierlicher Ernst verbunden:

„Nein, ich hasse nichts mehr als diese Soldatenspielerei. Und warum? Weil ich Soldat war und das Ding ernsthaft ansehe. Ein Bürger, ein Bauer ist nicht gebunden, die Waffe zu nehmen, aber wenn er sie nimmt, muß er sie brauchen, sonst ist er ein Narr oder ein Prahler.“<sup>539</sup>

In Hinblick auf die Entstehungszeit des Romans in den sechziger Jahren stellte sich die Debatte um den Kampf als politisches Mittel sehr kontrovers dar. Bismarck plädierte wie erwähnt für eine durch „Blut und Eisen“ geprägte Politik, während er den bürgerlichen Vertretern vorwarf, lediglich

---

<sup>536</sup> Langewiesche, Dieter: Kulturelle Nationsbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts. S. 46 – 64. In: Manfred Hettling und Paul Nolte (Hrsg.): Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays. München: Beck 1996. S. 63

<sup>537</sup> Ritter 1981, S. 828.

<sup>538</sup> Zitiert nach: Friedrich Meinecke: General Müffling über die Landwehr. In: Historische Zeitschrift, Bd. 70 (1893), S. 284.

<sup>539</sup> GBA, VdS III/IV, S. 317.

auf „Reden und Parlamentsbeschlüsse“ zu setzen.<sup>540</sup> Die Differenz bricht auf, als die Bürgerlichen zwar zu Beginn der 1860er Jahre von der nationalen Einheit reden, aber nicht dazu bereit sind, dem Heer die Mittel ihrer Verwirklichung zur Verfügung zu stellen. Hier ließe sich eine exemplarische Funktion sehen, denn Othegraven, Hansen-Grell und Berndt ziehen an einem Strang und haben alle einen aktiven Part. Der Tod der beiden Bürgerlichen bestätigt die Werte der Treue und des Kampfes für die vaterländische Sache und somit auch die menschliche Gleichwertigkeit; Bamme stellt fest:

„Eines wenigstens glaubten wir gepachtet zu haben: den Mut, und nun kommt dieser Kakerlaken-Grell und stirbt wie ein Held mit dem Säbel in der Hand. Von dem Konrektor sprech ich gar nicht erst; ein solcher Tod kann einen alten Soldaten beschämen.“<sup>541</sup>

„Mut“ finde sich also auch im Bürgertum. In der Befreiung der Nation findet Hansen-Grell die Selbstverwirklichung und im Pathos des bürgerlichen Heldentodes für die Idee des Nationalen – „einmal/ Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht“<sup>542</sup> – zeigt sich eine sozial-integrative Kraft, die den alten Adeligen beschämt. In den Zeilen drückt sich tatsächlich, wie oben auch von Langewiesche angeführt, eine melancholische Sehnsucht nach einem sinnerfüllten Dasein, einer säkularen Heilserwartung aus: „Sterben bald, ehe das große Gefühl der Erinnerung verblaßt“<sup>543</sup>. Fast wirkt es hier schon beliebig, dass es nun gerade die Nation ist, die hier bedroht wird.

Das militärische Heldentum zeigt im Text auch noch eine andere Erscheinungsmöglichkeit, in der es eine gewisse Relativierung jener nationalen Heroik zeigt. Es wird durch ein allgemein menschliches Heldentum überhöht, das gleichwohl auch im Sterben Sinn verspricht. Die Wertung findet statt im Vergleich der beiden Denkmale Ewalds von Kleist

---

<sup>540</sup> Zitiert nach: Burkhardt, Arnim u. Pape, Kornelia (Hrsg.): Die Sprache des deutschen Parlamentarismus. Studien zu 150 Jahren parlamentarischer Kommunikation. Wiesbaden: Springer 2000. S. 24.

<sup>541</sup> GBA, VdS III/IV, S. 491.

<sup>542</sup> GBA, VdS III/IV, S. 227.

<sup>543</sup> GBA, VdS III/IV, S. 227.

und des Herzogs Leopold von Braunschweig. Hansen-Grell favorisiert das Denkmal des Herzogs: „Weil es mir noch deutlicher und entschiedener meinen Lieblingssatz predigte, daß es erst der Tod ist, der uns unser eigentliches Leben gibt. Auch hienieden schon.“<sup>544</sup>

Hansen-Grell ist auch zu Lebzeiten eine positive Bezugsfigur. Lewin

„dämmert [...] die Vorstellung, daß es gerade die Hansen-Grells sind, die wir vor den slawischen Gesellschaftsvirtuosen, vor den Männern des Salonfirlefanzes und der endlosen Liebesintrige voraushaben.“<sup>545</sup>

Denn Hansen-Grell sehnt sich nach dem 'Eigentlichen' und 'Wahren' und darin zeige sich gerade der Unterschied zur Kontrastfigur des Dr. Faulstich:

„Bei manchem Verwandten, welcher Unterschied! In der Beschäftigung mit den Künsten, auch in der Freude daran, waren sich beide gleich; aber während der eine das Schöne nur feinsinnig kostete, strebte ihm der andere mit ganzer Seele nach. Was den einen verweichlichte, stählte den andern, und so war Grell ein Vorbild, während Faulstich eine Warnung war.“<sup>546</sup>

Damit wird Hansen-Grell als Vorbild hingestellt. Auf die Fragwürdigkeit dieses Denkens ist bereits ebenso hingewiesen worden, wie auf die mögliche exemplarische Funktion für das Bürgertum. Ihr wird eine Figur präsentiert, die sich nicht ambivalent zum Vaterland verhält, sondern im Einsatz für dieses seine Sinnstiftung findet. Die sympathischen Figuren im Adelskreis sind auch jene, Bamme und Lewin, die die bürgerliche Gleichberechtigung unterstützen. Zudem handelt es sich bei den aktiven Adeligen in „*Vor dem Sturm*“ um eine Gemeinschaft älterer Herren, die alle bereits mehr oder minder auf dem Altenteil sitzen. Die Jüngeren müssen erst gewonnen werden. Lediglich der alte Ladalinski steht noch mitten im Leben und verdankt dies seinem Leistungswillen.

---

<sup>544</sup> GBA, VdS III/IV, S. 386.

<sup>545</sup> GBA, VdS I/II, S. 227.

<sup>546</sup> GBA, VdS III/IV, S. 228.

Loster-Schneider verweist darauf, dass Lorenz von Stein, den Fontane rezipierte, in der Bildung die Chance zur Freiheit und Überwindung der Standesgrenzen sah.<sup>547</sup> Und Adlige und Bürgerliche begegnen sich in der Stube Seidentopfs oder im Verein der Kastalia in denselben intellektuellen Interessen. Ebenso sind sie zum Teil miteinander im Staatsdienst verpflichtet.

Diese Tendenz der Aufwertung des Bürgertums gegenüber dem Adel findet jedoch ihre Grenzen in der Frage nach einer stabilen sozialen Ordnung. „Niemand drängte vor; jeder wußte, daß ihm das Seine werden würde“<sup>548</sup>, als Beschreibung des Weihnachtsfestes in Hohen-Vietz sagt nicht nur etwas über die Milde des Gutsherren, sondern auch über die wohlwollend durch die Beschreibung vermittelte genügsame Haltung der Hohen-Vietzer. Soziale Verwerfungen erscheinen nur randständig. Über den Forstacker, das „Armenviertel“ von Hohen-Vietz, heißt es: „Der 'Forstacker war immer so'. So ließ man es gehen und griff nur ein, wenn grober Unfug eine Bestrafung durchaus erforderte.“<sup>549</sup> Die Apostrophierung im Zitat kennzeichnet die Aussage als stehende Wendung. Wenn überhaupt, dann ließe sich dahinter eine leise Kritik vermuten, denn ansonsten wird kein Wort über ländliche Armut oder gar pauperistische Tendenzen verloren. Daher kann man dies auch schlicht als Tatsachenfeststellung lesen. Episodisch wird auf Schicksale von Nebenfiguren verwiesen. Dabei handelt es sich vor allem um Frauen, um ehrgeizige Dienstmädchen, unzufriedene Wirtsgattinnen oder anspruchsvolle Töchter aus höherem Hause. Sie träumen alle in einer ländlichen Welt den Traum der Freiheit im Sinne einer Befreiung von Diensten und Zwängen. Dieser Freiheit sehnen sie „als ob ihre Seele[n] nach etwas Fernem und Verlorenem suche[n]“.<sup>550</sup> Die Frauen suchen sich einen jungen ungebundenen Mann und wollen in die Stadt. Dabei ist das Ende einheitlich: „sie starb vor Ausgang des Winters“<sup>551</sup>, „aber es dauerte nicht lange, und es hat ein schlechtes Ende genommen“<sup>552</sup>,

---

<sup>547</sup> Vgl.: Loster-Schneider 1986, S. 106.

<sup>548</sup> GBA, VdS I/II, S. 30.

<sup>549</sup> GBA, VdS I/II, S. 72.

<sup>550</sup> GBA, VdS I/II, S. 175.

<sup>551</sup> GBA, VdS I/II, S. 175.

<sup>552</sup> GBA, VdS III/IV, S. 477.

Renate beschwört Maline: „Und was hättest du denn in der großen Stadt? [...] Ein städtisches Elend. [...] Nein, Maline, bleib in Hohen-Vietz“.<sup>553</sup> Der mit ihrem schläfrigen Mann unzufriedenen Wirtsgattin wird geraten: „Sie haben den Frieden des Gemüts, der das Beste ist: lassen Sie ihren Mann nur ruhig schlafen“.<sup>554</sup> Fontane, dem es auch um soziale Versöhnung geht, nimmt hier tatsächlich eine eher konservative Haltung ein. Wo er an anderer Stelle Leistung für etwas Ideales belohnt, sieht er hier nur persönlichen Ehrgeiz am Werk, der im Materiellen und in persönlichen Befindlichkeiten gründet. Dem liegt die Auffassung zugrunde, dass alle Menschen zwar gleich seien und ein Anrecht auf gleiche Behandlung erheben könnten, aber zudem auch demütig mit dem zufrieden sein sollten, was ihnen im Leben zugeteilt wird.

Das hier identifizierbare bürgerliche Streben nach Freiheit und Gleichheit stand allerdings seit den 1860er Jahren vor einem Problem: Nach den Siegen Preußens 1864 und 1866 gab es eine Wende in der politischen Wahrnehmung, „ja, die Tendenz geht dahin, die liberalen Oppositionellen gegen Krone und Feudalismus als Gegner der Reichseinheit mißzuverstehen.“<sup>555</sup> Das politische Spektrum der Liberalen differenzierte sich in jene, die sich mit dem Machtstaat versöhnten und jene, die entschieden kritisch blieben. Fontane, der die altpreußischen Charakteristika keineswegs nur positiv sieht und ihnen in „*Vor dem Sturm*“ eine bemüht funktionale Berechtigung verleiht, hat vor allem für die zweite, kritische Gruppe Verständnis.<sup>556</sup>

Wie gezeigt, ist die gelegentlich geäußerte Kritik, dass der Anteil der bürgerlichen Intelligenz an der Sammlungsbewegung gegen Napoleon unterbewertet werde,<sup>557</sup> sowohl was die Figuren, als auch was die 'Idee' anbelangt, zu relativieren. Zum ideellen Gehalt der Nation gehört nun neben der Volkssouveränität auch der bereits diskutierte Aspekt der

---

<sup>553</sup> GBA, VdS I/II, S. 298.

<sup>554</sup> GBA, VdS III/IV, S. 257.

<sup>555</sup> Kohn/Peschken 1976, S. 9

<sup>556</sup> Vgl. zu Fontanes Einschätzung einer negativen Entwicklung Deutschlands durch dessen Verpreußung: Loster-Schneider 1986, S. 191 – 214.

<sup>557</sup> Vgl.: Sprengel 1998, S. 183

Gleichheit. Das zentrale Zitat, das beide Themen inhaltlich zueinander führt, stammt von Bamme:

„Und woher das alles? Sie wissen es. Von drüben; Westwind. Ich mache mir nichts aus diesen Windbeuteln von Franzosen, aber in all ihrem dummen Zeug steckt immer eine Prise Wahrheit. Mit ihrer Brüderlichkeit wird es nicht viel werden, und mit der Freiheit auch nicht; aber mit dem, was sie dazwischen gestellt haben, hat es was auf sich. Denn was heißt es am Ende anders als: Mensch ist Mensch.“<sup>558</sup>

Dabei liegt die Betonung der Gleichheit gerade in der Vermeidung des Begriffs selbst, die den Leser freilich zum Nachdenken und zur Ergänzung anregen soll. In der Heirat Maries und Lewins soll sich diese Gleichheit nun vollziehen. In der Forschung ist jedoch unstrittig, wie diese Heirat zu werten ist. Das Problem liegt im Vorgang der Heirat selbst sowie in deren Motivation. Denn sowohl die Herstellung des Zusammenhangs zwischen Marie und dem Vers „kann auf Sternen gehen“<sup>559</sup>, wie auch, dass sie sich als die Prinzessin aus der Weissagung der Vitzewitze entpuppt, verweist auf die Welt des Märchens. Die Identifikation Maries mit diesem Motivkomplex wird auch von den Figuren des Romans vollzogen, wenn sie Marie als das „Feenkind“<sup>560</sup> benennen, bei dem es nicht verwundere, würde es plötzlich von einer Kutsche abgeholt.

Hinzu tritt das Phänomen, dass Marie somit sozial nicht klar zu verorten ist. Gleichwohl lebt sie in der Vorstellung von der letzten Gleichheit aller irdischen Dinge und so „[...] stellten sich ihr die hohen und niederen Gesellschaftsgrade als bloße Rollen dar [...]“<sup>561</sup>. Der Leser erfährt zwar, dass sie bürgerlich ist, jedoch war die Mutter aus 'gutem Hause'. So kann Sprengel feststellen:

---

<sup>558</sup> GBA, VdS III/IV, S. 491.

<sup>559</sup> GBA, VdS I/II, S. 13.

<sup>560</sup> GBA, VdS I/II, S. 90.

<sup>561</sup> GBA, VdS I/II, S. 96.

„In der Mesalliance [Maries und Lewins] [...] deutet sich so etwas wie eine antibürgerliche Utopie, ein Zusammengehen des sich erneuernden Adels mit dem einfachen Volk bzw. eine Erneuerung des Adels aus dem Volk an.“<sup>562</sup>

Bernd Peschken interpretiert die Verbindung unter umgekehrtem Vorzeichen, wenn er betont, dass der Familie eine Schlüsselrolle in der bürgerlichen Vorstellungswelt zukomme und romanintern einen hohen Wert darstelle. Er sieht die Verbindung also als Aufwertung des Bürgertums.<sup>563</sup> Nach Aust deute die unklare soziale Zeichnung Maries darauf hin, dass Fontane der Figur eine zukunftsweisende Funktion geben möchte.<sup>564</sup> Und so lässt sich hier in seiner Sichtweise wohl auch am ehesten die Utopie einer Verbürgerlichung des Adels sehen. Sprengel scheint sein gegenteiliges Urteil aus der rückblickenden Perspektive vom Ende des Wilhelminismus her zu fällen. Das Bürgertum hatte sich im Kaiserreich tatsächlich zunehmend am Adel orientiert und Teile seiner Lebensweise übernommen. Marie löst den Fluch des Hauses Vitzewitz, der seit dem Dreißigjährigen Krieg auf ihm lastet. Sie wird dem altmärkischen Adelshause tatsächlich eine neue Zukunft geben. In ihrer Verklärung und symbolischen Überfrachtung wirkt Marie jedoch alles andere als bürgerlich. Vor dem ideengeschichtlichen Hintergrund wäre ohne die Akzeptanz des Gleichheitsbegriffs eine Mesalliance zwischen Marie und Lewin überhaupt nicht möglich. Entscheidend für Berndt ist letztlich, dass Marie die richtige „Gesinnung“ hat, jenen Garanten der Gleichheit, der Faulstich fehlt und der Othegraven und Hansen-Grell schließlich zu Helden macht. Der Weg zum Eheglück Lewins und Maries erfüllt sich parallel zur politischen Aktion. Die Figuren sind ganz nach Kant gleich durch ihr Streben im gemeinsamen sittlichen Zweck. Und doch wird der Anerkennung Maries gewissermaßen die politische Spitze genommen, indem sie derart konturlos bleibt.

Loster-Schneider, die zwar auf Fontanes Rezeption Lorenz' von Stein verweist, lässt dabei jedoch eine ideengeschichtliche Entwicklungslinie außer Acht, die für den Roman durchaus ergiebig ist. Lorenz von Stein sieht

---

<sup>562</sup> Sprengel 1998, S. 183.

<sup>563</sup> Kohn/Peschken 1976, S. 35

<sup>564</sup> Aust 1974, S. 42.



Freiheit und Gleichheit weniger als politische Triebkräfte, denn als „gesellschaftliche Grundsätze“ der „sozialen Umgestaltung des ganzen Volkes“.<sup>565</sup> Er argumentiert über die Fundierung von Freiheit im Eigentum und fragt, ob sie letztlich nicht gar im Widerspruch zu Staat und Gesellschaft stehe. In dieser Argumentation zeigt sich eine frappierende Ähnlichkeit mit den oben zitierten Ausführungen des Prinzen Ferdinand und der Abgrenzung der Freiheit von der Gleichheit durch General von Bamme in „*Vor dem Sturm*“.

In den Ideen Kants, dessen Schüler Fichte und Lorenz von Stein waren, bietet sich dem Bürgertum also ein Denkmodell, das moderat bürgerliche Emanzipation über den vor allem auf Gleichberechtigung fußenden Gleichheitsbegriff verspricht, ohne die Gefährdungen des 'schillernden' Freiheitsbegriffs in Kauf zu nehmen. Und eben darin sehe ich ein Integrationsangebot für die Verbindung der bürgerlich-liberalen Nationalbewegung mit den konservativ-adeligen Kräften nach dem Krieg um Schleswig und Holstein und bis ins Kaiserreich hinein. So könnte eine 'innere Einheit' erreicht werden, die das Bürgertum über seine 'Gesinnung' jenseits des Machtstaatsgedankens mit sich selbst versöhnt. In diesem Sinne findet in der Heirat Maries und Lewins nicht nur eine Überwindung der Standesschranken statt, sondern es wird die Gründung der Nation vorweggenommen. Ein solcher Gedankengang kann aber nur funktionieren, wenn tatsächlich die historische Realität des Machtstastes ausgeblendet wird. Zweifellos lässt sich diese verklärt-märchenhafte Lösung als Ausdruck einer großen Skepsis interpretieren, die bekanntlich später im Werk Fontanes überhand gewinnt. Damit die Ehe zwischen Lewin und Marie zustande kommt, muss schließlich Sternen-, Märchen- und Mythenwelt bewegt werden. So erscheint das Hohen Vietzer Paar, das nicht repräsentativ für die anderen Figuren stehen kann, als regelrecht begnadet, umso mehr vor dem Hintergrund Kathinkas und Bninskis, die ins Exil gehen.

Es gibt also eine Reihe von Modellfiguren, die als Identifikationsangebot für den Leser fungieren und eine Zukunftsperspektive repräsentieren:

---

<sup>565</sup> Zitiert nach: GG, Bd. 2, S. 517.

„Frisches Blut [...] frisches Blut, Vitzewitz, das ist die Hauptsache. Meine Ansichten sind nicht von heute und gestern, und Sie kennen sie. Ich perhorresziere dies ganze Vettern- und Muhmenprinzip, und am meisten, wenn es ans Heiraten und Fortpflanzen geht. [...] Ja, Vitzewitz, wir müssen mit dem alten Schlendrian aufräumen. Weg damit. Wie ging es bisher? Ein Zieten eine Bamme, ein Bamme eine Zieten. Und was kam schließlich dabei heraus?“<sup>566</sup>

Womöglich geht Sprengel von der Formulierung des 'frischen Blutes' aus, wenn er von einer antibürgerlichen Utopie spricht. Bamme plädiert hier für eine Heirat Maries und Lewins. Eine Textstellenanalyse zeigt aber, dass die Formulierung ansonsten tatsächlich für Ideen und 'frischen Geist' verwendet wird.<sup>567</sup> Interessant in diesem Zusammenhang ist aber, dass konservative Denker wie Karl Ludwig von Haller oder Friedrich Julius Stahl zwar die Möglichkeit und Fähigkeit des einzelnen Menschen anerkennen, die gesellschaftliche Leiter hochzuklettern<sup>568</sup> und somit auch ein gewisses liberales Moment ihrem Denken inhärent ist.<sup>569</sup> Aber den Kern ihres Denkens sieht Avraham doch in der Ungleichheit als konservierendes und gesellschaftsbildendes Prinzips: „Ungleichheit war ihrer Weltanschauung nach eine Garantie für den Erhalt des organischen Aufbaus der Gesellschaft.“<sup>570</sup>

Marie und Lewin beziehungsweise die Erfüllung ihres gemeinsamen Glücks wirken gegen Ende des Romans entrückt, von einer Verwurzelung im Real-Politischen der Folgezeit ist nichts zu entdecken. Limlei meint daher, dass Fontane seinen Figuren empfehle „daheimzubleiben“.<sup>571</sup> Der Aspekt des politischen Aktionismus steht im Kontext der Volkssouveränität nicht im

---

<sup>566</sup> GBA , VdS III/IV, S. 490f.

<sup>567</sup> Vgl. die Textstellen: GBA , VdS I/II, S.149 und GBA , VdS III/IV, S. 314;

<sup>568</sup> Zum Aspekt des gemeinsamen wirtschaftlichen Interesses von Bürgertum und Aristokratie, das in der Forschung von einigen Historikern als „Klassensymbiose“ beschrieben wird, vgl. bspw.: Machatan, Lothar / Milles, Dietrich: Die Klassensymbiose von Junkertum und Bourgeoisie. Zum Verhältnis gesellschaftlicher und politischer Herrschaft in Preußne-Deutschland 1850-1878/79. Frankfurt/M.: Ullstein 1980. S. 31 ff.

<sup>569</sup> Vgl. hierzu: Avraham 2008, S. 87.

<sup>570</sup> Avraham 2008, S. 87.

<sup>571</sup> Limlei, Michael: Geschichte als Ort der Bewährung. Menschenbild und Gesellschaftsverständnis in den deutschen historischen Romanen (1820 - 1890). (Studien zur Deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Dieter Kafitz, Bd. 5). Frankfurt/M.: Peter Lang 1988, S. 274.

Vordergrund und so weisen obige Aspekte als Aktualisierungspotenzial des Roman auch eher 'das Versprechen der Zeit von 1812/13' aus. Dass Adel und Bürgertum eine gemeinsame Perspektive am Ende des Roman eröffnet wird, lässt sich wie schon dargelegt durchaus unter dem Aspekt eines Integrationsangebotes an das Bürgertum lesen. Es lässt sich aber auch vor dem Hintergrund der Entwicklung des Militär- und Machtstaats als fataler Ausdruck konservativer Romantik deuten. Schließlich ist es zu dieser Versöhnung historisch bis zur Publikationsgegenwart des Textes 1878 nicht gekommen. Das erste und allgemein angeführte Kennzeichen der konstitutionellen Monarchie bleibt das monarchische Prinzip bis zu deren Ende 1918.<sup>572</sup> Gerade was den Aktualisierungsgehalt von *Vor dem Sturm* angeht, muss sich aus der Sicht eines Vertreters des Prinzips der Volkssouveränität auf das monarchische Prinzip eine eigentümliche Schiefstellung zeigen:

„Verfassungsrechtlich besagt es, daß Träger der Staatsgewalt nicht die souveräne Nation, auch nicht König und Volk gemeinschaftlich seien, sondern der König allein. Die Verfassung stellt sich dar als eine – allerdings verbindliche – Selbstbeschränkung der monarchischen Gewalt, sie ist Begrenzung, nicht Grundlage der monarchischen Herrschaft.“<sup>573</sup>

Durch äußere Anstöße wie die Französische Revolution oder die Herrschaft Napoleons stellte sich die Monarchie in eine sich selbst bindende Ordnung hinein. Beispiele hierfür sind das preußische Allgemeine Landrecht oder die nach 1806 folgende Reformperiode. Und schließlich legt in seinem Aufruf „An mein Volk“ „zum erstenmal in der preußischen Geschichte ein Monarch seinem Volk die zwingenden Gründe für die jetzt von ihm geforderten Opfer dar“.<sup>574</sup> Der König fordert darin indirekt zu Opfern auf und beschwört die Einheit des Volks mit der Krone, dem Staat und dem Vaterland.<sup>575</sup>

---

<sup>572</sup> Böckenförde: Verfassungstyp, S. 148.

<sup>573</sup> Böckenförde: Verfassungstyp, S. 148.

<sup>574</sup> Craig 1960, S. 80.

<sup>575</sup> Das zeitgleich veröffentlichte Gegenstück des Aufrufs, der Aufruf der Prinzessin Marianne von Preußen an die Frauen im preußischen Staat, findet in *Vor dem Sturm* keine Erwähnung.

Trotz dieser Aspekte und der von Böckenförde benannten Beschränkung des Prinzips der Volkssouveränität verweist aber Huber darauf, dass es immer noch starke konservative Vorbehalte gab:

„Den Verteidigern der monarchischen Legitimität, den Anhängern des überlieferten Föderativsystems, den Befürwortern staatlicher Souveränität, gouvernementaler Autorität, militärisch-bürokratischer Disziplin und administrativer Ordnung galt die republikanische Verfassung als eine Verletzung oberster Werte.“<sup>576</sup>

Es sei aber mit Reinhard auch darauf hingewiesen, dass das Prinzip der Volkssouveränität gleichzeitig als Möglichkeit einer enormen Potenzierung des Machtstaats gesehen werden kann:

„Die Beschränkung der Monarchie durch parlamentarischen Konstitutionalismus oder ihre Verdrängung durch eine demokratische Republik nehmen sich nur auf den ersten Blick als Begrenzung der Staatsmacht zugunsten der Bürger aus. Dass es sich in Wirklichkeit um die Einleitung ihrer letztmöglichen Steigerung handelte, ergibt sich aus der Argumentation des Jean-Jacques Rousseau, nach der ein politischer Mensch dann frei ist, wenn er als Untertan nur Gesetzen gehorchen muss, die er sich als Bürger selbst gegeben hat. Diese Volkssouveränität ist ebenso fiktiv [...]. Der Staat ist Selbstzweck geworden.“<sup>577</sup>

Im Roman erweist es sich letztlich, dass man auf den König hören beziehungsweise warten sollte. Dadurch, dass Fontane über die Romanhandlung die Richtigkeit der zögerlichen monarchischen Haltung herausstellt, setzt er das Prinzip der Volkssouveränität hinter das monarchische Prinzip zurück. In der politischen Realität des Kaiserreichs zeigte sich dies dadurch, dass Handlungsmöglichkeiten des Parlaments letztlich sehr beschränkt waren. Otto Hintze formuliert dazu, dass die Volksvertretung auf den Bereich der persönlichen und gesellschaftlichen Interessen der Bürger beschränkt, die staatlichen und politischen Fragen indessen, etwa die Verwaltungsorganisation und Heeresverfassung, dem

---

<sup>576</sup> Huber 1981, S. 173.

<sup>577</sup> Reinhard 2007, S. 88.

monarchischen Verordnungsrecht vorbehalten blieben. Die konstitutionelle Verfassung bezog sich, nach Otto Hintze so gesehen, nur auf das Volk in seiner Eigenschaft als bürgerliche Gesellschaft.<sup>578</sup> Dies ist umso interessanter, als ein neues Licht auf das Argument Peschkens wirft, der die Familie als hohen Wertmaßstab sieht und daher meint, eine liberale Lesart ansetzen zu können. Anders ließe sich auch formulieren, dass bürgerliche Gleichheit in den Bereich des Privaten abgedrängt werde. Und ideengeschichtlich ergibt sich eine zweite Relativierung dieser Lesart. Avraham stellt am Beispiel Adam Müllers heraus, dass ungeachtet des Stellenwerts, den die Romantiker dem Prinzip des Individualismus beimaßen, sie den einzelnen als Teil einer großen Gemeinschaft betrachtet hätten. Dahinter stehe die Vorstellung, dass sich der Staat organisch von unten nach oben bilde.<sup>579</sup> Aus diesem Denkmuster erklärt sich Antiabsolutismus der Romantik:

„Das Organische bezeichnete mithin eine Entwicklung aufgrund immanenter Gesetzmäßigkeiten und Harmonie, womit es einen Gegenpol darstellte zur Willkür des Mechanischen.“<sup>580</sup>

Die progressive Stoßrichtung der romantisch-organischen Gesellschaftsauffassung der Romantik sei ja anfänglich gewesen „ein Alternativmodell zu dem paternalistischen Staats- und Gesellschaftsgefüge der alten Herrschaftsordnung zu liefern.“<sup>581</sup> Allerdings hebt Avraham auch den Unterschied zwischen den liberalen<sup>582</sup> und konservativen Romantikern um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hervor:

---

<sup>578</sup> Hintze, Otto. Das monarchische Prinzip und die konstitutionelle Verfassung. In: Hintze, Otto: Staat und Verfassung (hrsg. von Gerhard Oestreich). Göttingen 1970, S. 242-274. Hier: S. 377.

<sup>579</sup> Avraham 2008, S. 33.

<sup>580</sup> Avraham 2008, S. 34.

<sup>581</sup> Avraham 2008, S. 34.

<sup>582</sup> Zu frühromantischen Elementen im liberalen Denken des ausgehenden 18. Jahrhunderts vgl.: Avraham 2008, S. 32.

„An diesem Punkt indes besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den organischen Gesellschaftsauffassungen der liberalen Romantiker und der Konservativen jener Zeit. Während die frühen Romantiker dem organischen Wesen der Gesellschaft emanzipatorische – wenn auch nicht explizit individualistische und revolutionäre – Bedeutung als Gegenentwurf zu den autoritären und mechanischen Wesensmerkmalen des paternalistischen Staates verliehen, womit sie eine Unterscheidung zwischen Staat und Gesellschaft vornahmen, sahen die Konservativen zu Beginn des 19. Jahrhunderts im paternalistischen Modell sowohl der Gesellschaft wie auch des Staates die Umsetzung des organischen Ideals schlechthin.“<sup>583</sup>

Sowohl Berndt in *Vor dem Sturm* als auch Schach hängen einer paternalistischen Auffassung des Staates an. Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dem Berndt nachgebildet wurde, schreibt in seinen Erinnerungen:

„Vom Staat wurde gelehrt, er sei aus dem Bedürfnis gegenseitiger Hilfeleistung entstanden. Die Menschen seien zu diesem Zweck zusammengelaufen und hätten sich Oberhäupter gewählt [...]: um das Volk glücklich zu machen. – Wird diese grundfalsche Prämisse zugegeben, so folgt auch die ganze Teufelei, die seitdem Europa auf den Kopf gestellt hat, ganz logisch aus derselben. So ist es aber nicht gewesen. Gott schuf den Adam, Adam zeugte Kinder und hatte daher, also von Gott, eine natürliche Macht und Oberherrschaft über seine Familie.“<sup>584</sup>

Es liegt im Wesen des entstehenden Konservatismus, dass er für die Autorität des Staates auf andere Merkmale zurückgreift, als allein auf die monarchische Gottesgnadenschaft. 1809 definiert Adam Müller in *Elemente der Staatskunst* den Staat als „Totalität der menschlichen Angelegenheiten und ihrer Verbindung zu einem lebendigen Ganzen“.<sup>585</sup> Für Müller ist die Familie die Urform der menschlichen Gesellschaft, da diese der erste Rahmen gewesen sei, in dem Gesetze ihren Ausdruck erhalten hätten. Die Verbindung von Mann und Frau diene daher als Symbol für alles Recht, da in ihr das Recht nicht als „kalte, verstandesmäßig bindende Vorschrift“ verkörpert werde, sondern sich als „das innere Leben der Gesellschaft

---

<sup>583</sup> Avraham 2008, S. 34 f.

<sup>584</sup> Marwitz, Friedrich August Ludwig von der: Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Hrsg. v. F. Meusel. Berlin.- Mittler. 1908. S. 36 f.

<sup>585</sup> Müller, Adam: Vom Geiste der Gemeinschaft: Elemente der Staatskunst und Theorie des Geldes. Leipzig, 1931 [1809], S.36. Im Folgenden als: Müller 1809.

selbst bemerkbar mache.“<sup>586</sup> Avraham kann daher in Hinblick auf Müller resümieren:

„Staat“ und „Nation“ haben als Begriffe in Müllers Argumentationsgang ein und dieselbe Wertigkeit und beinhalten ähnliche Bedeutung. Aus diesem gedanklichen Konstrukt [...] geht hervor, dass die Deckungsgleichheit zwischen Gesellschaft und Staat ihren Ausdruck auch in Müllers Beschreibung der Nation findet, nämlich als, ihrem Aufbau und ihrer Beschaffenheit nach, Pendant zum familiären Organisationsmuster.“<sup>587</sup>

In *Vor dem Sturm* auf die Spitze getrieben, ließe sich dann sagen, dass das Bürgertum bitte das häusliche Leben und Wirtschaften bestellen möge, der Adel beziehungsweise die Monarchie jedoch die Rolle des Familienoberhaupts und die Verteidigung der Familie zufalle. Eine Vermischung diese Sphären erweist sich in *Vor dem Sturm* ja schließlich nicht als erfolgversprechend.

Böckenförde stellt in seiner Untersuchung der deutschen konstitutionellen Monarchie heraus, dass das monarchische Prinzip im 19. Jahrhundert gegenüber dem Prinzip der Volkssouveränität immer mehr an Boden verlor und schließt daran eine für *Vor dem Sturm* fruchtbare Überlegung an:

„Gegenüber dieser Feststellung mag sich die Frage erheben, ob die konstitutionelle Monarchie aber nicht unabhängig von der Frage „Monarchie“ oder „Volkssouveränität“ aus sich eine eigenen *geschichtliche* Legitimität gehabt hat, die ihr eine eigene politische Formkraft verlieh – ähnlich der englischen Verfassung? [Hervorhebung im Original, T. L.]“<sup>588</sup>

Insbesondere in der starken Verwurzelung der Vorstellung vom „historischen Recht der deutschen Freiheit“ im deutschen Staats- und Freiheitsdenken sieht Böckenförde dafür einen Ansatz. Vor allem die deutsche Bildungsöffentlichkeit des 18. und im Frühliberalismus des

---

<sup>586</sup> Müller 1809, S. 38.

<sup>587</sup> Avraham 2008, S. 39 f.

<sup>588</sup> Böckenförde: Verfassungstyp, S. 160.

beginnenden 19. Jahrhunderts sei hier der wesentlich Träger gewesen.<sup>589</sup>  
Vor diesem Hintergrund kommen die Relativierung des Prinzips der Volkssouveränität und der verklärende Schluss des Romans wieder zusammen:

„Hier ergab sich eine national-konstitutionelle Kontinuität der Verfassungsentwicklung und ein geschichtlicher Glaube an die rechtsbildende und legitimierende Kraft der eigenen geschichtlichen Tradition, in der die eigene „deutsche“ Form der Monarchie als Verbindung von Königtum und Volksfreiheit beschlossen lag.“<sup>590</sup>

Aber jene historische Legitimitätsvorstellung sei doch zu abstrakt gewesen, als dass sie weite Kreise über die Historische Schule hinaus gezogen hätte.

Wie über das Volk gedacht wurde, zeige sich nach Huber in den Präambeln der Verfassungen von 1867 und 1871. Huber sieht hier das Volk und das nationalstaatliche Prinzip marginalisiert:

„So ist in den Präambeln von 1867 und 1871 das Volk denn auch nicht als handelndes Subjekt der Reichsgründung und Verfassungsgebung, sondern nur als ein Destinär staatlicher Wohltaten eingeführt. Die Verfassungsvorsprüche von 1867 und 1871 verleugnen in einer fast herausfordernden Weise das nationalstaatliche Prinzip, zu dem, wie immer man es im übrigen begrifflich bestimmen mag, zumindest ein Doppeltes gehört: einmal daß der Nationalstaat kein bloßer Verein von Einzelstaaten, sondern unmittelbar *der Staat einer Nation* ist; zum anderen daß die im Staat geeinte Nation als ein eigenständiges willens- und handlungsfähiges Subjekt an der Ausübung der nationalen Staatsgewalt aktiv teilnimmt und nicht nur als Adressat der von der Staatsgewalt getroffenen Entscheidungen und als Destinär der von ihr ausgehenden Leistungen passiv in die Staatsordnung eingefügt ist.“<sup>591</sup>

Franz-Willing verweist für den Zeitpunkt der Reichsgründung und in Hinblick auf den Kulturkampf auf das revolutionäre Potenzial, das das Prinzip der

---

<sup>589</sup> Vgl. hierzu: Böckenförde: Verfassungstyp, S. 160.  
Und: Hölzle, Erwin: Bruch und Kontinuität im Werden der modernen deutschen Freiheit.  
In: Das Problem der Freiheit in der deutschen und schweizerischen Geschichte  
(Vorträge und Forschungen, Bd. 2), 1955, S. 159 f.

<sup>590</sup> Böckenförde: Verfassungstyp, S. 160.

<sup>591</sup> Huber 1981, S. 176.



Volkssouveränität für den autoritären Staat auch zu diesem historischen Zeitpunkt bereithält:

„Die Staatskrise, die durch den Grundsatz der Volkssouveränität seit der französischen Revolution eingetreten war, trat nun bei der Gründung des Deutschen Reiches in aller Schärfe zutage: die Zentrumpartei war eine neue Macht, die Macht einer weltanschaulichen, parlamentarischen Massenpartei, die in das „doppelte Vakuum“ der Staatskrise eintrat. Diese Krise war dadurch gekennzeichnet, daß der Staat seiner selbständigen Autorität durch die Volkssouveränität beraubt wurde, besonders auch deshalb, weil er der festen geistigen Bindung, wie der Konfessionalitätsstaat der Neuzeit sie gehabt hatte, entbehrte.“<sup>592</sup>

Es offenbart sich also zur Zeit der Reichsgründung die auch von Fontane gesehene massive Problematik, dass die deutsche Nation über den monarchischen Machtstaat und nicht aus sich selbst heraus verwirklicht wurde. Der die Nation verwirklichende Staat ist also nicht nach dem zentralen ideellen Prinzip der Nation aufgebaut: der Volkssouveränität. Die gesamte Reichsgründungsperiode sowie die ersten Jahrzehnte des Kaiserreichs sind von politischen Fragen gekennzeichnet, die in diesem Spannungsfeld stehen. Für *Vor dem Sturm* ist wie bereits ausgeführt der Bereich Heeresverfassung besonders relevant. Als Beispiel aus diesem Kontext Parlament/Volkssouveränität versus monarchisches Prinzip/ Reservatrechte mag die Annahme des Antrags Ujest-Bennigsen 1871 dienen. Durch ihn wurde die Notwendigkeit parlamentarischer Zustimmung zum Heeresetat aufrechterhalten und der Versuch der Regierung, sich für die Heeresfinanzierung ein Äternat zu sichern, war gescheitert.<sup>593</sup>

Gemäß der konservativen Vorstellungen ist Gleichheit keineswegs ein Wert an sich. Die Menschen seien nun einmal verschieden und müssten auch verschieden und eben nicht gleich behandelt werden. Die kommunistische oder sozialistische Auffassung von Gleichheit musste nach Überzeugung der Konservativen „zwangsläufig zur Zerstörung des hierarchisch-ständischen Aufbaus der Gesellschaft führen und würde allen Schichten der

---

<sup>592</sup> Franz-Willing 1981, S. 1412 f.

<sup>593</sup> Vgl hierzu: Huber 1981, S. 179.

Gesellschaft Schaden zufügen.“<sup>594</sup> Die *Kreuzzeitung* trat 1856 sogar für eine Abschaffung des Paragraphen 4 der preußischen Verfassung ein, der die Gleichheit zwischen allen Bürgern des Staates festschrieb. Die Begründung des Blattes liest sich in etwa so, dass man unter der Prämisse der Gleichheit ebenso gut das allgemeine und gleiche Wahlrecht einführen könne:

„[...] vielmehr können die Radicalen aus jenen Sätzen von ihrem Standpunkt aus mit Fug und Recht deduzieren, daß alle Preußen in jeder Beziehung gleich sind. Danach giebt es dann weder Fürsten noch Adel, weder Bürger noch Bauern, weder Geistliche noch Kaufmanns- oder Handwerkerstand, sondern nur eine große Masse gleich zugeschnittener Urwähler“.<sup>595</sup>

Zu Beginn des Jahres 1856 brachte Hermann Wagener, der Fontane aus seinen Kreuzzeitungstagen in den fünfziger und sechziger Jahren gut bekannt war, ein Gesetzesvorhaben zur Änderung der preußischen Verfassung ein. Wagener zählte zu den Mitbegründern der Kreuzzeitung und damit des wichtigsten Presseorgans der Konservativen, dessen Chefredakteursposten er auch von 1848 bis 1853 inne hatte. In seiner Eigenschaft als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses brachte er eine Vorlage ein, die auf eine Abschaffung des Artikels 4 der preußischen Verfassung aus dem Jahre 1850 abzielte. In Artikel 4 hieß es:

„Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standes Vorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Ämter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich.“<sup>596</sup>

Zum Zeitpunkt der Eingabe regierte Manteuffel als preußischer Ministerpräsident. Diese Jahre stehen also im Zeichen konservativer Herrschaft. Die Regierung unter Manteuffel arbeitete energisch unter

---

<sup>594</sup> Avraham 2008, S. 98.

<sup>595</sup> Zitiert nach: Avraham 2008, S. 98.

<sup>596</sup> Zitiert aus: Huber, Ernst Rudolf; Huber, Wolfgang: Staat und Kirche im 19. Und 20. Jahrhundert. Dokumente zur Geschichte des deutschen Staatskirchenrechts. Bd. 2: Staat und Kirche im Zeitalter des Hochkonstitutionalismus und des Kulturkampfes 1848-1890. Berlin: Duncker & Humblot 1976, S. 402.

Einbindung des ihr unterstehenden bürokratischen Staatsapparats daran, die Macht des preußischen Abgeordnetenhauses einzudämmen. Die Commission für Verfassungs-Angelegenheiten schlug nun schlichtweg eine Streichung vor, um den Artikel anzupassen und nur den letzten Satz zu belassen. Die Rechtsgleichheit der Bürger sowie der Ausschluss ständischer Vorrechte wären mit entfallen. Und weist der letzte Satz im Sinne der Zugangsgleichheit zu Ämtern auch doch einige Ähnlichkeit mit dem liberalen Gleichheitsverständnis auf, wäre dem reaktionären Missbrauch durch die fatale Einschränkung „unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen“ Tür und Tor geöffnet worden. Denn dieser Abschnitt des Verfassungsartikels enthielt gewiss nichts, was notwendigerweise die Stellung oder die Privilegien des Adels gefährdet hätte.<sup>597</sup> Ganz im Gegenteil wurde in den 50er Jahren eine Reform des Herrenhauses beschlossen, die den Mitgliedern ein Vetorecht bei allen Entscheidungen der Zweiten Kammer sicherte. Und im gleichen Jahr 1856 gab eine Gesetzesnovelle dem Adel das Recht gutsherrlicher Polizeigewalt auf ihrem Grundbesitz zurück.<sup>598</sup>

Karl Mannheim identifiziert einen analogen Prozess in den Bemühungen der Konservativen sich gegen den liberalen Freiheitsbegriff zur Wehr zu setzen:

„Ideengeschichtlich steht der konservative und auf Individualität angelegte Freiheitsbegriff typisch romantisch in „gefährlicher Nähe eines anarchischen Subjektivismus“ – dass es gerade das Kaiserreich war, gegen das die Konservativen meinten, ihren Freiheitsbegriff in Stellung bringen zu müssen, wirft ein bezeichnendes Licht darauf, wie sehr Staatlichkeit und der durch sie zu garantierende Freiheitsbegriff letztlich doch liberal durchdrungen waren.“<sup>599</sup>

In *Vor dem Sturm* erweist sich die Akzeptanz der Gleichheit als Garant für ein Fortbestehen der Gesellschaft. Dabei handelt es sich allerdings gewissermaßen um eine Gleichheit mit konservativem Vorzeichen. Die Bürger sollen zwar gleichwertig behandelt werden, schließlich wissen auch

---

<sup>597</sup> Anders pointiert dies bspw. Anschütz: Verfassungsurkunde, S. 130 (Anm 75).

<sup>598</sup> Avraham 2008, S. 232.

<sup>599</sup> Mannheim 2003, S. 115 f.

sie mit der Waffe in der Hand zu sterben, so die Logik des Romans, doch von Einschränkungen adeliger Vorrechte ist nichts zu erkennen. Höchstens eine leise Mahnung zur Selbstkritik an die Adresse des Adels selbst lässt sich aus der Selbstbefragung Berndts am Ende des Romans herauslesen. Mit Blick auf die Hohen-Vietzer Bauern heißt im Roman:

„Ihre Hörigkeit, wenn sie je vorhanden gewesen war, hatte in diesen Gegenden, wo dem herrenlosen Bruch- und Sumpflande immer neue Strecken fruchtbaren Ackers abgewonnen wurden, seit lange glücklicheren Verhältnissen Platz gemacht“.<sup>600</sup>

In Preußen wurde die Leibeigenschaft mit Erlass von 1807 und Wirkung zum Martinitag 1810 abgeschafft, so dass sich für den Leser die Aussage ergibt, es seien alle ständische Probleme gelöst.

Die Debatte um die Gleichheit bleibt auch nach der Reichsgründung weiter aktuell. Immer wieder sehen sich Abgeordnete und Blätter jeglicher Couleur veranlasst, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. So stellt die *Kreuzzeitung* 1874 nochmals heraus, dass in der Gleichheit politischer Rechte das Fundament für den Erfolg und die Prosperität des Staates zu sehen sei.<sup>601</sup>

Parallel zur Debatte um die politische Gleichheit läuft die Debatte um die Ungleichheit der Geschlechter. Im Konservatismus sind diese beiden Debatten unmittelbar miteinander verknüpft. In den Jahren nach 1815 vertiefte sich die Kluft zwischen den Geschlechtern, auch in bürgerlichen Familien, sogar weiter.

Avraham formuliert zum Thema geschlechtliche Ungleichheit:

„Sein [sc. des Hausvaters, T.L.] Macht und Legitimation waren unerschütterlich und wurden ausgiebig von Seiten der Konservativen thematisiert. Ihm zur Seite stand seine Gattin, die „Hausfrau“, die ihre Autorität allein aus ihrer Stellung als Frau des Hausvaters bezog.“<sup>602</sup>

---

<sup>600</sup> GBA, VdS I/II, S. 63.

<sup>601</sup> Vgl. Avraham 2008, S. 105.

<sup>602</sup> Avraham 2008, S. 107.

1851 erscheint Wilhelm Heinrich Riehls *Die Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*. Fontane war mit Riehl bekannt und las auch seine Bücher.<sup>603</sup> Riehl setzt sich darin ausführlich mit der Stellung der Frau auseinander, und dies aus einer grundsätzlich kritischen Haltung gegenüber der modernen Auffassung von Gleichheit heraus. Die geschlechtliche Ungleichheit erzeugt in dieser konservativen Perspektive erst eine höhere Einheit.

„In einem System der „bürgerlichen Gesellschaft“ wird man bei Aufstellung der einzelnen Gruppen nicht etwa wieder gesondert behandeln müssen den Bauer und Bäuerin, den Bürger und die Bürgerfrau. Im Gegenteil ist gerade die höhere Einheit dieses Unterschiedes, das „Bauernthum“, das „Bürgerthum“, der eigenste Gegenstand der Gesellschaftskunde. Der Staat ist männlichen Geschlechts und die Gesellschaftsgruppen sind generis neutrius: wo bleiben da die Frauen? Sie sollen bleiben in der „Familie“, die ja die vorwiegende Signatur der Weiblichkeit schon in ihrem Geschlechtsartikel aufzeigt.“<sup>604</sup>

In *Schach von Wuthenow* fehlt die klassische Familie, der gänzlich familienlose Schach erweist sich bis zu seinem sexuellen Erlebnis mit Victoire fast als asexuell, eine Art Charmeur, der den Damen lediglich ritterlich den Hof macht. Ein ernsthaftes Interesse überhaupt zu heiraten oder eine Familie zu gründen, wird bei ihm nicht deutlich. Dabei weist Schönborn darauf hin, dass im Fall Schachs sogar noch Hinweise auf eine mögliche Homosexualität gegeben sind.<sup>605</sup> In dieser Konstellation zeigt sich deutlich, dass es Schach wie auf übertragener Ebene auch Preußen an vitaler Kraft fehlt. In diesem Moment der Übertragung des Vitalismus auf die Staatsebene zeigt sich eine Naturlaisierung des Staatswesens, wie sie

---

<sup>603</sup> Grawe/ Nürnberg 2010, S. 840.

<sup>604</sup> Riehl, Wilhelm Heinrich: *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*, 3. Unveränderter Abdruck, Bd. 2. Stuttgart: Cotta 1856, S. 9.

<sup>605</sup> Schönborn, Sibylle: "Das Erbe der Melusine. Der literarische Dialog zwischen Uwe Johnsons ‚Jahrestagen‘ und Theodor Fontanes ‚Schach von Wuthenow‘". In: *Theodor Fontane: Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13. - 17.9.98*. Hg. Von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberg. Bd. III. Geschichte, Vergessen, Großstadt, Moderne. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000. S. 227-242. Hier: S. 234.

gerade auch für Konzepte der Nation als Familienverbände typisch sind. Besonders ausgeprägt ist eine solche Sichtweise aber in konservativ-paternalistischen Modellen. Bei Adam Müller ist die Organisationsform des privaten Haushalts, in der er ein Spiegelbild der Familie sieht und ein „Sinnbild aller gesellschaftlichen Ordnung“, ursprünglich für den Staat, weshalb auch die „Staatshaushaltung“ in frühen Zeiten ihrem Wesen nach dem einer erweiterten Familie geähnelt habe.<sup>606</sup>

In *Vor dem Sturm* ist die Hausherrin verstorben. Berndt bleibt mit seinen beiden Kindern allein zurück. Das Haus Vitzewitz, in diesem Roman wiederum eine Metapher für den preußischen Staat, bleibt ohne Frau zurück. Erst die Verbindung zwischen Lewin und Marie, als vermeintliche Verbindung zwischen dem Adel und dem Bürgertum, gibt dem Haus seine Harmonie zurück. Dass das Bürgerliche durch Marie und damit den weiblichen Part der Verbindung repräsentiert wird, ließe sich durchaus als Kommentar zur Stellung des Bürgertums im nationalen Haus verstehen.<sup>607</sup>

Bei Avraham heißt es zur Ungleichheit von Mann und Frau in der Hausgemeinschaft:

„Sie verkörperte das Prinzip der Ungleichheit, welches der hierarchischen Gesellschaftsordnung zugrunde lag, und entsprach der Vorstellung von jener organischen Gesellschaft, wie sie die Konservativen beschrieben hatten. Davon abgesehen galt Ungleichheit zwischen Mann und Frau auch als Unterpfand für die Unversehrtheit der Familie. Das familiäre Ideal, der Nukleus der Gesellschaft, gründete auf der väterlichen Autorität über Hausfrau und Kinder.“<sup>608</sup>

Nach Stahl gehört es eben zu den Aufgaben des Staates, den Grundsätzen der Sitte Gestalt zu verleihen.<sup>609</sup> Stahl sieht im Staat und mit dem Monarchen die menschliche Ordnung in Übereinstimmung mit der von Gott geschaffenen Weltordnung repräsentiert. Avraham betont, dass bei Stahl

---

<sup>606</sup> Zitiert nach: Avraham 2008, 274.

<sup>607</sup> Dass sich das Werk Fontanes insbesondere auch durch die prominente Positionierung von Frauen in seinen Erzähltexten und die Zeichnung starker Frauenfiguren auszeichnet, widerspricht keineswegs dem hier ausgeführten.

<sup>608</sup> Avraham 2008, S. 117.

<sup>609</sup> Stahl, Friedrich Julius: Die Staatslehre und die Principien des Staatsrechts. Heidelberg 1856, 137.

der Prozess der Staatswerdung jedoch noch kein Ergebnis einer freien Willensentscheidung sei, sondern „das Resultat eines evolutionären, organischen Prozesses“.<sup>610</sup> Damit nimmt Stahl als konservativer Denker auch eine Naturalisierung der Ungleichheit vor. Diese zeitgenössischen Debatten zählen zur Handlungszeit von *Vor dem Sturm*. Die liberal-reformerischen sowie die nationalen Bestrebungen jener Zeit treten wieder nur sehr indirekt in Erscheinung.<sup>611</sup>

Im Sinne des Nationalismus ist die Nation ohne Bezugnahme auf das Volk nicht denkbar. Das Volk wird damit zum politischen Subjekt mit eigenem politischen Willen und politischer Entscheidungsfähigkeit. Es wird zum Souverän, der dem Staat seine Legitimation verleiht. Gerade die politische Weisheit des Volks erweist sich in *Vor dem Sturm* aber als prekär. Das steht ganz im Sinne konservativer Lesart der Welt. Avraham führt bspw. über das Denken Ernst Ludwigs von Gerlach, der führend an der Gründung der *Kreuzzeitung* beteiligt war, aus:

„Ihm zufolge forme sich die Nation nicht „von unten“, sprich aus dem Volk heraus, sondern sei vielmehr auf höhergestellte beherrschende Autorität in Gestalt eines Vaters angewiesen – den Monarchen.“<sup>612</sup>

Ganz in diesem Sinne wird auch im ersten Jahrgang der *Kreuzzeitung* ausgeführt:

„Nationen können, wie Familien, nie unten entstehen. Wie nur Väter Familien, so können nur Stammväter und Stammfürsten, nur Staaten und Obrigkeiten, Nationen gründen oder constituieren.“<sup>613</sup>

---

<sup>610</sup> Vgl.: Avraham 2008, S. 206.

<sup>611</sup> Allg. zum Nationalismus Ende des 18. Jahrhunderts siehe: Wehler, Hans Ulrich: Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen. 2. Auflage. München: Beck 2004.

<sup>612</sup> Avraham 2008, S. 279.

<sup>613</sup> Zitiert nach: Avraham 2008, S. 280. Originalort: Rundschau zu Anfang November 1848. In: Neue Preußische Zeitung, 114, 10.11.1848.

In der Tendenz des Konservatismus immer das Einzelne und Individuelle zu seinem Recht kommen zu lassen, sieht Mannheim die ungeheure Gefahr, daß diese verinnerlichte Anarchie staatsgefährlich werden könnte“. Daher resultiere auch die Neigung des konservativ romantisch werdenden Denkens, „zum wahren Träger, zum „wahren Subjekt“ der Freiheit umfassender Kollektivgebilde „organische Gemeinschaften“: die *Stände* zu machen [Hervorhebung im Original, T.L.].“<sup>614</sup> Mannheim führt weiter aus

„In der historischen Schule ist es zunächst das *Volk*, der Volksgeist, welcher jene Totalität abgibt, die die Freiheit des Einzelnen oder der Teile nicht zur Willkür ausarten läßt [Hervorhebung im Original, T.L.]. Rothacker hat neuerdings gezeigt, wie später bei Ranke der Begriff des Staates an die Stelle der Nation getreten ist. Allenfalls ist die Lösung bei Savigny und Ranke noch eher dadurch charakterisiert, daß jene qualitative Freiheit vom Individuum und von den Ständen zur Nation bzw. zum Staate hinaufgeleitet und erst dieser seinem eigenem Wachstumsgesetze entsprechend vollkommen frei ist. Demgegenüber ist das Individuum gebunden, es kann nur in diesen umfassenderen Einheiten und nur in ihrem Sinne wertvoll leben.“<sup>615</sup>

Diese Zusammenschau konservativer wie liberaler Konzeptualisierungen zum Ursprung und zur Souveränität des Staates zeigt nun in Hinblick auf *Vor dem Sturm* zweierlei. Zum einen wird grundsätzlich deutlich, dass es infolge erstaunlicher Ähnlichkeiten im konservativen und liberalen Denken in der Tat einer genaueren Analyse bedarf, um diese beiden Denksysteme voneinander abzugrenzen. Die Ausführungen zu Adam Müller belegten ja, dass beispielsweise er noch eher am Volk oder der Nation orientiert ist. Die langjährige Debatte in der Forschung, ob es sich nun um einen konservativen oder liberalen Roman handele, ist auf diese Ähnlichkeiten zurückzuführen. Diese Debatte gab es im Übrigen auch unter den Rezensenten des Romans. So urteilt Ludovica Heskeli über *Vor dem Sturm*:

---

<sup>614</sup> Mannheim 2003, S. 116.

<sup>615</sup> Mannheim 2003, S. 117.



„Was nun die Gesinnung des Buches anbetrifft, so ist sie brandenburgisch-preußisch, aristokratisch-königlich und christlich, alle diese Bezeichnungen im idealen Sinne genommen.“<sup>616</sup>

Ludwig Pietsch hingegen betont den völligen Mangel „reactionärer Gesinnung“.<sup>617</sup>

Fontane baut in *Vor dem Sturm* vorwiegend auf konservative Deutungsmuster. Es passt zu den Eigentümlichkeiten des deutschen Liberalismus, dass auch Fontane sich zunehmend in dem Dilemma zwischen ideellem Gehalt der Politik und regierungsstützender Strategie befand.<sup>618</sup> Mit *Vor dem Sturm* schlägt er sich gänzlich auf die Seite der Regierung. Wie zu sehen war, bleibt das liberale Element prekär. Als liberale Anschlussmöglichkeit bieten sich Versatzstücke liberalen Denkens aus der Frühzeit konservativer Theoriebildung an, als Staat und Nation noch gleichwertig gedacht werden. Die spätere Entwicklung konservativen Denkens, die eine Verschiebung zugunsten des Staates und zulasten der Nation vornimmt, wird bei Fontane ausgeblendet. *Vor dem Sturm* bekommt damit trotz seiner vielen diskursiven Bezüge zur Publikationsgegenwart, einen sehr antiquierten Zug, der die politische Realität des Kaiserreichs verfehlt. Er hätte dies wissen können. Im Band *Oderland* schrieb er über Marwitz politische Ziele:

„Mußte der alte ständische Bau fallen, oder nicht? Millionen sagten ja, Marwitz sagte nein. Für ihn handelte sich alles um *Wiederbelebung*, nicht Tod, nur Lähmung war über den alten, kräftigen Organismus des Landes gekommen; es galt einen Bann, eine Krankheit von ihm zu nehmen, und alles war wieder gut. Nicht die Paragraphen und Institutionen, die Herzen der Menschen wollte er wandeln; an die Stelle kleiner Gesinnung sollte hohe Liebe und idealer Schwung, an die Stelle philiströser Beschränktheit opferfreudige Begeisterung treten, - so wollte er reformieren.“<sup>619</sup>

---

<sup>616</sup> Berg-Ehlers 1990, S. 128.

<sup>617</sup> Berg-Ehlers 1990, S. 258.

<sup>618</sup> Vgl. hierzu auch: Loster-Schneider 1986, S. 195.

<sup>619</sup> GBA, W 2, S. 246 f.

Darin drückt sich jedoch ein naives Staatsverständnis aus, das der Komplexität moderner Staatlichkeit nicht mehr gerecht wird – und dies erkennt auch Fontane, wenn er anschließend schreibt, dass von der Marwitz ein Ziel aufzeige, aber die Antwort schuldig bliebe, wie er dies zu erreichen gedenke. „Das Alte“, formuliert Fontane auf aufschlussreiche Weise einschränkend, „war unmöglich, jedenfalls damals unmöglich.“<sup>620</sup> Sollte Fontane tatsächlich angenommen haben, er könne die Antwort geben, indem er in *Vor dem Sturm* die nationale Begeisterung in den Dienst des monarchischen Machtstaates stellte, so unterlag er damit einem Irrtum.

---

<sup>620</sup> GBA, W 2, S. 246 f.

### 3 Die Entwicklung zum Nationalstaat und die Integration nationaler

#### Heterogenität

Die Entwicklung des deutschen Nationalstaats ist von gewissen Besonderheiten gekennzeichnet. Dies betrifft zum einen den Nationalbegriff selbst. So heißt es bei Böckenförde:

„Der deutsche – und der daran gebildete osteuropäische – Nationalbegriff ist ein ethnisch-kultureller, nicht ein politischer wie der der Franzosen. Während die französische Nation ihre Grundlage im gemeinsamen politischen Bekenntnis fand, in dem gemeinsamen Willen, in und unter einer einheitlichen staatlich-politischen Ordnung zu leben, beruhte der deutsche Nationalgedanke auf der „natürlichen“, volkhaften Zusammengehörigkeit, deren Erkennungszeichen die gemeinsame Sprache ist.“<sup>621</sup>

Damit sind zwei wesentliche Problembereiche für den deutschen Nationalbegriff angesprochen. Zum einen die kulturelle Zusammengehörigkeit, die gewährleistet sein muss und zum anderen die volkhafte Zusammengehörigkeit, die ebenso vorhanden sein sollte. An den Staat wird damit ein massiver Homogenitätsanspruch formuliert, der erst einmal realisiert werden will. Wie sich in der Geschichte erwies, war die Homogenität nur um den Preis massiver Exklusion zu erkaufen. Und grundsätzlich ist damit zur deutschen Nationalstaatsbildung festzustellen, dass der lange Bildungsprozess als solcher auch mit seiner Gründung 1871 noch nicht abgeschlossen war. Ganz im Gegenteil brachen nun erst zahlreiche Konfliktfelder auf, die bisher von der Verwirklichung des Ziels eines gemeinsamen nationalen Einheitsstaates überdeckt waren. Die sogenannte negative Integration, die Trennung in reichstreue Elemente einerseits und Reichsfeinde andererseits, ist ein zentrales Kennzeichen des

---

<sup>621</sup> Böckenförde, Ernst-Wolfgang: Die national-konstitutionelle Bewegung des Jahres 1848. Die Einheit von nationaler und konstitutioneller politischer Bewegung im deutschen Frühliberalismus. In: Böckenförde, Ernst Wolfgang (Hrsg.): Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914). [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981. S. 27-39, S. 27. Im Folgenden als: Böckenförde: national-konstitutionelle Bewegung.

Kaiserreichs.<sup>622</sup> Die Frage nationaler Minderheiten (Polen) ist ebenso von Relevanz für Fontanes literarische Produktion der siebziger und frühen achtziger Jahre wie die Frage kultureller Diversität (Katholiken) – im Falle der Polen kam beides zusammen.<sup>623</sup>

Hans-Ulrich Wehler arbeitet ein zentrales Problem heraus, das gerade für den jungen Nationalstaat, den das deutsche Kaiserreich bildet, relevant ist. Er betont, dass ein Staat „Integrationsklammern“ benötigt und

„Institutionen die Verinnerlichung von Herrschaft auf Dauer gewährleisten [müssen] – eben darin gründet sich z. B. die zentrale Bedeutung der Erziehungssysteme, der primären (von der Kleinfamilie ausgeübten) und sekundären (von den Altersgenossen, Schulen und Hochschulen übernommenen) Sozialisation für Abstützung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse.“<sup>624</sup>

Hier ist ein zentrales Problem des Bismarck-Reiches benannt, dem es nicht gelingt, diese Integrationsklammern ohne Prozesse massiver Exklusion bereitzustellen. Schließlich bringt Wehler den Umgang mit Minderheiten im Kaiserreich auf eine einfache Formel:

„Wenn aktive Minderheiten [...] den Status quo und damit die Austrahlungskraft dieser Ideologie [sc die Ideologie des Machtstaates] in Frage stellten, wurden Ausnahmegesetze gegen sie eingesetzt, um sie zur Räson dieses Staates zu bringen.“<sup>625</sup>

Avraham stellt den zu dieser Situation hinzukommenden Prozess der Rekonfessionalisierung heraus:

---

<sup>622</sup> Vgl. hierzu: Wehler 1988, S. 96.

<sup>623</sup> Den Zusammenhang von ‚polnischer Frage‘ und Kulturkampf betont auch: Wehler, Hans-Ulrich: Polenpolitik im Deutschen Kaiserreich 1871-1918. In: Kluxen, Kurt; Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): Politische Ideologien und nationalstaatliche Ordnung: Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. München u.a.: Oldenbourg 1968, S. 106-124. Hier S. 109. Im Folgenden als: Wehler 1968.

<sup>624</sup> Wehler 1988, S. 105. Er spricht a.a.O. auch von einer „strukturellen Demokratiefeindschaft“ des Kaiserreichs.

<sup>625</sup> Wehler 1988, S. 107.

„Doch während in der Frühphase des Nationalismus innerchristliche Unterschiede zweitrangig waren, änderte sich die Situation infolge von religiösem Erwachen und Pietismus nach den Befreiungskriegen und dem Wiener Kongreß. Die Suche nach religiösen Wahrheiten führte letztendlich romantische und nationale Denker dazu, sich erneut an konfessionellen Gewißeheiten zu klammern, was – wie der Historiker Thomas Nipperdey es nennt – zur „Rekonfessionalisierung der Religion“ führte.“<sup>626</sup>

In der Folge verschärfte sich der konfessionelle Diskurs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und habe zudem dem nationalen Denken früh einen religiösen Aspekt verliehen, während sich zuvor ja „die Religionskämpfe [...] allmählich in politische transformiert haben“.<sup>627</sup> Daher kann Heinrich August Winkler auch am Beispiel der liberalen Unterstützung des Kulturkampfes die Politisierung des konfessionellen Unterschieds beschreiben:

„Wie ihre Entscheidung fallen würde, konnte nicht einen Augenblick lang ungewiß sein. Von jeher hatte gerade der gemäßigte Teil des oppositionellen Liberalismus in dem Gegensatz zwischen dem protestantischen Staat Preußen und Österreich als Vormacht des katholischen Deutschland einen Kampf zwischen wirtschaftlicher und kultureller Freiheit auf der einen Seite und einem System geistiger, politischer und sozialer Bevormundung auf der anderen gesehen.“<sup>628</sup>

Wie bereits bei der Betrachtung der Frage der Volkssouveränität in *Vor dem Sturm* angerissen, ist die Frage nach der identitären Bestimmung staatlicher Gemeinschaften für das politische Leben fundamental. Avraham betont in seiner Untersuchung zum Konservatismus, dass die Nationalbestrebungen im Zusammenhang mit der sozialen Ausdifferenzierung im Prozess der allgemeinen Modernisierung gesehen werden müssen:

„Die Synchronität zwischen den Veränderungen auf sozialer und ökonomischer Ebene und der Herausbildung moderner Nationalität machen zumeist die Erörterung der Frage einer Kollektividentität der Gesellschaft zum

---

<sup>626</sup> Avraham 2008, S. 294.

<sup>627</sup> Mannheim 2003, S. 107.

<sup>628</sup> Winkler 1964, S. 88.

untrennbaren Bestandteil der Beschäftigung mit dem Phänomen des Nationalismus.<sup>629</sup>

Diese Betrachtungen müssen aber um einen weiteren Aspekt ergänzt werden. Denn es ist auch nach der Gründung des Deutschen Reiches keinesfalls so, dass der Nationalgedanke im Streit der politischen Meinungen unangefochten dastünde. Ein konservativer Staatstheoretiker wie Friedrich Julius Stahl maß nun auch der Nation eine hohe Bedeutung zu. Dies fand allerdings dort seine Grenze, wo sich die herkömmlichen Herrschaftsstrukturen und die gesellschaftliche Gliederung hätten verändern müssen, um der Nation ihre politische Ausdrucksfähigkeit zu verleihen. Stahl löst die sich hieraus ergebende Problematik, indem er den Staat beziehungsweise den König und seine Regierung über die Nation stellt.<sup>630</sup> Fontane befasst sich übrigens mit Stahl, wie beispielsweise unter anderem ein aus dem Jahr 1857 im Tagebuch vermerktes Gespräch mit Carl Wilhelm Schoell, dem Prediger der Londoner deutschen Gemeinde St. Marien, über Stahls politische Auffassungen belegt.<sup>631</sup> Über die Tiefe der Rezeption Stahls durch Fontane finden sich keine Selbstzeugnisse.

In *Vor dem Sturm* werden allerdings Gedankengänge wie die Stahls augenfällig. Fontane konstruiert eine Situation, in der das Wohl der Nation erst gewahrt wird, als die Nation auf den König hört oder mit anderen Worten: sich der Staatsräson unterwirft. Eine solche gedankliche Konstruktion findet sich auch bei Heinrich von Treitschke, der sich im Rückblick auf die Einigung Deutschlands durch den monarchischen Machtstaat vor allem für diesen Machtstaat ausspricht, da es ohne ihn überhaupt keine staatlich geeinte Nation gäbe.<sup>632</sup> Bereits für die 1860er Jahre macht Heinrich August Winkler am Beispiel des Liberalen Karl Twisten deutlich, gibt es ein massives Einschwenken auch der Liberalen zugunsten des Machtstaats:

---

<sup>629</sup> Avraham 2008, S. 263.

<sup>630</sup> Vgl. Avraham 2008, S. 284.

<sup>631</sup> Vgl.: Berbig 2010, Bd. 1, S. 677.

<sup>632</sup> Vgl.: Gramley, Hedda: Propheten des Nationalismus: Theologen, Historiker und Nationalökonomien. 1848-1880. Frankfurt/M.: Campus 2001. S. 187-194.

„Die parlamentarische Verfassung als „äußerer Anhang des bürokratischen Staates“ habe sich, so hatte Twisten schon zu Beginn des Jahres 1866 nüchtern festgestellt, „der mit allen Machtmitteln zur Durchsetzung ihres Willens ausgerüsteten Regierung gegenüber beim ersten Versuch als unwirksam erwiesen“. Nun nachdem der Sieg über Österreich das Selbstgefühl der alten Gewalten abermals verstärkt hatte, waren die Aussichten auf eine baldige Liberalisierung Preußens noch geringer geworden. Mehr denn je mußten sich jene bestätigt fühlen, die schon seit langem auf die Abhängigkeit innerpreußischer Reformen von einem engeren Zusammenschluß Deutschlands verwiesen hatten.“<sup>633</sup>

Eine solche Sichtweise wie die Treitschkes wird einerseits, wie hier bei Winkler deutlich wird, über vermeintlich realpolitische Notwendigkeiten gestützt, aber auch andererseits über das Konzept des „Deutschen Hauses“ abgesichert, das sich bei den Konservativen großer Beliebtheit erfreute.<sup>634</sup> Danach liege die ‚Wiege der Nation‘ im familiär-häuslichen Bereich. Die patriarchale Figur des Hausvaters ist dabei von großer Bedeutung. 1867 findet sich in der *Berliner Revue* der Versuch eines anonymen Autors, nationale Charakteristika zu identifizieren und dabei geht aus seiner Liste denkbarer nationaler Eigenheiten die deutsche Familie als der nationale Aspekt mit der größten Authentizität hervor.<sup>635</sup> Der „nationale Charakter“ trete besonders deutlich in „dem kleinsten Kreise der menschlichen Gemeinschaft“ zutage.<sup>636</sup> Avraham führt in diesem Zusammenhang am Beispiel des von Fontane so sehr geschätzten Wilhelm Heinrich Riehl aus:

„Eine Definition der national-deutschen Bestimmungsmerkmale auf Grundlage des deutschen Hauses und seiner Werte erfüllt für Riehl, wie auch für die preußischen Konservativen, zwei Funktionen: Sie rechtfertigt und rekonstruiert die traditionelle gesellschaftliche Ordnung in einer Phase sozialer und ökonomischer Modernisierung, deren Resultat der schrittweise Zerfall des alten sozialen Gefüges bedeuten mußte. Gleichzeitig bietet sie eine Alternative zum Diskurs und den Bemühungen des liberalen Lagers in der Frage von Nationalität und nationaler Einheit. Die Identität der Gesellschaft könnte sich mithin auf Grundlage traditioneller Werte und Strukturen

---

<sup>633</sup> Winkler 1964, S. 97f.

<sup>634</sup> Vgl. Avraham 2008, S. 287.

<sup>635</sup> Vgl.: Avraham 2008, S. 288.

<sup>636</sup> Zitiert nach: Avraham 2008, S. 208.

herausbilden, ohne revolutionäre, politische und soziale Prinzipien zu übernehmen, welche wesentlich zur modernen nationalen Idee zählten.“<sup>637</sup>

Die betonte Häuslichkeit der Familie Vitzewitz in *Vor dem Sturm*, der Wunsch des Hausvaters nach nationaler Erhebung und die Vermählung des adeligen Lewin und der bürgerlichen Marie lassen sich vor dem Hintergrund des Konzeptes des „Deutschen Hauses“ lesen und bekommen damit eine stark konservative Note. Die Verbindung von Lewin und Marie, die familiäre Dimension, stellt dann gerade kein Integrationsangebot dar, sondern eine Strategie, um tradierte gesellschaftliche Muster jenseits liberaler Tendenzen zur Geltung zu bringen. In *Vor dem Sturm* lässt Fontane die nationalpolitische Aktion auf Frankfurt scheitern. Das Glück realisiert sich in den traditionellen Strukturen der häuslichen Gemeinschaft. Denkt man die Analogie weiter, übernimmt Lewin als Vertreter des Adels die Herrschaft über die Familie/Nation, während Marie als Vertreterin des Bürgertums ihm mit der Leitung des Haushalts/Wirtschaft den Rücken freihält. Darin scheint sich kein ernsthaftes Integrationsangebot zu verbergen.

In einer Phase nationaler Euphorie, wie in den auf die Reichsgründung folgenden Jahren, liegt damit in Fontanes historischen Erzählungen eine besondere Spannung. Sie resultiert auch aus einem Umstand, den Scheuer in seinen Überlegungen zum preußischen Staatsgedanken herausstellt:

„Der Nationalstaatsgedanke entstammt weder dem Gedankengut des älteren preußischen Staates noch den Vorstellungen der in ihm maßgebenden Schichten.“<sup>638</sup>

Diese Schichten bilden aber einen zentralen Gegenstand von Fontanes literarischem Schaffen, genauso wie auch das alte Preußen dabei eine wichtige Rolle einnimmt. Diese vor allem konservativen Eliten existieren

---

<sup>637</sup> Avraham 2008, S. 287. Vgl. auch: Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, 3. Unveränderter Abdruck, Bd. 3. Stuttgart: Cotta 1856, 260 ff.

<sup>638</sup> Scheuner 1981, S. 38.



auch im Kaiserreich zum Teil immer noch orientiert an „in sich kreisenden, landschaftlich und ständisch gebundenen Einheiten“, wobei diese auch zunehmend im Nationalstaat aufgehoben werden.<sup>639</sup> Nach Mannheim repräsentiert Friedrich August Ludwig von der Marwitz die „preußische Spielart“ eines diesem Phänomen zugrunde liegenden Partikularismus.<sup>640</sup>

Die Entwicklung zum Nationalstaat und die Integration nationaler Heterogenität wirft für den Staat, so sollte bis hierher am Beispiel der Problematisierung des Nationalgedankens deutlich geworden sein, grundsätzliche Fragen auf. Dazu zählt auch die Unterschiedlichkeit in der Art und Weise, wie eine Zugehörigkeit zur Nation vermeintlich zustande komme – entweder durch einen freien Willensentschluss oder infolge eines durch Natur und Geschichte bestimmten Schicksals. Böckenförde macht die unterschiedlichen Ausprägungsmöglichkeiten des Nationalgedankens anhand einer Betonung der Bedeutung des Staates deutlich:

„Diese Gegensätzlichkeit des französischen und deutschen Nationalgedankens hat ihren eigentlichen Grund in dem Unterschied der staatlichen und der staatenlosen Nationen. Wo der Staat früher vorhanden war als die Nation und diese erst mitgeschaffen hat, bildete sich die Nation am Staat empor, fanden die aus den universalen Bindungen und unentzweiten Lebensordnungen heraustretenden Menschen im Staate Selbstbestätigung und bindende Kraft; wo dagegen sich die Nation eher bildete als der Staat, sich ihren Staat erst schaffen mußte, waren es die „natürlichen“, vorstaatlichen Gegebenheiten von Sprache, Abstammung und erlebter Geschichte, auf die sich Zusammengehörigkeit und gemeinsames Bewußtsein gründeten.“<sup>641</sup>

Fontane befasst sich in den hier vorliegenden Texten vor allem mit den Fragen, wie der Charakter des Nationalstaats aussehen soll und wie das Verhältnis von Nation und Staat zu bestimmen ist. Damit berührt er zwei der wesentlichen Probleme des Staates im 19. Jahrhundert, die Mannheim resümiert:

---

<sup>639</sup> Mannheim 2003, S. 106.

<sup>640</sup> Mannheim 2003, S. 164 f.

<sup>641</sup> Böckenförde: national-konstitutionelle Bewegung, S. 27.

„Man hatte diese gemeinsamen Strukturprobleme in den modernen Staaten sehr glücklich folgendermaßen zusammengefaßt: 1. Herausbildung des nationalen Einheitsstaates, 2. Beteiligung des Staates an der Einheitsleitung, 3. Einordnung des Staates in die wirtschaftliche Organisation, 4. Lösung der sozialen Frage.“<sup>642</sup>

Es ist hier bereits darauf hingewiesen worden, dass Fontane sich entschieden für einen starken zentralstaatlich ausgerichteten Staat ausspricht und in konservativer Weise die Nation der Staatsleitung unterordnet. Überhaupt sieht Mannheim die allgemeine Tendenz im politischen Diskurs immer wieder auf diese Strukturprobleme zurück zu kommen:

„Gerade diese gesellschaftlichen Strukturprobleme scheinen sowohl für das soziale wie für das geistige Leben der zur Einheit sich zusammenschließenden gesellschaftlichen und kulturellen Körper von solcher Bedeutung zu werden, daß alle Parteiungen immer mehr *die Tendenz aufweisen, auf diese grundlegenden*, aus der erwähnten gesellschaftlichen Strukturproblematik sich ergebenden *Spannung* sich zu beziehen [Hervorhebungen im Original, T.L.].“<sup>643</sup>

Fontanes Tendenz, dies in seinen literarischen Texten ebenfalls zu tun, wird folgend an den Beispielen der ‚polnischen Frage‘ und des Zusammenhangs von Religion und Staatsgesinnung illustriert.

### 3.1 Die ‚polnische Frage‘ in *Vor dem Sturm*

Die Frage nach einem polnischen Nationalstaat blieb auch nach der letzten Teilung Polens 1795 für den preußischen und schließlich den nationalen Staat nach der Reichsgründung 1870/71 relevant.<sup>644</sup> 1806, 1846 und 1848 kam es zu polnischen Aufständen gegen die preußische Besatzung. 1863

---

<sup>642</sup> Mannheim 2003, S. 107.

<sup>643</sup> Mannheim 2003, S. 107.

<sup>644</sup> Vgl. hierzu: Zernack, Klaus (Hrsg.): Zum Verständnis der polnischen Frage in Preußen und Deutschland 1772-1871. Referate einer Dt.-Poln. Historiker-Tagung vom 14.-16. Januar 1986. Berlin: Colloquium 1986.

kam es zum Januaraufstand gegen das Russische Reich. Der Aufstand von 1863 ist deshalb von besonderer Relevanz, weil Fontane<sup>645</sup> zum einen in seinen *Unechten Korrespondenzen*<sup>646</sup> für die *Kreuzzeitung* darüber schrieb, zum anderen weil die Frage nach der nationalen Selbstbestimmung Polens in den ebenfalls nationalbewegten deutschen Landen auf fruchtbaren Boden fiel. Darüber hinaus wird die die polnischen Autonomiebestrebungen betreffende Politik Bismarcks kontrovers diskutiert. Zudem fand während der Entstehungszeit von *Vor dem Sturm* im Jahr der Reichsgründung, im August 1871, in Lemberg ein großer Polenkongress statt, auf dem die Wiederherstellung des polnischen Staates als konkretes Ziel proklamiert wurde.<sup>647</sup> Vor diesem Hintergrund resümiert Hans-Ulrich Wehler:

„Von einer erfolgreichen Einschmelzung der Polen in das preußische Staatswesen entfernten sich die Verhältnisse mehr und mehr, da das zunehmend nationaldeutsch gesinnte Staatsvolk den übernationalen Charakter des preußischen Staates von innen her aushöhlte.“<sup>648</sup>

Im Jahr 1873 begann Maximilian Jackowski „im Klima des verschärften Nationalitätenkampfes“ als einer der großen Organisatoren des preußischen Polentums mit der Gründung seiner Bauernvereine.<sup>649</sup>

Als nach 1870 die kleindeutsche nationale Einigung vollzogen war, gehörte es zum Problem des Nationalismus, dass das Reichsgebiet keineswegs aus einer einheitlich deutschen Bevölkerung bestand, ja Teile der Bevölkerung sich wider Willen in diesem Staat wiederfanden. So war bis 1914 jeder zehnte Preuße Pole. Und diese Polen waren es auch, denen gegenüber der

---

<sup>645</sup> Zu Fontanes Verhältnis zu Polen vgl. jüngst: Dunkel, Alexandra: *Figurationen des Polnischen im Werk Theodor Fontanes*. Berlin: de Gruyter 2015.

Und: Aust, Hugo; Fischer, Hubertus: *Fontane und die Polen, Fontane in Polen*. Referate der wissenschaftlichen Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. vom 26. Bis 29. Mai 2005. Würzburg: Königshausen und Neumann 2005.

<sup>646</sup> Den Begriff ‚unechte Korrespondenzen‘ prägte Fontane selbst. Vgl.: GBA, *Von Zwanzig bis Dreißig*. S. 282. Der Begriff beruht darauf, dass das Blatt klare parteipolitische Vorgaben machte und üblicherweise bspw. Artikel aus anderen Zeitungen einfach übernommen wurden.

<sup>647</sup> Vgl.: Hauser, Oswald: *Zum Problem der Nationalisierung Preußens*. In: *Historische Zeitschrift*, Bd. 202 (1966), S. 529-542. Hier S. 532.

<sup>648</sup> Wehler 1968, S. 108.

<sup>649</sup> Wehler 1968, S. 110.

Nationalismus am feindlichsten auftrat.<sup>650</sup> Das Verhältnis der Deutschen zu Polen ist von „eigentümlicher politischer Schizophrenie“ geprägt.<sup>651</sup> So unterstützte man im Sinne des Nationalitätenprinzips in beachtlicher Breite den polnischen Aufstand von 1830, ohne jedoch die Wiedervereinigung mit den österreichischen oder preußischen Teilungsgebieten zu fordern.

Klaus Zernack hat die Positionen Fontanes zur 'polnischen Frage' aus einer politikgeschichtlichen Perspektive beleuchtet und hält fest, dass er nach der gescheiterten Revolution einsehen musste, dass nunmehr für eine erfolgreiche Verwirklichung der nationalen Einheit kein Weg an Preußen vorbeiführe. Das hieß nichts weniger, als dass ein polnischer Staat eine Schwächung Preußens und damit ein Problem für die deutsche Einheit bedeutet hätte. Was damit in Hinblick auf die Polen für den Nationalstaat geopfert wurde, war ausgerechnet das für den Nationalstaat fundamentale Prinzip der Volkssouveränität. Preußen als dem „Staat der Zukunft“ musste nun also auch sein künstlerisch-thematisches Interesse gelten.<sup>652</sup>

In *Vor dem Sturm* zeigt sich nun die 'geschichtliche Macht' dieses alten Preußens in seinen historischen Werten und Schwächen aus der Zeit Friedrichs II. und danach. Vor allem ist es der ganz aufs Militärische ausgerichtete Obrigkeitsstaat, der von Bninski in harten Worten kritisiert wird:

„Der Vorteil, der Dünkel, die großen Worte. [...] Alles, was hier in Blüte steht, ist Rubrik und Formelwesen, ist Zahl und Schablone und dazu jene häßliche Armut, die nicht Einfachheit, sondern Verschlagenheit und Kümmerlichkeit gebiert. Karg und knapp, das ist die Devise dieses Landes [...].“<sup>653</sup>

---

<sup>650</sup> Vgl.: Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band. Von der 'Deutschen Doppelrevolution' bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. 1849 – 1914. München: Beck 1995. S. 961 f.

<sup>651</sup> Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 398.

<sup>652</sup> Vgl.: Zernack, Klaus: Preußen-Mythos und preußisch-deutsche Wirklichkeit. Bemerkungen zu Fontane. In: Zernack, Klaus: Preußen – Deutschland – Polen. Aufsätze zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. Hrsg. v. Wolfram Fischer und Michael G. Müller. (Historische Forschungen, Bd. 44). Berlin: Duncker & Humblot 1991, S. 153 – 170. Hier S. 158 f.

<sup>653</sup> GBA, VdS III/IV, 212f.

Preußen sei ein „Seeräubervolk“ zu Lande, das aber immer um „höchster Güter“ willen raube.<sup>654</sup> Diese Äußerungen kommen nun von einem polnischen Exilanten und könnten dadurch relativiert werden, dass er Ausländer ist und durchaus Grund hat, gegenüber Preußen verbittert zu sein. Sie treffen dennoch aufgrund des pietätlosen und, wenn man so will, 'untreuen' Verhaltens der Hohen-Vietzer nach Tubals Tod zu. Der Vater kommt, um die Leiche seines Sohnes zu sehen und ihm wird nebenher erzählt, dass nirgends die „Leute so alt würden wie in Hohen-Vietz“.<sup>655</sup> Bniskis Kritik wird aber zusätzlich durch die ähnlichen Äußerungen des Preußen Hirschfeldt flankiert, der die negativen Züge seines Vaterlandes ebenfalls herausstellt:

„Ich war lange draußen, und draußen lernt es sich. Jeder, der zurückkommt, wird durch nichts so sehr überrascht als durch den naiven Glauben, den er hier überall vorfindet, daß im Lande Preußen alles am besten sei. Das Große und das Kleine, das Ganze und das Einzelne. Am besten sag ich, und vor allem auch: am ehrlichsten. Und doch liegt unser schwacher und schwächster Punkt gerade nach dieser Seite hin. Welche Politik, die wir seit zwanzig Jahren gemacht! Lug und Trug, und wir mußten daran zugrunde gehen.“<sup>656</sup>

Die „preußische Gier ist gewissermaßen ein Topos“, der auch in der Frage um die Zukunft der Herzogtümer Schleswig und Holstein eine Rolle spielte.<sup>657</sup> Dabei betrieb Bismarck eine derart geschickte Politik, dass viele Liberale, die eigentlich gegen eine Annexion durch Preußen waren, um der Einheit Deutschlands willen doch für den Hohenzollernstaat votierten. Fontanes Haltung gegenüber der Annexion polnischer Gebiete scheint damit vielleicht zwar von einer gewissen Sympathie für die Konsequenzen aus dem Heimatverlust der Polen, jedoch zuvorderst von einer realpolitischen Staatsräson geprägt zu sein.

---

<sup>654</sup> GBA, VdS III/IV, 213.

<sup>655</sup> GBA, VdS III/IV, 472.

<sup>656</sup> R GBA, VdS III/IV, 384.

<sup>657</sup> Vgl.: Feuchtwanger 1978, S. 237 f.

Von 1815 bis 1830 wird die polnische Bevölkerung mit Respekt für ihre Rechte behandelt, dann jedoch beginnt sich die Politik zu wandeln.<sup>658</sup> Wolfgang Hädecke weist darauf hin, dass Fontane sich 1855 im Rahmen einer Rezension von Gustav Freytags *Soll und Haben* abwertend über Polen äußert und er 1863 im Artikel *Lord Ellenborough und der polnische Aufstand der Unechten Korrespondenzen*<sup>659</sup> davon spricht, dass eine neue Eigenstaatlichkeit Polens nicht in Frage komme.<sup>660</sup> Preußens Aufstieg zu einer europäischen Großmacht hing nicht unwesentlich mit dem Niedergang Polens zusammen. Die polnischen Aufstände von 1794 und 1848 wurden jeweils vom preußischen Militär niedergeschlagen, jener von 1863 im russischen Teilungsgebiet mit preußischer Billigung. Graf Bninski kritisiert in einem zornigen Ausruf die Rolle Preußens als 'Nachbarn'. Er spricht davon, dass Preußen „uns [sc. die Polen] zuerst um dreißig Silberlinge verschacherte.“<sup>661</sup> Der Erzähler hingegen hält sich mit seiner Einschätzung der historischen Umstände verräterisch bedeckt, wenn er formuliert: „Es bereiteten sich jene Ereignisse vor, die schließlich Polen aus der Reihe der Staaten strichen. Rußland machte seine Pläne [...]“<sup>662</sup> Preußen kommt in dieser Passage überhaupt nicht vor, außer dass der polnische Adelige sich 1793 nach der zweiten Teilung Polens mehr oder minder 'plötzlich' in diesem Staat wiederfindet. Es handelt sich dabei um jene Jahre, in denen Posen an Preußen fällt. Aber die Versuche nationaler Assimilierung scheitern letztlich auch im Roman; die vom alten Ladalinski geplante polnisch-preußische Symbiose misslingt, Kathinka entflieht – wie könnte man es deutlicher betonen? – mit einem polnischen Nationalisten und Tubal kommt um, obwohl er sozusagen in seiner Todesstunde noch in Preußen 'ankommt' und dort begraben werden möchte. Er wurde im Rahmen der patriotischen Aktion tödlich verwundet. Nun beweise dies nach Loster-

---

<sup>658</sup> Vgl.: Feuchtwanger 1978, S. 232 f.

<sup>659</sup> Fontane, Theodor: *Unechte Korrespondenzen*. Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. 2 Bde. Berlin: de Gruyter 1996. Im Folgenden als: Fontane: *Unechte Korrespondenzen*.

<sup>660</sup> Vgl.: Hädecke, Wolfgang: *Theodor Fontane. Biographie*. München: Hanser 1998, S. 183. Zum Forschungsstand über die *Unechten Korrespondenzen*, die auch die Frage der jeweiligen Autorschaft Fontanes berührt vgl. bspw.: Muhs, Rudolf: 'Unechte Korrespondenzen', aber alles echter Fontane? Zur Edition von Heide Streiter-Buscher. In: *Fontane Blätter* 64 (1997), S. 200-220.

<sup>661</sup> GBA, VdS III/IV, S. 214.

<sup>662</sup> GBA, VdS III/IV, S. 38.

Schneider zweierlei, zum einen, dass nationale Selbstaufgabe schlecht sei, zum anderen, dass nicht nur der Preuße treu bis in den Tod sei.<sup>663</sup> Darüber hinaus würde ich noch ergänzen wollen, dass zudem infolge des aufkommenden Nationalismus eine Symbiose, wie die deutsch-wendische, unter viel komplizierteren Umständen stattfindet. Für entschieden verworfen halte ich die Option nicht. Denn Brinski und Hirschfeldt begegnen sich als Patrioten auf Augenhöhe, so dass das Problem möglicherweise im Fühlen der Figuren zu suchen ist. Geheimrat Ladalinski ist ein Überzeugungs-, kein Herzenspreuße. So heißt es über seine Seelenregungen während der Diskussion um die Treue, dass „in dem alten Ladalinski sich polnisches Blut und preußische Doktrin wie Feuer und Wasser befehdeten.“<sup>664</sup> Und so kehrt er auch schließlich nach Polen zurück, legt die 'Haltung' eines Preußen wieder ab und nimmt entgegen dessen Wunsch die Leiche seines Sohnes mit, der im Tod aus Treue seinen Frieden mit der neuen Heimat gemacht hatte. Dieser hatte in der Expatriierung der Familie das Verhängnis gesehen, denn ihre „Vergangenheit“ sei polnisch und die Zuwendung zu Preußen geschähe „mit einer Liebe, die mehr aus der Betrachtung als aus dem Blute stammt.“<sup>665</sup> Wenn Tubal an anderer Stelle ausführt, dass „Altes und Neues“<sup>666</sup> gegen seine Familie zeuge, dann weist das in die Richtung der heimatlosen Familie, deren Verbindung an die Vergangenheit gekappt sei und die sich dem Neuen noch nicht geöffnet habe.

Insofern ist Marianne Wunsch zu widersprechen, die richtig bemerkt, dass das Ergebnis des deutsch-wendischen Zusammenwachsens zwar eine neue eigenständige Identität ist, aber meint, dass die Frage

„noch offenbleibt, ob diese dabei entstehende Identität letztlich eine kulturell historische oder eine biologisch genetische ist, d.h. eine, die sich Fremde von außen zu eigen machen können oder die ihnen grundsätzlich verwehrt bleibt.“<sup>667</sup>

---

<sup>663</sup> Loster-Schneider 1986, S. 57.

<sup>664</sup> GBA, VdS III/IV, S. 82.

<sup>665</sup> GBA, VdS I/II, S. 282.

<sup>666</sup> GBA, VdS III/IV, S. 330.

<sup>667</sup> Wunsch 2007, S. 178.

Da Fontane in *Vor dem Sturm* das deutsch-wendische Mischprojekt als erfolgreich darstellt, da die Situation der Ladalinskis eben jene des 'halben Fühlens' (Tubal und sein Vater) ist, da die Mutter der Kinder, Sidonie von Pudagla, Preußin war, entscheidet sich die Frage meines Erachtens nach zugunsten einer möglichen Symbiose. Was Kathinka anbelangt, erweist sich das Problem vom Text in ihren Charakter verlagert. Tubal wird von der Mutter, die ja schließlich mit einem polnischen Grafen durchbrennt, kaum beachtet. So heißt es: „In der Tat sah die junge Mutter anders auf dieses zweitgeborne Kind, als sie auf Tubal geblickt hatte; [...]. Sah sie sich selbst in ihm?“<sup>668</sup> Es handelt sich um eine historisch-kulturelle Identität. Das Paar Kathinka-Bninski sucht sein Glück außerhalb Preußens, bezeichnenderweise in Frankreich. Kathinka wendet sich der Kirche und Polen zu, sie kenne nichts anderes mehr berichtet Renate. Dabei ist dem Paar nicht das gleiche Glück beschieden, wie Lewin und Marie. Es bleiben Misstöne, Kathinka schreibt: „Freilich ein Rest bleibt. Ist es *unser* Los oder Menschenlos überhaupt?“<sup>669</sup>

So ist zwar ersichtlich, dass Fontane eine gewisse Sympathie für die Polen hegt, aber er überführt die politische Frage eines polnischen Nationalstaats in die Unverbindlichkeit eines allgemeinen und schicksalhaften „Menschenloses“. Er tut dies gewiss mit Rücksicht auf die deutsche Einigung, die eben durch ein starkes Preußen erreicht wurde, das seine Eigenstaatlichkeit gewissermaßen als 'Preis' dafür entrichtet hat.<sup>670</sup> Eine Symbiose scheint also unter den historischen Bedingungen der Zeit sehr unwahrscheinlich und der Grund dafür liegt im Aufkommen des Nationalgedankens und der damit einhergehenden Homogenisierungsbestrebungen der nationalen Gemeinschaft. Indem Fontane in *Vor dem Sturm* die politische Dimension der ‚polnischen Frage‘ im Allgemeinmenschlichen entschärft, vollzieht er nichts anderes als die Polen diskursiv aus dem politischen Raum auszugrenzen.

---

<sup>668</sup> GBA, VdS III/IV, S. 36.

<sup>669</sup> GBA, VdS III/IV, S. 329.

<sup>670</sup> Vgl. die Ausführungen zu Hirschfeldts Äußerungen über preußische Heuchelei von Staats wegen, die regelrecht eine Funktion für die Existenz Preußens erfülle unter der Betrachtung der Diskurse um die Treue in dieser Arbeit.



In *Schach von Wuthenow* sind die Textbelege zur polnischen Thematik rar. Aber dennoch werfen sie ein bezeichnendes Licht auf den preußischen Staat, der nachwievor als ein Machtstaat handelt. Es ist zumindest ein ganz erstaunlicher Zufall, dass einer der Offiziere des Regiments Gensdarmes ein Alvensleben ist. Kaum ist Alvensleben im Salon angekommen und wurde durch Frau von Carayon begrüßt, bittet sie den Verleger Sander aus den neuen Provinzen, also Polen, zu berichten. Der Name Alvensleben, ohnehin eine bekannte Adelsfamilie, ist aber auch dem literarischen Publikum zur Publikationsgegenwart des *Schach von Wuthenow* im Zusammenhang mit Polen kein unbekannter Name. Während des Januaraufstandes 1863 hatte Bismarck den preußischen Generaladjutanten Gustav von Alvensleben zum Abschluss der Alvenslebenschon Konvention mit Russland veranlasst. Sie besagt, dass preußischen und russischen Truppen gegenseitig erlaubt sei, die jeweiligen Grenzen zu überschreiten, um polnische Aufständische zu verfolgen. Denn Bismarck sah im polnischen Aufstand eine Gefahr für die territoriale Integrität Preußens und lehnte daher ein autonomes Polen ab.<sup>671</sup> Heinrich August Winkler betont, dass es durchaus zu den gängigen Argumentationsmustern der Liberalen gehörte, die ehemals polnischen „Gebiete als durch einen jahrhundertelangen Prozeß deutscher Kulturarbeit erobert und ‚germanisiert‘ zu sehen“.<sup>672</sup>

Im bereits erwähnten Artikel *Lord Ellenborough und der polnische Aufstand* reproduziert Fontane die Haltung Bismarcks:

„Polen wiederherstellen, heißt einfach das Königreich Preußen von der Landkarte streichen. Ohne Westpreußen, ohne Danzig, ohne die Weichsel, sind wir kein Preußen mehr.“<sup>673</sup>

---

<sup>671</sup> Vgl.: Bußmann, Walter: Europa von der Französischen Revolution zu den nationalstaatlichen Bewegungen des 19. Jahrhunderts. [Handbuch der europäischen Geschichte, hrsg. von Theodor Schieder; Bd. 5]. Stuttgart: Klett-Cotta 1981. S. 740 ff.

<sup>672</sup> Winkler, Heinrich August: Preußischer Liberalismus und deutscher Nationalstaat, S. 38.

<sup>673</sup> Fontane: Unechte Korrespondenzen, Bd. 1, S. 285.

Zudem wird als Replik auf Lord Ellenborough, der die Preußen wegen ihrer Politik in einer Rede im britischen Oberhaus an 1813 erinnert, ein Bezug zur Zeit der Befreiungskriege hergestellt:

„Die Erhebung Preußens von 1813, die Erhebung eines Volkes, das noch *lebte*, das *noch da war* [Hervorhebung im Original, T.L.], [...] – sie hat nicht hat nichts gemein mit diesem unseligen polnischen Aufstand [...].“<sup>674</sup>

Es hieß bereits zuvor in Form einer rhetorischen Frage, dass ein Staat natürlich das Recht hätte, sich „seiner Widersacher zu entledigen“.<sup>675</sup> Bülow, hier mehr Preuße als Anhänger des Naturrechts, führt an, dass Preußen „in Polen eigentlich gescheitert“ sei,

„der Staat strengte sich nicht an und hielt seine Steuereinnehmer gerade für gut genug, um die Kultur nach Osten zu tragen. Insoweit mit recht, als selbst ein Steuereinnehmer die Ordnung vertritt, wenn auch freilich von der unangenehmen Seite.“<sup>676</sup>

In den ehemals polnischen Landesteilen Preußens fehle es nach Bülow an Kultur, was bei ihm ein anderes Wort für Ordnung ist. Dass die polnische Bevölkerung, wie angeführt, zuerst durchaus Freiheiten genoss, lässt sich diese Äußerung aus der Perspektive der Publikationsgegenwart durchaus als Plädoyer dafür lesen, dass der preußische Obrigkeitsstaat in den neuen Landsteilen am Anfang stärker hätte durchgreifen sollen. An einer solchen historischen Konstellation und literarischen Darstellung zeigt sich, wie das nationalstaatliche Prinzip im Konfliktfall dem Obrigkeitsstaat geopfert wird.

---

<sup>674</sup> Fontane: Unehchte Korrespondenzen, Bd. 1, S. 286 f..

<sup>675</sup> Fontane: Unehchte Korrespondenzen, Bd. 1, 288.

<sup>676</sup> GBA, SvW, S. 7.

### 3.2 Religion und Staatsgesinnung in *Grete Minde und Schach von Wuthenow*

Das zweite hier behandelte Konfliktfeld ist die Frage nach dem Zusammenhang von Religion und Staatsgesinnung. Heinrich August Winkler stellt die hohe Bedeutung heraus, die dem Calvinismus als ‚Hofreligion‘ zukam, denn die Reformation sei in ihrem politischen Teil eine Fürstenrevolution gewesen:

„Die dynamisierende Wirkung, die von dem – seit 1613 – calvinistischen Bekenntnis seiner Kurfürsten und Könige auf die Staatsverwaltung, die Wirtschafts- und die zuletzt auch auf die auswärtige Politik des Landes ausgegangen war, hatte hier zu eine besonders scharfen Ausformung des „revolutionären“ Fürstenstaates geführt.“<sup>677</sup>

In der Folge hatte zudem die sprichwörtliche „Toleranz des friderizianischen Preußen in religiösen Fragen“ einen guten Ruf und „bildete für den Hugenottenabkömmling [sc. Fontane] einen hohen Wert“.<sup>678</sup>

Fontane verkehrte im Hause der ihm eng verbundenen katholischen Familie Wangenheim – er bezeichnete sich seit 1859 gar als „Hausfreund“.<sup>679</sup> Die bei Wangenheims verkehrende Gesellschaft bildete in erstaunlicher Weise die führenden politischen Köpfe des katholischen Deutschlands ab: Franz Freiherr von Haxthausen, Hermann von Mallinckrodt, Ludwig Windthorst, Peter Reichensperger, August Reichensperger. Dass diese Begegnungen auf Fontane nicht ohne Einfluss geblieben sind, zeigt sich in *Grete Minde und Schach von Wuthenow*.

---

<sup>677</sup> Winkler 1964, S. 115.

<sup>678</sup> Nürnberger, Helmuth: „Ein von Borniertheit eingegebener Antikatholizismus [...] etwas ganz besonders Schreckliches“. Fontanes Reaktion als Kritiker und Erzähler im Klima des Kulturkampfes. In: Wolzogen, Hanna Delf von; Fischer, Hubertus (Hrsg.): Religion als Relikt?: christliche Traditionen im Werk Fontanes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 157-183. Hier: S. 162.

<sup>679</sup> Brief an Emilie Fontane, 16.9.1859.

Wer in den Nationalstaat integriert werden wolle, der müsse seinen Prinzipien folgen, könnte Bismarcks Credo zusammengefasst werden. Denn den Nationalismus in staatstragende Bahnen zu lenken, war für Bismarck ein zentrales Anliegen. Mit Gründung eines deutschen Nationalstaates unter preußischer Führung war ihm dies auch gelungen. In einer Erklärung Bismarcks vom 24. April 1873 vor dem Preußischen Herrenhaus wird bereits deutlich, dass er die nationalen Kräfte mobilisieren möchte, um sein eigentliches Ziel, eine Schwächung der Staatsmacht zu verhindern:

„Ich verweise darauf, daß die Regierung und Seine Majestät der König mit ihr die Überzeugung haben, daß der Staat in seinem Fundament bedroht und gefährdet ist von zwei Parteien, die beide das gemeinsam haben. Daß sie ihre Gegnerschaft gegen die nationale Entwicklung in internationaler Weise bestätigen, daß sie Nation und nationale Staatenbildung bekämpfen.“<sup>680</sup>

Für den Zeitgenossen Fontane ist diese Politik wahrscheinlich nicht durchschaubar gewesen. Er lehnte den Kulturkampf ebenso wie die Sozialistengesetze Bismarcks ab. Und in der Tat konnte Bismarck sich auf Argumente stützen: die Enzyklika *Quanta cura* Papst Pius IX. von 1864 liest sich wie ein Angriff gegen die säkularen Strömungen der Zeit und den modernen Staat, zudem hatten die katholischen Abgeordneten gegen das Indemnitätsgesetz gestimmt und ein nicht kleiner Teil von ihnen stimmte 1866 nach dem Krieg gegen Österreich gegen die Eingliederung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt. Franz-Willing urteilt daher auch über die katholische Zentrumspartei:

„Es konnte aber kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Partei als ausgesprochene Oppositionsorganisation ins Leben getreten war, und daß ihre Verfassungstreue in der Ausnützung der Verfassung gegen den neuen Staat bestand.“<sup>681</sup>

---

<sup>680</sup> Vgl. Auch: Franz-Willing 1981, S. 1401.

<sup>681</sup> Franz-Willing 1981, S. 1408 f.

Als hätten die Eindrücke der sechziger Jahre für Bismarck nicht ausgereicht, um das Zentrum ebenfalls in solcher Weise zu beurteilen, stimmten die Abgeordneten des Zentrums Mallinckrodt und Windthorst auch gegen die Versailler Verträge, in denen die französischen Reparationszahlungen und die Abtretung Elsaß' und Lothringens festgehalten waren.<sup>682</sup>

Der Ursprung der Zentrumsparlei lässt sich in der Gegnerschaft der katholischen Bewegung gegen absoluten wie den paritätischen Staat sehen.<sup>683</sup> Nach Bornkamm bot die katholische Partei

„die natürlichen Rechte des Individuums und der Familie ebenso wie die ewigen Rechte der gottgestifteten Kirche gegen den Staat auf und suchte ihm dadurch von beiden Seiten Schranken zu ziehen.“<sup>684</sup>

Eine solche Politik muss dem liberalen Staatsmodell, wie es sich im 19. Jahrhundert zunehmend ausgebildet hatte zuwiderlaufen. Aus der religiös bestimmten Perspektive der Zentrumsparlei musste die Staatsautorität tatsächlich stark relativiert erscheinen. Und so schrieb Fontane am 5. August 1893 an August von Heyden:

„Die alte Wangenheim sagte mir immer mit ihrem allerkatholischsten Gesicht: ‚Preußen-Deutschland hat keine Verheißung.‘ Das ist richtig; im Alten Testament kommen wir nicht vor.“<sup>685</sup>

Die Instrumentalisierung von Religion für politische Zwecke lehnt Fontane als eine Ausdrucksform der Heuchelei ab. Eckart Beutel führt dies in einer Untersuchung von Fontanes Religiosität auf deren konkreter Ausprägung bei Fontane zurück:

---

<sup>682</sup> Franz-Willing 1981, S. 1409 f.

<sup>683</sup> Vgl.: Franz-Willing 1981, S. 1412.

<sup>684</sup> Bornkamm 1969, S. 68.

<sup>685</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Vierter Band 1890-1898. München: Hanser 1982, S. 273.

„Fontanes Religiosität zeichnet sich durch die Individualisierung der überkommenen Tradition zu einer authentischen Form privaten Christentums aus.“<sup>686</sup>

Dabei stand Fontane dem Katholizismus zu Beginn der fünfziger Jahre noch ablehnend gegenüber, bezeichnete ihn in einem Brief an Emilie Fontane vom 12. April 1852 „Volksverdummungs- im günstigsten Fall eine klug eingerichtete Volksbeherrschungs-Anstalt“.<sup>687</sup> Später finden sich dergleichen Äußerungen Fontanes nicht mehr, vielmehr stellt er in einem Brief an Henriette von Merckel vom 20. September 1857 den Katholizismus in vielsagender Weise staatlichen Machtzugriffen in positiver Weise gegenüber:

„Dies [sc. dessen geschichtliche Macht] ist auch der Grund, warum ich für die *große* Epoche des Papsttums schwärme; - wenn ich mal in Banden geschlagen werden soll, so geb ich der Macht, die eine Kirche über mich hat, vor den Fäusten eines Landsknechts oder irgendwelcher Polizeikreatur den Vorzug.“<sup>688</sup>

In diesem Brief verbindet Fontane den Militarismus (Landsknecht) mit dem Obrigkeitsstaat (Polizeikreatur). Damit schlägt Fontane eine signifikante Brücke, die viel über seine Wahrnehmung des Staates aussagt. Mitte der achtziger Jahre, also nur wenig Zeit nach der Publikation des *Schach von Wuthenow*, formuliert Fontane in einem Brief an Georg Friedländer am 20. September 1886 erneut seine Ablehnung des Militarismus:

„Wie sonst der Katholizismus das Leben durchdrang und den Einzelmenschen von ‚im Mutterleibe an‘ bis über das Grab hinaus in Händen hielt, stärkte, segnete, peinigete, opferte, so jetzt der Militarismus.“<sup>689</sup>

---

<sup>686</sup> Beutel, Eckart: Fontane und die Religion. Neuzeitliches Christentum im Beziehungsfeld von Tradition und Individuation. Gütersloh: Chr. Kaiser 2003, S. 50. Im Folgenden Beutel 2003.

<sup>687</sup> Fontane, Theodor: Emilie und Theodor Fontane. Dichterfrauen sind immer so. Der Ehebriefwechsel. (Große Brandenburger Ausgabe. Bd. 1. Hrsg. von Gotthard Erler, bearbeitet von Therese Erler). Berlin: Aufbau-Verlag 1998, S. 25.

<sup>688</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Erster Band 1833-1860. München: Hanser 1976, S. 285.

<sup>689</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Dritter Band 1879-1889. München: Hanser 1980, S. 472.

Friedlaender war nach dem Erscheinen seiner Fontane gewidmeten Erinnerungen *Aus den Kriegstagen 1870* in Konflikt mit dem Militär geraten. Zwei Offiziere strengten ein Ehrgerichtsverfahren gegen Friedlaender an. Wirken in der vorigen Briefstelle Katholizismus und Militarismus noch gleichermaßen negativ in der Bewertung, räumt Fontane wieder in einem Brief an Friedlaender vom 7. Dezember 1887 dem Katholizismus einen entscheidenden Vorzug gegenüber dem Militarismus ein:

„Denn die Inquisition, so glücklich ich bin ihre Zeiten nicht erlebt zu haben, handelte doch aus einem großen Prinzip heraus, es stand beständig eine Welt oder doch eine Weltanschauung auf dem Spiel; aber auf dem Punkt zu stehn, vor Gericht seine Ehre einzubüßen, weil man nach 17 Jahren erzählt, ein dämlicher Oberst habe ‚verblüfft‘ ausgesehn, das ist unerhört.“<sup>690</sup>

Das große Prinzip kann Fontane in der Kulturkampfzeit der siebziger Jahre jedoch nicht erkennen, beziehungsweise hält es für vorgeschützt. Noch in seinem letzten Lebensjahr schreibt er in einem Brief an James Morris vom 5. Februar 1898:

„Aber *das* nehme ich auf den Diensteid, daß der Große Kurfürst, der sogenannte ‚Soldatenkönig‘ (Fr. W.) und der Alte Fritz nicht bloß famose Kerle gewesen sind, sondern daß ihr Tun, weit über alles Selbstische hinaus, auch im Dienste großer Ideen, vor allem der Bekämpfung des Katholizismus, gestanden hat. [...] Ich darf dies umso mehr hervorheben, als ich persönlich *gegen* alle antikatholische Politik bin, aber jedenfalls, falsch oder richtig, war immer die *Idee* da [Hervorhebungen im Original, T.L.], nach der die Hohenzollern zwei Jahrhunderte lange ihre Politik getrieben haben.“<sup>691</sup>

Hier sieht Fontane eine antikatholische Politik im Dienst einer großen und authentischen Idee gerechtfertigt. Doch dass der Katholizismus ein den Staat ernsthaft destabilisierendes Prinzip darstellen könnte, sieht Fontane nicht.

---

<sup>690</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Dritter Band 1879-1889. München: Hanser 1980, S. 546.

<sup>691</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Vierter Band 1890-1898. München: Hanser 1980, S. 794.

Eckart Beutel hat herausgearbeitet, dass Fontane vom Pfarrer als kirchlichen Amtsträger „ein andere Positionen akzeptierendes, darin aber klares und identifizierbares Profil“ erwartet.<sup>692</sup> So echauffiert sich Fontane auch in einem Tagebucheintrag vom 7. März 1880 über den Hofprediger Stoecker, der sich doch wie ein „preußischer Hofprediger“ und nicht wie ein „Derwisch“ aufführen sollte.<sup>693</sup> Die Kritik rühre daher, dass Stoeckers Sprachgebrauch sich für politische Versammlungen eher eigne, als dass sie der Würde eines preußischen Hofpredigers angemessen sei.

In seiner Reaktion auf das Regierungsprogramm Friedrichs III. 1888 zeigt sich, dass Fontane dem Protestantismus in seinen verschiedenen Ausprägungen durchaus staatstragende Qualitäten zubilligt. In einem Brief vom 13. März 1888 an Martha Fontane heißt es über das Regierungsprogramm, es sei:

„in der *Kritik* weitgehend und eigentlich die ganze Bismarcksche Politik umfassend. Keine Aenderungen im Wahlgesetz ..., keine Stöckerei, kein Koegelscher Orthodoxismus [Hervorhebung im Original, T.L.].“<sup>694</sup>

Fontane sieht „das Bedrohliche dieser Situation“<sup>695</sup> und sieht mit einer Abkehr von der Politik Bismarcks das preußische Staatswesen destabilisiert. Stoecker, antiliberal wie antisozialistisch zugleich, zeichnete sich durch ein starkes politisches Sendungsbedürfnis aus. Sein Fernziel bestand in einem christlich-deutschen Gottesstaat als Ständestaat.<sup>696</sup> Rudolf Kögel engagierte sich als Oberhof- und Domprediger gegen den Kulturkampf und bemühte sich unorthodox, die Spaltungen innerhalb der

---

<sup>692</sup> Beutel 2003, S. 75.

<sup>693</sup> Fontane, Theodor: Tagebücher: 1866-1882, 1884-1998 (Große Brandenburger Ausgabe. Bd 2. Hrsg. von Gotthard Erler, bearbeitet von Therese Erler). Berlin: Aufbau-Verlag 1994, S. 98 f.

<sup>694</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Dritter Band 1879-1889. München: Hanser 1980, S. 565.

<sup>695</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Dritter Band 1879-1889. München: Hanser 1980, S. 565.

<sup>696</sup> Vgl.: Massing, Paul W.: Vorgeschichte des politischen Antisemitismus. Frankfurt/M. 1959, S. 121 f. Und: Koch, Grit: Adolf Stoecker 1835-1909. Ein Leben zwischen Politik und Kirche. [Erlanger Studien, Band 101]. Erlange: Palm und Enke. 1993 S. 148 f.



evangelischen Kirche mit der kirchlichen Unionspolitik zu überbrücken.<sup>697</sup> Diese vom König und späteren Kaiser sehr unterstützte Politik, war auch als Maßnahme der staatlichen Integration durch die zunehmende Verbindung östlicher und westlicher Provinzen gedacht.<sup>698</sup> Beiden Strömungen erkennt Fontane ihre Funktion für den Staat zu. Denn nach der Revolution von 1848 sollte das Prinzip der landesherrlichen Kirchenhoheit weiterhin Bestand haben. Versuche, das zu ändern, kamen auch aus dem konservativen Lager. So bemühte sich insbesondere auch Heinrich von Mühlner – Mühlner war im übrigen Tunnel-Mitglied und Fontane hatte ihm seine jahrelange staatliche Pension zu verdanken – vergeblich um eine gemischt presbyterial-konsistoriale Kirchenverfassung. Mühlner unterstützte als Kultusminister Bismarcks Politik, wurde aber sogar von Bismarck für sehr konservativ gehalten.<sup>699</sup>

In Hinblick auf diese Ereignisse der Publikationsgegenwart von *Schach von Wuthenow* und *Grete Minde* spielen beide zu markanten Zeitpunkten in der Geschichte der Beziehung zwischen Kirche und Staat – sie beleuchten gewissermaßen die Vorgeschichte dieser Entwicklungen. Im Falle *Grete Mindes* steht der Dreißigjährige Krieg unmittelbar bevor. Mit dem Augsburger Religionsfrieden wurde 1555 das Prinzip cuius regio eius religio verabschiedet und damit die Grundlage für das sich nach dem Westfälischen Frieden zunehmend etablierende landesherrliche Kirchenregiment in den protestantischen Kirchen gelegt. Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die Klöster in der Mark Brandenburg säkularisiert. Zudem trat der Kurfürst Johann Sigismund 1613 zum Calvinismus über, womit für das spätere Preußen weitreichende Konsequenzen für das

---

<sup>697</sup> Hohlwein, Hans; Kögel, Rudolf. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin: Duncker & Humblot 1980, S. 296 f.

<sup>698</sup> Vgl.: Adam, A.: Unionen im Protestantismus. In: Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Hrsg. v. Kurt Galling. Bd. 6. Tübingen, 1957-1965, Sp. 1141.

<sup>699</sup> Betz, Hans Dieter et al. (Hrsg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Hrsg. v. Hans Dieter Betz et al. Tübingen, 1998-2005. Sp. 1566.

Staatswesen verbunden waren.<sup>700</sup> Von einem Besuch Kurfürst Johann Sigismunds in Tangermünde wird in *Grete Minde* berichtet:

„Das gab großes Aufsehen und noch mehr Unruhe, weil der Herr Kurfürst in eben jenen Tagen nicht bloß von seinem lutherischen Glauben zum reformierten übergetreten, sondern infolge dieses Übertritts die Veranlassung zu großer Mißstimmung und der Gegenstand allerheftigster Angriffe von seiten der Tangermündischen Hitzköpfe geworden war.“<sup>701</sup>

Im Anschluss wird berichtet, dass viele in Anbetracht des nahenden Kurfürsten nun eher ‚um ihre Haut‘ als um ihr Seelenheil fürchteten. Die Sorgen erweisen sich in beide Richtungen als unbegründet, denn es handelt sich um einen diplomatischen Besuch des Landesherrn, um die Sorgen der Bevölkerung zu zerstreuen. Johann Sigismund versichert,

„daß er seine von Gott ihm anbefohlenen Unterthanen bei dem Worte Lutheri Augsburgischer Confession belassen, eines jeden Person auch in der Freiheit seines Glaubens und Gewissens schützen wolle, in eben jener Freiheit, um derentwillen er für *Seine* Person das Bekenntniß der beständig hadernden Lutherischen abgethan und den reformirten Glauben angenommen habe.“<sup>702</sup>

Dieses Zitat ist in zweierlei Hinsicht aufschlussreich. Zum einen sagt es etwas über die preußische Toleranztradition in Glaubensfragen aus, die hier gewissermaßen ihre Geburtsstunde feiert. In einem Bericht über seinen Unterricht bei Gigas verwechselt Valtin Ananias und Äneas. Diese Verwechslung ist so vielsagend, wie sie auch fast schon plakativ ist: Denn bei Ananias handelt es sich schließlich um eine Figur der Apostelgeschichte. Der Hohepriester wandelt sich vom Christenverfolger zum Christen und Äneas als einer der tapfersten Trojaner ist mit Valtin sicher nicht gleichzustellen. Pfarrer Gigas, der Valtin davon erzählt hat, könnte sich aber auch selbst damit gemeint haben. Er wird als der

---

<sup>700</sup> Winkler 1964, S. 115.

<sup>701</sup> GBA, GM, S.55.

<sup>702</sup> GBA, GM, S. 56.

gestrenge Sittenwächter der reinen lutherischen Lehre dargestellt: „Er sieht einen so durch und durch“ und gegenüber Calvinisten oder Katholiken „wird er gleich böß, und Feuer und Flamme.“<sup>703</sup> Die Katholiken waren seit Durchführung der Reformation in der Mark Brandenburg 1539 deutlich in der Minderheit und wurden ebenfalls entschieden misstrauisch durch die Lutheraner betrachtet. Der politische Aspekt der religiösen Auseinandersetzung zeigt sich bei den katholischen Nonnen in Arendtsee. Die Differenzierung zwischen den Friedhöfen „er hat *seinen* Kirchhof, und wir haben *unsren* [Hervorhebung im Original, T. L.]“<sup>704</sup> zeigt, dass es sich um ein politisches Begräbnis handelt. Von den Nonnen wird zudem berichtet:

„Und obwohlen unser alter Roggenstroh alle Sonntage gegen sie predigt [sc. die Nonnen, T. L.], es hilft ihm nichts, sie bleiben doch. Und warum bleiben sie? Weil sie den adeligen Anhang haben.“<sup>705</sup>

Denn in „in Cölln [...] da sitzen auch die Junckchern zu Rath und drücken ein Auge zu.“<sup>706</sup> Die „Junckerchen“ erweisen sich damit als interessengeleitet. Und das ist auch jener Aspekt, der auf den zweiten aufschlussreichen Teil des Zitats verweist. Die Begründung, die Kurfürst Johann Sigismund für seine Konversion gibt, lautet, er wollte sich von den „beständig hadernden Lutherischen“ abwenden. Nach Otto Hintze

„hängt das Luthertum damals in Deutschland untrennbar zusammen mit der Partikularismus, in dem Stände und Fürsten eins sind, mit der Abneigung gegen alles, was zur Störung des Friedens führen könnte, mit der ängstlichen Vermeidung aller Verwicklungen in die Händel und geschwinden Läufe der Zeit.“<sup>707</sup>

---

<sup>703</sup> GBA, GM, S. 8.

<sup>704</sup> GBA, GM, S. 93.

<sup>705</sup> GBA, GM, S. 84.

<sup>706</sup> GBA, GM, S. 84.

<sup>707</sup> Hintze, Otto: Die Epochen des evangelischen Kirchenregiments in Preußen. In: Büsch, Otto; Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.): Moderne preußische Geschichte. 1648-1947. Eine Anthologie. Berlin, New York: de Gruyter 1981, S. 1217-1242. Hier S. 1218. Im Folgenden als: Hintze 1981.

Dem Luthertum jener Zeit habe nichts ferner gelegen, „als der Gedanke politischer Machtentfaltung mit Truppenwerbungen und Kriegssteuern.“<sup>708</sup> Wollte der Kurfürst also erreichen, dass Brandenburg als Staat wächst, war eine Konversion der einzig schlüssige Schachzug. Zumal er damit in einem Streit um Ansprüche auf Kleve die Generalstaaten auf seine Seite zog und die Angelegenheit für sich entschied. Auf die Publikationsgegenwart und die Zeit des Kulturkampfes übertragen, lässt sich hier eine deutliche Warnung vor verengter Religiosität sehen. Die Verbindung von Thron und Altar hat auch ganz handfeste politische Gründe gehabt. Fontane reiht sich damit für den Staat ein Stück weit in das ein, „was sie ‚säcularisieren‘ nennen.“<sup>709</sup> Der Staat soll nicht zu stark in die kirchliche Sphäre eingreifen. In *Grete Minde* erinnert Fontane kunstvoll an den Beginn von Preußens Aufstieg zum Großstaat. Dabei ist die Wahl der Konfession eine politische Entscheidung, die zumindest auch dem realpolitischen Kalkül unterliegt. Für das Luthertum lässt sich hieraus zugleich Warnung wie Aufforderung herauslesen: eine geistige Enge müsse vermieden werden, um die Entwicklung des Staates nicht zu behindern.

*Schach von Wuthenow* handelt auch vom Verhältnis zwischen Kirche und Staat, also zwischen Luthertum und Preußentum, in einer historisch prekären Situation. Dabei wird eine Verbindungslinie gezogen von der Ehe zwischen einem Offizier und einer unschönen Frau sowie zwischen Staat und Kirche.<sup>710</sup> Der preußische Staat ruht gewissermaßen ebenso auf dem Bündnis von Thron und Militär wie auch auf dem Bündnis von Thron und Altar. Das Bündnis zwischen Preußentum und Lutherthum schwächelt in *Schach von Wuthenow* allerdings erheblich. Die in der Erzählung erwähnte Inszenierung von Zacharias Werner *Die Weihe der Kraft*, in der Luther zu einem mystisch-romantischen Nationalhelden stilisiert wird, führt in Berlin zu

---

<sup>708</sup> Hintze 1981, S. 1218.

<sup>709</sup> GBA, GM, S. 83.

<sup>710</sup> Hierauf weist auch Gabriele Brandstetter hin, ohne dies jedoch weiter auszuführen: Brandstetter Gabriele; Neumann, Gerhard: »Le laid c'est le beau«. Liebesdiskurs und Geschlechterrolle in Fontanes Roman 'Schach von Wuthenow'. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 72 (1998), H.2, S. 243– 267. Hier S. 250.

heftigen Debatten. Dabei kann dem informierten Leser bekannt sein, dass Werner 1810 in Rom zum Katholizismus konvertierte. Insofern ist es durchaus als Anspielung zu lesen, wenn der Offizier Alvensleben im Stück bereits den „Pferdefuß“ des gegenreformatorischen „Jesuitismus“ zu entdecken meint.<sup>711</sup> Der bürgerliche Sander verwahrt sich gegen Werners Stück, das ihm „in seinen mystisch-romantischen Tendenzen einfach zuwider ist“.<sup>712</sup> Für Sagave liegt die Essenz der thematischen Integration von *Die Weihe der Kraft* in Fontanes Erzählung, dass

„nach Jahrzehnten der Aufklärung und des Weltbürgertums, der romantische Theaterdichter in der Gestalt Luthers dem Berliner Publikum zugleich den Begründer der Staatsreligion und den Erwecker des Nationalbewußtseins vorführen“<sup>713</sup>

will. Allerdings müsse er seine erzieherische Absicht verfehlen, da das Luthertum im *Schach von Wuthenow* von geistiger Enge geprägt sei. Gleiches wird für den preußischen Staat konstatiert, Luthertum wie Preußentum hätten sich überlebt. Bülow bringt das Wort von der ‚Episode Preußen‘ mit einer ‚Episode Luther‘ zusammen:

„Übrigens sind nicht wir [sc. die Neuerer] es, die dies Episodentum schaffen wollen. Dergleichen schafft nicht der einzelne, die Geschichte schafft es. Und dabei wird sich ein wunderbarer Zusammenhang zwischen der Episode Preußen und der Episode Luther herausstellen.“<sup>714</sup>

Für Bülow sind Staat und Kirche in Preußen gleichermaßen eine Fehlkonstruktion:

---

<sup>711</sup> Vgl.: GBA, SvW, S. 14. Sagave verweist darauf, dass dieser Vorwurf von der zeitgenössischen Kritik nicht erhoben wurde, vgl.: Sagave 1966, S. 145. Fontane hat ihn wohl aus dem Wissen um die Konversion Werners und in Anspielung auf den Kulturkampf eingebaut.

<sup>712</sup> GBA, SvW, S. 15.

<sup>713</sup> Sagave 1966, S. 143.

<sup>714</sup> GBA, SvW, S. 16.

„Die Zusammenhänge zwischen Staat und Kirche werden nicht genugsam gewürdigt. [...] In Preußen passen sie zueinander. Und warum? Weil beide gleich dürrftig angelegt, gleich eng geraten sind. Es sind Kleinexistenzen, beide bestimmt, in etwas Größerem auf- oder unterzugehen.“<sup>715</sup>

Für Bülow ist klar, dass „der nationale wie der konfessionelle Standpunkt [...] hinschwindende Dinge“<sup>716</sup> seien. Er halte es ohnehin für „eine Sage“ der Historiker für das Volk, dass Luther die Freiheit in die Welt gebracht habe. Tatsächlich habe er „Unduldsamkeit“ gebracht, was von Bülow mit einem Hinweis auf die Hexenprozesse und die nüchterne lutherische Dogmatik untermauert wird. Von dem, was wiederum Preußen der Welt gebracht habe, zählt Bülow nur Militärisches auf. Die Verbindung von Kirche und Staat wird noch einmal wieder in den folgenden Erörterungen über den Untergang des Templerordens hergestellt. Der Orden sei an Neid, der Schuld voriger Geschlechter, Götzendienst sowie Lastern aller Art zugrunde gegangen, heißt es im Text. Und dennoch sieht sich Schach von seiner vermeintlichen Größe angezogen. Die Parallele zur Situation Preußens 1806 liegt auf der Hand. Zumal hier auch nochmals auf die massive Vergangenheitsorientierung der Zeit verwiesen wird. Damit ist im übrigen noch ein Zug der Handlungszeit der Erzählung zu erwähnen, der sich auch in den *Erinnerungen* der Gräfin zeigt. Sie führt aus:

„Am allgemeinsten trat indes das Streben nach deutscher Altertümlichkeit ans Licht. Aus dieser Zeit kamen die Ritterringe und Ritterketten, die eisernen Kruzifixe und Christusköpfe, die den Amuletten der ersten Christen nachgeahmten Armbänder.“<sup>717</sup>

Auch das „merkwürdige Landsturmedikt“ wird von einzelnen Zeitzeugen bereits als Anachronismus wahrgenommen:

---

<sup>715</sup> GBA, SvW, S. 16.

<sup>716</sup> GBA, SvW, S. 16.

<sup>717</sup> Romberg 1910, S. 288 f.

„So erschien das merkwürdige Landsturmedikt, welches aus Attilas Zeiten datiert schien.“ „[...] Glücklicherweise hatte man damals wenig Muße, sich um Geschriebenes und Gedrucktes zu bekümmern, und ich habe wenig Pastoren gesehen, die dies Edikt nur gelesen hätten. Was das dabei angeordnete Ablesen von den Kanzeln anbetrifft, so gehört nur ein Tropfen gesunden Verstandes dazu, um dies zu unterlassen.“<sup>718</sup>

Gräfin Schwerin kritisiert hier eine Vermischung von religiöser und politischer Sphäre. Diese Kritik wird auch in *Schach von Wuthenow* ausgesprochen und ist als Effekt der zu engen Verbindung von Kirche und Staat zu verstehen. Als Victoires Tante Marguerite sich in der Tempelhofer Kirche vor einem steinernen Gesicht fürchtet, reagiert sie mit der Aussage: „ich finde doch, die Regierung sollte mehr gegen den Aberglauben tun.“<sup>719</sup> In dieser an sich schlichten Szene verbindet Fontane meisterlich verschiedene Dimensionen des Verhältnisses von Staat und Kirche, Bürger und Gläubigem. „Das genferisch reformierte Tantchen“<sup>720</sup> bestreitet desto energischer die Existenz von Gespenstern, je mehr sie sich vor ihnen fürchtet, heißt es weiter. Die Echtheit oder Tiefe ihres Glaubens sollte ihr eigentlich helfen, stattdessen sieht sie die Bekämpfung ihres oder des Aberglaubens allgemein als Aufgabe des Staates, nicht der Kirche an. Damit wird auf die massive Obrigkeitsgläubigkeit in Preußen verwiesen. Hans-Ulrich Wehler betont:

„Die spezifische Ausprägung einer vulgarisierten lutherischen Obrigkeitsgläubigkeit hat diese Entwicklung [sc. zum Obrigkeitsstaat] dann ganz so ideologisch abgesichert [...]. Wie immer auch das Staatsdenken Luthers interpretiert werden mag – fest steht, daß die evangelischen Landeskirchen in der praktischen Alltagseinwirkung die jeweilige Staatsspitze als gottgesetzte Obrigkeit, der man Gehorsam schulde, aber nicht kraft Widerstandsrechts opponieren dürfe, verklärt und der Kritik entzogen haben.“<sup>721</sup>

Immerhin stand nachwievor der preußische König in seiner Funktion als Summus Episcopus an der Spitze der klerikalen Ämterhierarchie. Darin drückte sich eine Verschmelzung von weltlich-rechtlicher und geistlicher

---

<sup>718</sup> Romberg 1910, S. 360 f.

<sup>719</sup> GBA, SvW, S. 43.

<sup>720</sup> GBA, SvW, S. 41.

<sup>721</sup> Wehler 1988, S. 106.

Sphäre aus, die den Charakter des Gottesgnadentums eher betont als ihn zu mindern.

Für Schach liegt es daher in der Logik der Verhältnisse, dass er sich gegenüber der Möglichkeit eines hilfreichen Rates durch seinen Pastor ablehnend verhält:

„Was soll mir schließlich seine Antwort? Hab ich diese Antwort nicht schon vorweg? Hab ich sie nicht in mir selbst? Kenn ich nicht die Gebote? Was mir fehlt, ist bloß die Lust, ihnen zu gehorchen.“<sup>722</sup>

Es kommt überhaupt nicht ein Vertreter der institutionalisierten Religion in *Schach von Wuthenow* zu Wort. Die Kirche gibt keinen Rat mehr, sie scheint nicht mehr den Bedingungen der Gesellschaft zu entsprechen. Oder mit anderen Worten scheint Schach ihnen viel eher nicht mehr entsprechen zu wollen. Ihm fehlt offenbar auch jede innere Religiosität. Religiöse Skrupel in Hinblick auf den Selbstmord finden sich bei Schach nicht. Das Wesentliche seiner Überlegungen gilt seinen persönlichen Neigungen und dem Befehl des Souveräns:

„Er wußte, was er dem König schuldig sei: *Gehorsam!* [Hervorhebung im Original, T.L.] Aber sein Herz widerstritt, und so galt es denn für ihn, etwas ausfindig zu machen, was Gehorsam und Ungehorsam in sich vereinigte, was dem Befehle seines Königs und dem Befehle seiner eigenen Natur gleichmäßig entsprach.“<sup>723</sup>

Walter Hubatsch sieht aus einer Verbindung von stoizistischer und kalvinistischer Tradition einen ganz persönlichen Dienstbegriff erwachsen, der geradezu als „Ausdruck der friderizianischen Staatsräson angesehen werden kann.“<sup>724</sup> Auch dieser sittlich aufgeladene Dienstbegriff hat bei Schach gewissermaßen nur noch die Hülle hinterlassen.

Die enge Verbindung von Kirche und Staat zeichnet Fontane aber nicht nur als nachteilig für den Menschen. Sie erweist sich auch nachteilig für die

---

<sup>722</sup> GBA, SvW, S. 119.

<sup>723</sup> GBA, SvW, S. 140.

<sup>724</sup> Hubatsch, Walther: Das Problem der Staatsräson bei Friedrich dem Großen. Göttingen: Musterschmidt. 1956, S. 26.



Kirche selbst. Dass es um die Religiosität grundsätzlich nicht gut bestellt ist, zeigt auch der Verweis auf die wiederholt geringe Zahl der Kirchgänger.<sup>725</sup> Ein Grund hierfür findet sich in dem von Fontane als Quelle herangezogenen Text Buchholz':

„Wie wollen indeß nur die Beobachtung machen, daß, wie fehlerhaft auch das politische System in einem sogenannten protestantischen Staate seyn mag, dennoch die Kirche nie in eine Opposition gegen die Regierung tritt, aus keinem anderen Grunde, als weil sie von dem Augenblick an verloren ist, wo sie ihr Interesse von dem der Regierung trennt. Lieber duldet sie selbst das Aeußerste. [...] Und diesem Charakter ist die protestantische Kirche im Königreiche Preußen immer getreu geblieben.“<sup>726</sup>

Eine solche Konstellation der Verbindung von Kirche und Staat in *Schach von Wuthenow* führt dazu, dass die religiöse Sphäre ausgehöhlt wird. Jenseits der Erzählung Fontanes zeigt sich historisch die Unwirklichkeit des Gottesgnadentums in der Selbstkrönung König Wilhelms I. 1861 in Königsberg. Aufgeladen mit einem lediglich historisch entliehenen Ethos bleibt nur der Staat.

Es ist abschließend noch die Frage zu klären, wie es um die Anspielungen auf den Katholizismus in beiden Texten letztlich bestellt ist.

Bei ihrem Ausflug nach Tempelhof – einer Gründung der Tempelritter im Rahmen der Ostsiedlung – findet auch die katholische Zeit Erwähnung. Die Vergoldungen in der Kirche deuten darauf ebenso hin wie die Betonung der Farbe Rot des Kirhdachs und des Sonnenuntergangs. Rot ist die Farbe der höchsten katholischen Würdenträger, die darauf verweist, dass sie gleich den Märtyrern notfalls bereit seien, ihr Blut für Christus und die Kirche zu

---

<sup>725</sup> Vgl. GBA, SvW, S. 147.

<sup>726</sup> Buchholz, Friedrich: Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen, bis zum 14ten Oktober des Jahres 1806. Berlin, Leipzig 1808 [anonym erschienen], S. 267 f.

vergießen.<sup>727</sup> Schachs Kind wird schließlich auch auf wundersame Weise auf dem Aracoeli geheilt, so dass der Sieg des Lebens am Ende ausgerechnet durch den Katholizismus erfolgt – ein Element dessen massive staatliche Verfolgung in der Publikationsgegenwart der Erzählung gerade erst nachgelassen hatte. In *Grete Minde* sind es die katholischen Nonnen, die Erbarmen zeigen, während der örtliche Pastor Grete abweist. Damit ist allerdings nicht notwendigerweise eine liberale Stellungnahme verbunden. Zumal Hans-Ulrich Wehler darauf hinweist

„auf dauerhafte, tatkräftige Mithilfe bei der Parlamentarisierung, geschweige denn der Demokratisierung des Reichs, war beim Katholizismus noch weniger als beim Protestantismus zu rechnen.“<sup>728</sup>

Heinrich Bornkamm führt in *Die Staatsidee im Kulturkampf* aus, dass der Katholizismus

„im schärfsten Gegensatz zu dem nationalen und liberalen Staatsgedanken, der prinzipiellen Staatshoheit [stand]. Diese Staatsidee wurde von den Zentrumskreisen als ‚Absolutismus‘ (des Staates und nicht des Herrschers) im Gegensatz zur ‚Selbstregierung‘ auf allen Gebieten des bürgerlichen Lebens oder auch als ‚Staatsomnipotenz‘ bitter verurteilt.“<sup>729</sup>

Damit befand sich die katholische Zentrums-Partei aber in Übereinstimmung mit führenden Konservativen wie Ludwig von Gerlach, für den die Quintessenz des Wesens des preußischen Staates war, „daß er christlicher Staat ist, der sein Fundament ursprünglich von der Kirche empfangen hat.“<sup>730</sup> Weniger fundamental, aber in der gleichen Richtung, dachten Strömungen, in denen die Idee des christlichen Staates sich zugleich mit der besonderen konservativen Tradition verband, welche den konkurrierenden Gewalten im Staat, namentlich den ständischen und

---

<sup>727</sup> Vgl. hierzu: Butler Greenfield, Amy: *A Perfect Red. Empire, Espionage and the Quest for the Colour of Desire*. New York: Harper Collins 2004. S. 19 ff.

<sup>728</sup> Wehler 1988, S. 121 f.

<sup>729</sup> Bornkamm 1969, S. 23.

<sup>730</sup> Bornkamm 1969, S. 24.

kirchlichen, ein beträchtliches Eigenleben neben der zentralen Staatsmacht einräumte.<sup>731</sup> Bismarck sah in der zugleich überstaatlichen wie subsidiären Tendenz des Katholizismus eine Bedrohung für den zentralistischen Obrigkeitsstaat. Zugleich steht der Katholizismus damit einer Wirkung des nationalen Liberalismus entgegen, „der den leeren nationalen Staatsbegriff mit dem Ethos einer starken nationalen Hoheit erfüllte.“<sup>732</sup>

In diesen widerstreitenden Tendenzen zeigen sich unterschiedliche Konzeptionen des Staatsbegriffes. In einer Situation des ausgreifenden nationalen Obrigkeitsstaates scheint sich Fontane nicht in Richtung demokratischer Konzeptionen, sondern zurück zu konservativen Konzeptionen des Staates gewendet zu haben.

---

<sup>731</sup> Bornkamm 1969, S. 61.

<sup>732</sup> Bornkamm 1969, S. 59 f.

#### 4 Schluss

Die doppelte Rahmung der Arbeit, erstens vor dem Hintergrund des Wandels von Staatlichkeit in der Sattelzeit die Darstellung des Wandels derselben in den frühen historischen Erzähltexten Theodor Fontanes zu untersuchen und zweitens gegebenenfalls anhand der Arbeit von Karl Mannheims *Der Konservatismus* danach zu fragen, wie diese Darstellung von Staatlichkeit in dem jeweiligen diskursiven Feld politisch einzuordnen ist, hat sich als geeignet erwiesen. Es konnten auf diese Weise neue Perspektiven gewonnen und begründete Urteile über den politischen Aktualisierungsgehalt von *Vor dem Sturm*, *Grete Minde* und *Schach von Wuthenow* gefällt werden.

Die Untersuchungsergebnisse des ersten Abschnitts befassen sich mit verschiedenen Aspekten des Wandels von Staatlichkeit. Dazu zählen ideengeschichtliche Fragen, die beispielsweise die Bedeutung des Gleichheitsbegriffs klären sollen, wie auch konkrete politische Debatten, wie um die Heeresreform.

Fontane erweist sich danach als überwiegend an der Tradition des preußischen Machtstaates orientiert. Diskursive Anspielungen auf verfassungstheoretische Überlegungen über eine dezentrale Reichsstruktur in *Grete Minde* werden von ihm zugunsten einer zentralstaatlichen Lösung diskreditiert. Fontane erreicht dies, indem er *Grete Minde* in einer korrupten Stadtbürgergesellschaft ansiedelt, die damit kein Vorbild für Subsidiarität und kommunalistische Modelle mehr abgeben kann.

Ebenfalls auf die Seite des Macht- und Militärstaates schlägt Fontane sich in *Vor dem Sturm*. Die Debatte um eine Verbürgerlichung des Heeres über den Landwehrdiskurs, die wie sich im Verfassungskonflikt der 1860er Jahre zeigt, durchaus auch verfassungsrechtliche Dimensionen hat, wird von ihm entschärft. Indem Fontane den improvisierten Landwehreininsatz in *Vor dem Sturm* auf derart klägliche Weise scheitern lässt, gibt er noch zur Publikationszeit des Romans 1878 der Machtpolitik Bismarcks nachträglich seinen Segen. Obwohl er sich in kritischer Haltung zunehmender

Militarisierungstendenzen bewusst ist, sieht er den potenten Machtstaat als einzige Möglichkeit das Deutsche Reich zu sichern. Eine solche Tendenz zum Machtstaat zeigt sich auch in seiner Auseinandersetzung mit dem Prinzip der Volkssouveränität. Die selbstständige und gegen den Willen des Monarchen ausgeführte Aktion scheitert. Gleichheit erweist sich in diesem Kontext bei Fontane als Kategorie, die zuerst einmal rechtlich verstanden wird. In politischer Hinsicht tut sich Fontane mit der Gleichheit schwer und ist nur bereit sie soweit einzuräumen, wie sie die Funktionalität des Machtstaates nicht vermindert.

Vor allem in *Schach von Wuthenow* wird der Machtstaat schließlich selbst zum Thema. Die Erzählung wird gemeinhin als besonders kritisch gegenüber dem alten, dem friderizianischen Preußen verstanden. Bei diesem Fokus scheint aber in Hinblick auf die Publikationsgegenwart der Erzählung außer Acht zu geraten, wofür Fontane dann mit ihr im Umkehrschluss plädiert: Es geht ihm im Kontrast zum in alten Formen und Traditionen erstarrten Preußen von 1806 darum, einen vitalen Machtstaat einzufordern. Die Botschaft lautet: Wenn das Militär- und Staatswesen zu sehr erstarrt, wird der Staat verwundbar. Die Debatte über eine zuvorderst an moralischen oder interessegeleiteten Zielen ausgerichteten Politik erübrigt sich schließlich ‚durch die normative Kraft des Faktischen‘: Preußen wird von einer gegnerischen Macht unterworfen. Die andere Seite der machtstaatlichen Perspektive betrifft das Individuum. In *Schach von Wuthenow* deutet sich die Tendenz des modernen Staates, den Staatsbürger zu kontrollieren und ganz in seine Zwecke einzubinden. Die Figuren definieren sich weitestgehend über die Bedeutungen ihrer Familien für den preußischen Staat beziehungsweise beschäftigen sich mit der möglichen eigenen Rolle in ihm. Damit einher geht auch das Problem adeligen Standesdünkels, der durch Schach erweist als besonders stark durch das preußische Staatsethos beeinflusst und sein Soldatendasein für den preußischen Staat führt ihn schließlich in eine fatale Konfliktsituation mit der Gesellschaft.

Der zweite Teil der Arbeit befasst sich mit Aspekten der Entwicklung zum Nationalstaat in Fontanes Texten. Dabei zeigt sich in Hinblick auf Staatlichkeit auch hier, dass das nationale Element im Zweifel gegenüber dem Machtstaat zurückstehen muss. Erklärbar ist dies allemal dadurch, dass die Liberalen und andere mit ihnen die Erfahrung machen mussten, dass die Strategie, die Einheit auf parlamentarischem Wege zu erreichen, scheiterte. Wenn es also keine Einheit durch Freiheit gab, so hofften doch viele, auf Freiheit durch Einheit. Aber auch diese Hoffnung musste sich als vergeblich erweisen. Fontanes Texte illustrieren auch die Mechanismen der Exklusion am Beispiel der Polen oder in Form sehr verhaltener Anspielungen auf den Katholizismus und damit den Kulturkampf. Hier ist das Bild etwas unschärfer: Während Fontane deutlich eine preußische Verantwortung für das Verschwinden Polens von der Landkarte von sich weist, scheint er für ein traditionelleres Staatsverständnis, wie es teils auch die Konservativen vertreten, durchaus Sympathien zu haben.

Gerade Briefstellen der späten achtziger und der neunziger Jahre werden häufig als Beleg dafür angeführt, dass Fontane im hohen Alter zunehmend kritischer gegenüber dem neuen Staat und dem Preußentum wurde. Doch es zeigt sich in seinen historischen Erzähltexten, dass Fontane vor allem die Phrase ablehnt und einer klugen Realpolitik im konservativen Sinne in besonders starkem Maße verbunden bleibt. Eine solche Politik hat in seinen Augen vor allem der Staaträson zu dienen. Dabei kann eine solche Politik konservative, liberale oder letztlich sogar sozialdemokratische Elemente enthalten. Im Hintergrund dieser Überlegungen Fontanes muss als Ziel staatlicher Politik stehen, die Ordnung zu erhalten. Ein Meister der realpolitischen Integration verschiedener Strömungen war bekanntlich Bismarck und in einem solchen Sinne äußert sich auch Fontane gegenüber seinem alten Freund Moritz Lazarus in einem Brief vom 2. November 1894:

„Das Glücks- und Leidensmaß bleibt dasselbe, das Sündenmaß bleibt dasselbe und das Maß von Anstrengung, das Sündenmaß zu verkleinern bleibt auch dasselbe. Nichts hilft. Ich bin davon so durchdrungen, [...] daß mir das Weltregierenwollen im Jeremiasstil, das Politikmachenwollen nach Sittlichkeitsgesetzen, also auf dem Fundament göttlicher Gerechtigkeit, als

etwas nicht bloß Unfruchtbares, sondern, ohne Erwägung der Umstände, als etwas geradezu zu Bekämpfendes erscheint. [...] Die Jerimiasse haben die Fahne hochzuhalten; aber die Alltagsarbeit haben die Bismarcke zu thun, kluge Leute, die vor nichts erschrecken.“<sup>733</sup>

Fontane äußert hier auch im hohen Alter, dass er ein Freund der Realpolitik geblieben ist. Dies unterstützt auch die hier herausgearbeitete deutliche Tendenz seiner frühen Erzähltexte. Für weitere Arbeiten dürfte es lohnend sein, die hier genutzte Perspektive auch auf das Balladenwerk des Dichters anzuwenden. Die Welt der Stuarts, Raghleys und Cromwells eröffnet ein weites diskursives Feld ideengeschichtlicher Bezüge: Absolutismus und Souveränität, politische Hinrichtungen, die politische Dimension des Puritanismus usw. Es könnte sich insbesondere als ergiebig erweisen, die Motive mit den entsprechenden preußischen Motiven im Werk des Dichters zu paaren.

---

<sup>733</sup> Fontane, Theodor: Briefe. Vierter Band 1890-1898. München: Hanser 1982, S. 400.

## Literaturverzeichnis

### Sigeln

- GBA, VdS I/II      Fontane, Theodor: Vor dem Sturm. I und II. Roman aus dem Winter 1812 auf 1813. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 1, hrsg. von Christine Hehle). Berlin: Aufbau-Verlag 2011.
- GBA, VdS III/IV    Fontane, Theodor: Vor dem Sturm. III und IV. Roman aus dem Winter 1812 auf 1813. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 2, hrsg. von Christine Hehle). Berlin: Aufbau-Verlag 2011.
- GBA, GM            Fontane, Theodor: Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 3, bearbeitet von Claudia Schmitz). Berlin: Aufbau-Verlag 1997.
- GBA, SvW          Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 6, bearbeitet von Katrin Seebacher). Berlin: Aufbau-Verlag 1997.
- GBA, W2            Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Teil: Das Oderland. Hrsg. v. Gotthard Erler und Rudolf Mingau. (Große Brandenburger Ausgabe). Berlin: Aufbau-Verlag 1997.
- GG                  Brunner, Otto u.a. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Stuttgart: Klett-Cotta 1972 – 2004.



## Primärliteratur

Fontane, Theodor: Vor dem Sturm. I und II. Roman aus dem Winter 1812 auf 1813. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 1, hrsg. von Christine Hehle). Berlin: Aufbau-Verlag 2011.

Fontane, Theodor: Vor dem Sturm. III und IV. Roman aus dem Winter 1812 auf 1813. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 2, hrsg. von Christine Hehle). Berlin: Aufbau-Verlag 2011.

Fontane, Theodor: Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 3, bearbeitet von Claudia Schmitz). Berlin: Aufbau-Verlag 1997.

Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. (Große Brandenburger Ausgabe. Das Erzählerische Werk. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 6, bearbeitet von Katrin Seebacher). Berlin: Aufbau-Verlag 1997.

Fontane, Theodor: Von Zwanzig bis Dreißig. (Große Brandenburger Ausgabe. Das autobiographische Werk. Bd. 3. Hrsg. v. Gotthard Erler. Bd. 6, bearbeitet von Wolfgang Rasch). Berlin: Aufbau-Verlag 2014.

Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Teil: Das Oderland. Hrsg. v. Gotthard Erler und Rudolf Mingau. (Große Brandenburger Ausgabe). Berlin: Aufbau-Verlag 1997.

Fontane, Theodor: Tagebücher 1866 – 1882, 1884 – 1898. Bd. 2. Große Brandenburger Ausgabe, hrsg. v. Gotthard Erler. 1. Auflage. Berlin: Aufbau-Verlag 1994.

Fontane, Theodor: Realismus. In: Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung. Hrsg. v. Gerhard Plumpe. Stuttgart: Reclam 2005.

Fontane, Theodor: Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. v. Friedrich Fontane. [Nachdruck v. 1943]. Hildesheim: Olms 1995.

Fontane, Theodor: Briefe. Erster Band 1833-1860. München: Hanser 1976.

Fontane, Theodor: Briefe. Zweiter Band 1860-1878. München: Hanser 1979.

Fontane, Theodor: Briefe. Dritter Band 1879-1889. München: Hanser 1980.

Fontane, Theodor: Briefe. Vierter Band 1880-1898. München: Hanser 1982.

Fontane, Theodor: Emilie und Theodor Fontane. Dichterfrauen sind immer so.  
Der Ehebriefwechsel. (Große Brandenburger Ausgabe. Bd. 1. Hrsg. von  
Gotthard Erler, bearbeitet von Therese Erler). Berlin: Aufbau-Verlag  
1998.

Fontane, Theodor: Emilie und Theodor Fontane. Die Zuneigung ist etwas  
Rätselvolles. Der Ehebriefwechsel. (Große Brandenburger Ausgabe.  
Bd. 3. Hrsg. von Gotthard Erler, bearbeitet von Therese Erler). Berlin:  
Aufbau-Verlag 1998.

Fontane, Theodor: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859 - 1898. Hrsg. v.  
Kurt Schreinert. Stuttgart: Klett 1972.

Fontane, Theodor: Briefe. Hrsg. v. Kurt Schreinert u. Charlotte Jolles. Berlin:  
Propyläen 1968. Bd. 1.

Erler, Gotthard (Hrsg.): Fontanes Briefe in zwei Bänden. Berlin: Aufbau 1968.

## Sekundärliteratur

Adam, A.: Unionen im Protestantismus. In: Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Hrsg. v. Kurt Gallig. Bd. 6. Tübingen, 1957-1965, Sp. 1141.

Agamben, Giorgio: Homo sacer. Die Souveränität der Macht und das nackte Leben. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.

Akaltin, Ferdi: Die Befreiungskriege im Geschichtsbild der Deutschen im 19. Jahrhundert. Zugl. Diss. Universität Freiburg, 1996. Frankfurt/M.: Verlag neue Wissenschaft 1997.

Allred, Jeff: American Modernism and Depression Documentary. Oxford: University Press 2010.

Anderson, Paul Irving: Der versteckte Fontane und wie man ihn findet. Stuttgart: Hirzel 2006.

Anderson, Paul Irving: Der Durchbruch mit Grete Minde. Ein Probekapitel aus Fontanes Biographie. In: Fontane-Blätter. 52/1991, S. 47 – 67.

Ardtner, Bernd: Der Selbstmord im deutschen Herr 1873 bis 1913. Universität Leipzig Diss. 1996.

Andree, Christian: Fontane und die Zisterzienser in der Mark. In: Kniefelkamp, Ulrich (Hrsg.): Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser. Berlin: Springer, 2001. S. 365 – 387.

Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Theodor Fontane. München: Ed. Text + Kritik 1989.

Aron, Raymond: Clausewitz. Den Krieg denken. Frankfurt/M. u.a.: Propyläen 1980.

Attwood, Kenneth: Fontane und das Preußentum. Berlin: Haude & Spener

1970.

- Aust, Hugo: Theodor Fontane. „Verklärung“. Eine Untersuchung zum ideengeschichtlichen Gehalt seiner Werke. (Bonner Arbeiten zu deutscher Literatur. Hrsg. v. Benno von Wiese, Bd. 26). Bonn: Bouvier 1974.
- Aust, Hugo: Zur Modernität des vaterländischen Romans bei Theodor Fontane. In: Fontane-Blätter. 60/1995, S. 83 – 102.
- Aust, Hugo: Theodor Fontane. Ein Studienbuch. Tübingen: Francke 1998.
- Aust, Hugo: Literatur des Realismus. 3. Auflage. Stuttgart: Metzler 2000.
- Aust, Hugo; Fischer, Hubertus: Fontane und die Polen, Fontane in Polen. Referate der wissenschaftlichen Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. vom 26. Bis 29. Mai 2005. Würzburg: Königshausen und Neumann 2005.
- Avraham, Doron: In der Krise der Moderne. Der preußische Konservatismus im Zeitalter gesellschaftlicher Veränderungen 1848-1876 (Schriftenreihe des Minerva Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv. Hrsg. von José Brunner, Bd. 27). Göttingen: Wallstein 2008.
- Balzer, Bernd: „Puir Effie“ – „arme Affi“: zur Scott-Rezeption Fontanes. In: Balzer, Bernd (Hrsg.): Annäherungen. Wrocław: ATUT 2003, S. 560-569.
- Baßler, Moritz u.a.: Historismus und literarische Moderne. Tübingen: Niemeyer 1996.
- Bader, Karl S.; Dilcher, Gerhard: Deutsche Rechtsgeschichte. Land und Stadt – Bürger und Bauern im Alten Europa. (Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften, hrsg. v. H. Albach et al.). Heidelberg u. a.: Springer 1999.
- Bauer, Franz J.: Das 'lange' 19. Jahrhundert (1789 – 1917). Profil einer Epoche.. Stuttgart: Reclam 2004.

- Bayer, Erich; Wende, Frank: Wörterbuch zur Geschichte. Begriffe und Fachausdrücke. 5. Auflage. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1995.
- Bemmann, Helga: Theodor Fontane. Ein preußischer Dichter. Berlin: Ullstein 1998.
- Berbig, Roland: Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Berlin: de Gruyter 2000.
- Berbig, Roland: Fontane-Chronik, Bd. 1, Berlin [u.a.]: de Gruyter 2010.
- Berg-Ehlers, Luise: Theodor Fontane und die Literaturkritik: zur Rezeption eines Autors in der zeitgenössischen und liberalen Berliner Tagespresse. Bochum: Winkler 1990.
- Beßlich, Barbara: Der deutsche Napoleon-Mythos. Literatur und Erinnerungen 1800-1945. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2007.
- Betz, Frederick: Theodor Fontane, Grete Minde - Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart: Reclam 1986.
- Beutel, Eckart: Fontane und die Religion. Neuzeitliches Christentum im Beziehungsfeld von Tradition und Individuation. Gütersloh: Chr. Kaiser/Güterloher Verlagshaus 2003.
- Blasberg, Cornelia: Erschriebene Tradition. Adalbert Stifter oder das Erzählen im Zeichen verlorener Geschichten. Freiburg im Breisgau: Rombach 1998.
- Blumenberg, Hans: Begriffe in Geschichten. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998.
- Blumenberg, Hans: Vor allem Fontane. Glossen zu einem Klassiker. Frankfurt/M., Leipzig: Insel Verlag 2002.
- Blumenberg, Hans: Theorie der Unbegrifflichkeit. (Aus dem Nachlaß hrsg. von Anselm Haverkamp). Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.

- Böckenförde, Ernst-Wolfgang: Der Verfassungstyp der deutschen konstitutionellen Monarchie im 19. Jahrhundert. In: Böckenförde, Ernst Wolfgang (Hrsg.): *Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914)*. [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981. S. 146-170.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang: Die national-konstitutionelle Bewegung des Jahres 1848. Die Einheit von nationaler und konstitutioneller politischer Bewegung im deutschen Frühliberalismus. In: Böckenförde, Ernst Wolfgang (Hrsg.): *Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914)*. [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981. S. 27-39.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang (Hrsg.): *Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914)*. [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981.
- Bönsch, Annemarie: *Formengeschichte europäischer Kleidung*. 2. Auflage. Wien: Böhlau 2011.
- Bornkamm, Heinrich: *Die Staatsidee im Kulturkampf*. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1969.
- Bosshart, Adelheid: *Theodor Fontanes historische Romane*. Univ. Diss. Zürich. Winterthur: Keller 1957.
- Brandt, Hartwig: *Der lange Weg in die demokratische Moderne*. Deutsche Verfassungsgeschichte von 1800 bis 1945. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1998.
- Brandstetter Gabriele; Neumann, Gerhard: »Le laid c'est le beau«. Liebesdiskurs und Geschlechterrolle in Fontanes Roman 'Schach von Wuthenow'. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 72 (1998), H.2, S. 243– 267.
- Braun, Edmund (Hrsg.): *Wissenschaftstheoretisches Lexikon*. Graz: Styra 1978.

Brunner, Otto u.a. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Stuttgart: Klett-Cotta 1972 – 2004.

Buchholz, Friedrich: Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen, bis zum 14ten Oktober des Jahres 1806. Berlin, Leipzig 1808 [anonym erschienen].

Burdorf Dieter; Fasbender, Christoph; Moenighoff, Burkhard (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur. 3. Auflage. Stuttgart: Metzler 2007.

Burgdorf, Wolfgang: Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reiches und die Generation 1806. München: Oldenbourg 2006.

Burkhardt, Arnim; Pape, Kornelia (Hrsg.): Die Sprache des deutschen Parlamentarismus. Studien zu 150 Jahren parlamentarischer Kommunikation. Wiesbaden: Springer 2000.

Büsch, Otto; Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.): Moderne preußische Geschichte 1648-1947. Eine Anthologie. 3 Bände. Berlin, New York: de Gruyter 1981.

Büsch, Otto; Neugebauer, Wolfgang: Handbuch der preußischen Geschichte. Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter 1992.

Bußmann, Walter: Europa von der Französischen Revolution zu den nationalstaatlichen Bewegungen des 19. Jahrhunderts. [Handbuch der europäischen Geschichte, hrsg. von Theodor Schieder; Bd. 5]. Stuttgart: Klett-Cotta 1981.

Butler Greenfield, Amy: A Perfect Red. Empire, Espionage and the Quest for the Colour of Desire. New York: Harper Collins 2004.

Buttlar, Madeleine von: Die politischen Vorstellungen des F. A. L. v. d. Marwitz. Ein Beitrag zu Genesis und Gestalt des konservativen Denkens in Preußen. Frankfurt/M.: Peter Lang 1980.

Chambers, Helen: Theodor Fontanes Erzählwerk im Spiegel der Kritik. 120 Jahre Fontane-Rezeption. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003.

Chevenne, Reine: Fontane et l'histoire. Présences et survivances. Frankfurt/M.: Peter Lang 1995.

Clegg, Stewart R.: Frameworks of Power. London u.a.: SAGE Publications 1989.

Cölln, Georg Friedrich Wilhelm von: Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Amsterdam u. Cölln, 1807.

Craig, Gordon A.: Die preußisch-deutsche Armee 1640-1945. Staat im Staate. Düsseldorf: Droste 1960.

Craig, Gordon A.: Deutsche Geschichte 1866-1945. Vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des Dritten Reiches. München: Beck 1980.

Craig, Gordon A.: Die Politik der Unpolitischen. Deutsche Schriftsteller und die Macht 1770-1871. München: Beck 1993.

Craig, Gordon A.: Über Fontane. 2. Auflage. München: Beck 1998.

Creutz, Roland: Konservative Vereine und preußische Politik in der Ära des 'Verfassungskonflikts' (1861 – 1866). Univ. Diss. Düsseldorf. o.V. 2003.

Dann, Otto: Freiheit. In: Brunner, Otto; Conze, Werner; Koselleck, Reinhart (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zu politisch-sozialen Sprache in Deutschland: Studienausgabe. Bd. 2. Stuttgart: Klett-Cotta 2004. S. 511.

Demetz, Peter: Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen. München: Hanser 1964.



- Dingeldein, Kerstin: Die Konfrontation des Gegenständlichen. Eine Studie zur geschichtlichen Denkkontention in den Texten Theodor Fontanes. Zugl. Uni.-Diss., Mainz 1989. Frankfurt/M.: Fischer 1994.
- Doebeling, Marion (Hrsg.): New Approaches to Theodor Fontane. Cultural Codes in Flux. Columbia: Camden House 2000.
- Doering Manteuffel, Anselm: Die Deutsche Frage und das europäische Staatensystem 1815-1871. 3. Auflage. München: Oldenbourg 2010.
- Droysen, Johann Gustav: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenberg. Bd. 1 u. 2. Berlin: Veit u. Comp. 1854.
- Dunkel, Alexandra: Figurationen des Polnischen im Werk Theodor Fontanes. Berlin: de Gruyter 2015.
- Eberhardt, Wolfgang: Fontane und Thackeray. Heidelberg: Carl Winter 1975.
- Eggert, Hartmut et al. (Hrsg.): Geschichte als Literatur, Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit. Stuttgart: Metzler 1990.
- Elias, Norbert: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992.
- Engelberg, Ernst: Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas. Berlin: Akad. Verl. 1990.
- Erdmann, Karl Dietrich: Preußen: Seine Wirkung auf die deutsche Geschichte, Vorlesungen. Stuttgart: Klett-Cotta 1985.
- Erler, Gotthard: Theodor Fontane. In: Étienne, Francois; Schulze, Hagen (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 1. München: Beck 2001, S. 242-253.

- Ester, Johannes: Der selbstverständliche Geistliche: Untersuchungen zu Gestaltung und Funktion des Geistlichen im Erzählwerk Theodor Fontanes. Leiden: Univ. Pers 1975.
- Fairclough, Norman: Discourse and Social Change. Cambridge: Polity Press 1992.
- Fairclough, Norman: Analysing Discourse. Textual analysis for social research. London: Routledge 2003.
- Fehrenbach, Elisabeth: Verfassungsstaat und Nationsbildung 1815-1871. München: Oldenbourg 1992.
- Fenske, Hans et al.: Geschichte der politischen Ideen. Von der Antike bis zur Gegenwart. Frankfurt/M.: Fischer 2003.
- Feuchtwanger, Edgar Joseph: Preußen. Mythos und Realität. München: Heyne 1978.
- Fichte, Johann Gottlieb: Reden an die deutsche Nation. Hamburg: Felix Meiner 1955.
- Fillitz, Hermann: Der Traum vom Glück. Das Phänomen des europäischen Historismus. S. 15 – 26. In: Hermann Fillitz und Werner Telesko (Hrsg.): Der Traum vom Glück. Die Kunst des Historismus in Europa. Wien: Brandstätter. 1998.
- Fischer, Hubertus: Gegen-Wanderungen. Streifzüge durch die Landschaft Fontanes. Frankfurt/M.: Ullstein 1986.
- Fischer, Hubertus: „Mit Gott für König und Vaterland!“. Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863. 1. Teil. In: Fontane-Blätter 1994/58, 62 – 88.
- Fischer, Hubertus: „Mit Gott für König und Vaterland!“. Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863. 2. Teil. In: Fontane-Blätter 1995/59, S. 59 – 84.

- Fischer, Hubertus: Theodor Fontane, der „Tunnel“, die Revolution. Berlin 1848/49. Berlin: Stapp 2009.
- Förster-Habrigh, B. Susann: Die Briefe Theodor Fontanes. Romane und Erzählungen im Spiegel seiner Briefe. Univ. Diss. Gießen. Grafenberg: o.A. 1991.
- Foucault, Michel: Analytik der Macht. (hrsg. von Daniel Defert und François Ewald). Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005.
- Foucault, Michel: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernamentalität I. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- Franz-Willing, Georg: Der große Konflikt: Kulturkampf in Preußen. In: Büsch, Otto; Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.): Moderne preußische Geschichte 1648-1947. Eine Anthologie. Bd. 3. Berlin, New York: de Gruyter 1981. S. 1395-1457.
- Freyer, Hans: Theorie des gegenwärtigen Zeitalters. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1967.
- Freyer, Hans: Preußentum und Aufklärung. und andere Studien zu Ethik und Politik (Hrsg. und kommentiert von Elfriede Üner). Weinheim: Acta Humaniora, VCH 1986.
- Fricke, Hermann: Fontanes Historik. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 5 (1954).
- Frie, Ewald: Das deutsche Kaiserreich. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2004.
- Fulda, Daniel: Wissenschaft aus Kunst: Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung: 1760-1860. Berlin u.a.: de Gruyter 1996.
- Fulda, Daniel: "Historismus in allen Gestalten", In: Rechtshistorisches Journal 16 (1997), S. 188-220.

- Fulda, Daniel: Geschichte als Literatur: Tendenzen und Probleme der Forschung. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. N.F. 51. (2001), 1, S. 95-113.
- Fröbel, Julius: Monarchie oder Republik? Mannheim: [s.n.], 1848.
- Gärtner, Karl-Heinz: Theodor Fontane, Literatur als Alternative. Eine Studie zum "poetischen Realismus" in seinem Werk. Bonn: Bouvier 1978.
- Genton, François: „Eine feste Burg“? Zum Mythos Preußen-Brandenburg bei Kleist, Fontane und Grass. S. 123 – 134. In: Berbig, Roland, Lauster, Martina und Parr, Rolf (Hrsg.): Zeitdiskurse. Reflexionen zum 19. und 20. Jahrhundert als Festschrift für Wulf Wülfing. Heidelberg: Synchron 2004.
- Geppert, Hans Vilmar: Der „andere“ historische Roman: Theorie und Strukturen einer diskontinuierlichen Gattung. Tübingen: Niemeyer 1976.
- Geppert, Hans Vilmar: Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer 1994.
- Geppert, Hans Vilmar: Der Historische Roman. Geschichte umerzählt – von Walter Scott bis zur Gegenwart. Tübingen: Francke 2009.
- Gervinus, Georg Gottfried: Hinterlassene Schriften. Wien: Braumüller 1872.
- Giesen, Bernhard (Hrsg.): Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- Globig, Klaus: Theodor Fontane „Grete Minde“: Psychologische Studie, Ausdruck des Historismus oder sozialpolitischer Appell?. In: Fontane-Blätter. 32/1981, S. 706 – 712.
- Gneist, Rudolf von: Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen mit besonderer Rücksicht auf Verwaltungsreformen und Kreis-Ordnungen in Preußen. Berlin: Springer

1869.

Goertz, Hans-Jürgen: Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität. Stuttgart: Reclam 2001.

Gramley, Hedda: Propheten des Nationalismus: Theologen, Historiker und Nationalökonomien. 1848-1880. Frankfurt/M.: Campus 2001.

Gratzke, Michael: Blut und Feuer. Heldentum bei Lessing, Kleist, Fontane, Jünger und Heiner Müller. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011.

Grawe, Christian: Preußen 1803 bis 1813 im ‚vaterländischen Roman‘. Willibald Alexis, George Heseckel, Theodor Fontane. In: Schulz, Gerhard und Mehigan, Tim (Hrsg.): Literatur und Geschichte 1788-1988. [Australisch-neuseeländische Studien zur deutschen Sprache und Literatur; Bd. 15]. Frankfurt/M.: Peter Lang 1990.

Grawe, Christian: Fontane-Chronik. Stuttgart: Reclam 1998.

Grawe, Christian (Hrsg.): Fontanes Novellen und Romane. Stuttgart: Reclam 1998.

Grawe, Christian; Nürnberger, Helmuth (Hrsg.): Fontane-Handbuch. Stuttgart: Kröner 2000.

Grünthal, Günther: Parlamentarismus in Preußen 1848/49 – 1857/58. Preußischer Konstitutionalismus – Parlament und Regierung in der Reaktionsära. Düsseldorf: Droste 1982.

Guarda, Sylvain: Theodor Fontanes „Neben“-werke. Grete Minde, Ellernklipp, Unterm Birnbaum, Quitt: ritualisierter Raubmord im Spiegelkreuz. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004.

Guenther, Walter P.: Preußischer Gehorsam. Theodor Fontanes Novelle „Schach von Wuthenow“. Text und Deutung. München: Nymphenburger 1981.

- Guilhamon, Elizabeth; Meyer, Daniel (Hrsg.): Die streitbare Klio. Zur Repräsentation von Macht und Geschichte in der Literatur. Frankfurt/M.: Peter Lang 2010.
- Hädecke, Wolfgang: Theodor Fontane. Biographie. München: Hanser 1998.
- Halder, Winfrid: Innenpolitik im Kaiserreich 1871-1914. 2. Auflage. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2006.
- Han, Byung-Chul: Was ist Macht? Stuttgart: Reclam 2005.
- Hannusch, Katrin: Zur Mitgliedersozio­logie des Literarischen Sonntagsverein „Tunnel über der Spree“. In: Fontane-Blätter. 51/1991, S. 55 – 57.
- Hardtwig, Wolfgang; Brandt, Harm-Hinrich (Hrsg.): Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert. München: Beck 1993.
- Hardtwig, Wolfgang: Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500-1914. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994.
- Hardtwig, Wolfgang: Hochkultur des bürgerlichen Zeitalters. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 169). Göttingen: Vandenhoeck 2005.
- Hauser, Oswald: Zum Problem der Nationalisierung Preußens. In: Historische Zeitschrift, Bd. 202 (1966), S. 529-542.
- Hebekus, Uwe: Kilos Medien. Die Geschichtskultur des 19. Jahrhunderts in der historistischen Historie und bei Theodor Fontane. (Hermaea, Germanistische Forschungen, Neue Folge. Hrsg. v. Joachim Heinzle u. Klaus-Detlef Müller, Bd. 99). Tübingen: Niemeyer 2003.
- Heidenreich, Bernd; Kroll, Frank-Lothar (Hrsg.): Theodor Fontane. Dichter der Deutschen Einheit. Berlin: BW V 2003.
- Heißen, Johannes: Historismus und Kulturkritik. Studien zur deutschen

Geschichtskultur im späten 19. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003.

Helmstetter, Rudolf: Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus. München: Fink 1998.

Hermand, Jost: Zur Literatur der Gründerzeit. In: Hermand, Jost: Von Mainz nach Weimar. 1793-1919. Stuttgart, 1969. S. 211 – 249.

Hess, Adalbert: Das Parlament das Bismarck widerstrebte. Zur Politik und sozialen Zusammensetzung des preußischen Abgeordnetenhauses der Konfliktzeit (1862-1866). Köln u.a.: Westdeutscher Verlag 1964.

Heyderdorff, Julius (Hrsg.): Im Ringe der Gegner Bismarcks. Denkschriften und politischer Briefwechsel Franz von Roggenbachs mit Kaiserin Augusta und Albrecht von Stosch 1865-1896. Leipzig: Köhler & Amelang 1943.

Hillebrand, Bruno: Mensch und Raum im Roman. Studien zu Keller, Stifter, Fontane. München: Winkler 1971.

Hinrichs, Carl: Preußentum und Pietismus. Der Pietismus in Brandenburg-Preußen als religiös-soziale Reformbewegung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1971.

Hintze, Otto: Die Industrialisierungspolitik Friedrichs des Großen. In: Hintze, Otto: Historische und politische Aufsätze . II, Berlin o. J.

Hintze, Otto. Das monarchische Prinzip und die konstitutionelle Verfassung. In: Hintze, Otto: Staat und Verfassung (hrsg. von Gerhard Oestreich). Göttingen 1970, S. 242-274.

Hintze, Otto: Die Epochen des evangelischen Kirchenregiments in Preußen. In: Büsch, Otto; Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.): Moderne preußische Geschichte. 1648-1947. Eine Anthologie. Berlin, New York: de Gruyter 1981, S. 1217-1242.

- Hippel, Wolfgang von: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der frühen Neuzeit. 2. Auflage. München: Oldenbourg 2013.
- Höfer, Anette u. Reichardt, Rolf: Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680-1820. Heft 7. München: Oldenbourg 1986.
- Höhle, Erwin: Bruch und Kontinuität im Werden der modernen deutschen Freiheit. In: Mayer, Theodor (Hrsg.): Das Problem der Freiheit in der deutschen und schweizerischen Geschichte (Vorträge und Forschungen, Bd. 2), Lindau u.a.: Thorbecke 1955. S. 159-176.
- Hohlwein, Hans: Kögel, Rudolf. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin: Duncker & Humblot. 1980.
- Holtz, Bärbel; Spenkuch, Hartwin (Hrsg.): Preußens Weg in die politische Moderne. Verfassung – Verwaltung – politische Kultur zwischen Reform und Reformblockade. (Berichte und Abhandlungen / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Sonderband 7). Berlin: Akad. Verl. 2001.
- Hubatsch, Walther: Das Problem der Staatsräson bei Friedrich dem Großen. Göttingen: Musterschmidt 1956.
- Huber, Ernst Rudolf: Nationalstaat und Verfassungsstaat. Studien zur Geschichte der modernen Staatsidee. Stuttgart: Kohlhammer 1965.
- Huber, Ernst Rudolf; Huber, Wolfgang: Staat und Kirche im 19. Und 20. Jahrhundert. Dokumente zur Geschichte des deutschen Staatskirchenrechts. Bd. 2: Staat und Kirche im Zeitalter des Hochkonstitutionalismus und des Kulturkampfes 1848-1890. Berlin: Duncker & Humblot 1976.
- Huber, Ernst Rudolf: Die Bismarcksche Reichsverfassung im Zusammenhang der deutschen Verfassungsgeschichte. In: Böckenförde, Ernst-Wolfgang (Hrsg.): Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914). [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981. S. 171-207.
- Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Stuttgart:



Kohlhammer 1988.

Humphrey, Richard: *The Historical Novel as Philosophy of History. Three German Contributions: Alexis, Fontane, Döblin*. London: Institute of Germanic Studies, University of London 1986.

Ibbeken, Rudolf: *Preußen 1807 – 1813. Staat und Volk als Idee und Wirklichkeit*. Köln: Grote 1975.

Iggers, Georg G.: *Deutsche Geschichtswissenschaft: eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart*. Wien u.a.: Böhlau 1997.

Imbusch, Peter (Hrsg.): *Macht und Herrschaft: Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzeptionen*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS 2012.

Jäger, Friedrich; Rösen, Jörn: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*. München: Beck 1992.

Jilgensen, Wilhelm: *Theodor Fontane im Wandel seiner politischen Anschauungen*. In: *Deutsche Rundschau* 84 (1958), S. 561-569.

Jolles, Charlotte: *Fontane und die Politik*. Diss. Berlin 1936, Berlin 1983.

Kehr, Eckart: *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*. Hrsg. u. eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. Berlin: de Gruyter 1965.

Kehr, Eckart: *Zur Soziologie der Reichswehr*. In: Kehr, Eckart: *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen im 19. und 20. Jahrhundert*. Hrsg. u. eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. Berlin: de Gruyter 1965. S. 235 – 243.

Kehr, Eckart: *Klassenkämpfe und Rüstungspolitik im kaiserlichen Deutschland*. Kehr, Eckart: *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*. Hrsg. u. eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. Berlin: de Gruyter 1965. S. 87 – 110.

- Kehr, Eckart: Zur Genesis des Königlich Preußischen Reserveoffiziers. In:  
 Kehr, Eckart: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur  
 preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert.  
 Hrsg. u. eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. Berlin: de Gruyter 1965. S.  
 53 – 63.
- Kiefer, Bruce: Fontane and Nietzsche. The Use and Abuse of History in  
 „Schach von Wuthenow“. In. Germanic Review, Winter 1986; 61, 1. S.  
 29 – 35.
- Kikawa, Mayumi: Von Küstrin zur Katte-Tragödie. Ein Beitrag zur  
 Auseinandersetzung Fontanes mit dem Preußentum in den  
 „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. In: Fontane-Blätter.  
 59/1995, S. 103 – 120.
- Koch, Marcus: Nationale Identität im Prozess nationalstaatlicher Orientierung.  
 Dargestellt am Beispiel Deutschlands durch die Analyse der  
 Familienzeitschrift *Die Gartenlaube* von 1853-1890. Zugl. Diss. Uni.  
 Hamburg 2003. Frankfurt/M.: Peter Lang 2003.
- Koch, Grit: Adolf Stoecker 1835-1909. Ein Leben zwischen Politik und Kirche.  
 [Erlanger Studien, Band 101]. Erlange: Palm und Enke 1993.
- Koch, Rainer: Staat oder Gemeinde? Zu einem politischen Zielkonflikt in der  
 bürgerlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts, in HZ 236 (1983), S. 73-  
 96.
- Kocka, Jürgen: Arbeiten an der Geschichte. Gesellschaftlicher Wandel im 19.  
 und 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011.
- Kohn, Hans: Napoleon and die Age of Nationalism. In: The Journal of Modern  
 History, Vol. 22 (Mar., 1950), S. 21-37.
- Kohn, Hans: Wege und Irrwege, Vom Geist des deutschen  
 Bürgertums. Düsseldorf: Droste 1962.
- Kohn, Klaus-Dieter; Peschken, Bernd: Der liberale Roman und der

preußische Verfassungskonflikt. Analyseskizzen und Materialien.  
(Literatur und Sozialwissenschaften, Bd. 7). Stuttgart: Metzler 1976.

Köppe, Tilmann; Winko, Simone: Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung.  
Stuttgart: Metzler 2008.

Koschorke, Albecht; Lüdemann, Susanne; Frank, Thomas; Mazza, Ethel  
Matala de: Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in  
der Geschichte Europas. Frankfurt/M.: Fischer 2007.

Koselleck, Reinhart: Neuzeit. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe. In:  
Koselleck, Reinhart: Studien zum Beginn der modernen Welt. Stuttgart:  
Klett-Cotta 1977, S. 264 – 299.

Koselleck, Reinhart: Staat und Gesellschaft in Preußen. In: Conze, Werner  
(Hrsg.): Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz: 1815-1848. 3.  
Auflage. Stuttgart 1978, S. 79-112.

Koselleck, Reinhart: Wie neu ist die Neuzeit?. In: Historische Zeitschrift 251  
(1991), S. 539 – 553.

Koselleck, Reinhart: Begriffsgeschichte. Studien zur Semantik und Pragmatik  
der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt/M. Suhrkamp 2006.

Koszyk, Kurt: Fontanes journalistischer Blick nach draußen. In: Ehlich, Konrad  
(Hrsg.): Fontane und die Fremde. Fontane und Europa. Würzburg:  
Könighausen & Neumann 2002. S. 192-210.

Krimmer, Elisabeth; Simpson, Patricia Anne (Hrsg.): Enlightened War: German  
Theories and Cultures of Warfare from Frederick the Great to  
Clausewitz. Rochester, New York: Camden House 2011.

Kroeschell, Karl: Deutsche Rechtsgeschichte. Band 2: 1250 - 1650. 9. Auflage.  
Köln u.a.: Böhlau 2008.

Kroeschell, Karl: Deutsche Rechtsgeschichte. Band 3: Seit 1650. 5. Auflage.  
Köln u.a.: Böhlau 2008.

- Lammel, Gisold (Hrsg.): Exzellenz lassen bitten. Erinnerungen an Adolf Menzel. Leipzig: Reclam 1992.
- Landwehr, Achim: Historische Diskursanalyse. Frankfurt/M. u.a.: Campus 2008.
- Langewiesche, Dieter: Liberalismus in Deutschland. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.
- Langewiesche, Dieter: Neuzeit, Neuere Geschichte. In: Fischer Lexikon Geschichte. Frankfurt 1991, S. 386 – 406.
- Langewiesche, Dieter: Kulturelle Nationsbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts. S. 46 – 64. In: Hettling, Manfred; Nolte, Paul (Hrsg.): Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays. München: Beck 1996.
- Langewiesche, Dieter; Schmidt, Georg (Hrsg.): Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg. München: Oldenbourg 2010.
- Leonhard, Jörn: Grundbegriffe und Sattelzeiten – Languages and Discourses. Europäische und anglo-amerikanische Deutungen des Verhältnisses von Sprache und Geschichte. In: Habermas, Rebekka (Hrsg.): Interkultureller Transfer und nationaler Eigensinn: Europäische und anglo-amerikanische Positionen der Kulturwissenschaften. Göttingen: Wallstein 2004, S. 71-86.
- Lichtblau, Klaus: Das Zeitalter der Entzweiung. Studien zur politischen Ideengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Berlin: PHILO 1999.
- Limlei, Michael: Geschichte als Ort der Bewährung. Menschenbild und Gesellschaftsverständnis in den deutschen historischen Romanen (1820 - 1890). (Studien zur Deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Dieter Kafitz, Bd. 5). Frankfurt/M.: Peter Lang 1988.

- Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Metzler 1996.
- Lorenz, Chris: Kann Geschichte wahr sein? Zu den narrativen Geschichtsphilosophien von Hayden White und Frank Ankersmit. In: Schröter, Jens; Eddelbüttel, Antje (Hrsg.): Konstruktion von Wirklichkeit. Beiträge aus geschichtstheoretischer, philosophischer und theologischer Perspektive. Berlin: de Gruyter 2004.
- Losch, Bernhard: Widerstandsrecht bei Fontane. *Grete Minde* gegen Unterdrückung und Rechtsverweigerung. In: Fontane-Blätter 67/1999. S. 59 – 74.
- Loster-Schneider, Gudrun: Der Erzähler Fontane. Seine politischen Positionen in den Jahren 1864 – 1898 und ihre ästhetische Vermittlung. (Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 11). Tübingen: Narr 1986.
- Lüdemann, Susanne: Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären. München: Fink 2004.
- Luther, Arthur: Deutsche Geschichte in deutscher Erzählung. Ein literarisches Lexikon. Leipzig: Hiersemann 1940.
- Machatan, Lothar; Milles, Dietrich: Die Klassensymbiose von Junkertum und Bourgeoisie. Zum Verhältnis gesellschaftlicher und politischer Herrschaft in Preußen-Deutschland 1850-1878/79. Frankfurt/M.: Ullstein 1980.
- Mann, Thomas: Der alte Fontane (1922). In: Preisendanz, Wolfgang (Hrsg.): Theodor Fontane. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1973, S. 1-24.
- Mannheim, Karl: Der Konservatismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.
- Marwitz, Friedrich August Ludwig von: Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz auf Friedersdorf, Königlich Preußischen General-Lieutenants a. D. Bd. 1 und 2. Berlin: Mittler 1852.

- Marwitz, Friedrich August Ludwig von: Nachrichten aus meinem Leben: 1777-1808. (hrsg. von Günter de Bruyn). Berlin: Buchverl. Der Morgen 1989.
- Massing, Paul W.: Vorgeschichte des politischen Antisemitismus. Frankfurt/Main, 1959.
- Meinecke, Friedrich: General Müffling über die Landwehr. In: Historische Zeitschrift, Bd. 70 (1893).
- Meinecke, Friedrich: Das Zeitalter der deutschen Erhebung (1795-1815). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1957.
- Meinecke, Friedrich: Weltbürgertum und Nationalstaat. Hrsg. und eingeleitet von Hans Herzfeld. München: Oldenbourg 1962.
- Menzel, Wolfgang: Geschichte der Neuzeit. Bd. 11: Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich (1866-1870). Stuttgart: Krabbe 1871.
- Messerschmidt, Manfred: Militärgeschichte Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates. Düsseldorf: Droste 1988.
- Militärisches Forschungsamt (Hrsg.): Vorträge zur Militärgeschichte. 3 Menschenführung im Heer. Herford u.a.: Mittler 1982.
- Miller, Norbert: Literarisches Leben in Berlin im Anfang des 19. Jahrhunderts: Anekdote einer preußischen Salonkultur. In: Kleist-Jahrbuch, 1981/82 (1983). S. 13-32.
- Mills, Sara: Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis. Tübingen u.a.: Francke 2007.
- Minois, Georges: Geschichte des Selbstmords. Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler 1996.
- Mommsen, Wolfgang J.: Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich. Frankfurt/M.: Fischer 1990.

- Muhs, Rudolf: 'Unechte Korrespondenzen', aber alles echter Fontane? Zur Edition von Heide Streiter-Buscher. In: Fontane Blätter 64 (1997), S. 200-220.
- Müllenbrock, Heinz-Joachim: Theodor Fontanes historischer Roman „Vor dem Sturm“ und die Scottische Gattungstradition. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Bd. 48 (1998) Heft 3, S. 365-373.
- Müller, Adam: Vom Geiste der Gemeinschaft: Elemente der Staatskunst und Theorie des Geldes. Leipzig 1931. [1809].
- Müller, Adam: Versuch einer Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien. In: Müller, Adam: Vom Geiste der Gemeinschaft: Elemente der Staatskunst und Theorie des Geldes. Leipzig 1931. [1809].
- Müller, Johannes: Kantisches Staatsdenken und der preußische Staat. (Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr. Bd. VIII). Kitzingen: Holzner 1954.
- Müller-Seidel, Walter: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler 1975.
- Müller-Seidel, Walter: Historismus. In: Dieter Burdorf, Christoph Fasbender und Burkhard Moenighoff (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur. 3. Auflage. Stuttgart: Metzler 2007.
- Münkler, Herfried: Im Namen des Staates. Die Begründung der Staatsraison in der Frühen Neuzeit. Frankfurt/M.: Fischer 1987.
- Münkler, Herfried: Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken. Frankfurt/M.: Fischer 1992.
- Neymeyr et al. (Hrsg.): Stoizismus in der europäischen Philosophie, Literatur, Kunst und Politik. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Moderne. Bd. 2. Berlin: de Gruyter 2008.

Nietzsche, Friedrich: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I-IV. Nachgelesene Schriften 1870-1873. (hrsg. von Colli, Giorgio; Montinari,azzino). Bd.1. 2. Auflage. München: dtv 1988.

Nipperdey, Thomas: Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays. München: Beck 1986.

Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte. 1800 – 1866. Bd. 1. Bürgerwelt und starker Staat. München: Beck 1991.

Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte. 1866 – 1918. Bd. 2. Machtstaat vor der Demokratie. 3. Auflage. München: Beck 1995.

Nippert, Erwin: Das Oderbruch. Zur Geschichte einer deutschen Landschaft. Berlin: Brandenburgisches Verlagshaus 1995.

Nitschke, Peter: Einführung in die politische Theorie der Prämoderne 1500-1800. 2. Auflage. Darmstadt: Wiss. Buschges. 2011.

Nürnberger, Helmuth: Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840 bis 1860. München: Hanser 1971.

Nürnberger, Helmuth: Fontanes Welt. 1. Auflage. Berlin: Siedler 1997.

Nürnberger, Helmuth: Theodor Fontane. 26. Auflage. Reinbek. Rowohlt 2004.

Nürnberger, Helmuth: „Ein von Borniertheit eingegebener Antikatholizismus [...] etwas ganz besonders Schreckliches“. Fontanes Reaktion als Kritiker und Erzähler im Klima des Kulturkampfes. In: Wolzogen, Hanna Delf von; Fischer, Hubertus (Hrsg.): Religion als Relikt?: christliche Traditionen im Werk Fontanes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 157-183.

Oexle, Otto Gerhard: Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996.



- Oexle, Otto Gerhard: Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Eine Problemgeschichte der Moderne. In: Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1880-1932. Hrsg. v. Otto Gerhard Oexle. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 228). Göttingen: Vandenhoeck 2007.
- Osborne, John: Theodor Fontane. Vor den Romanen: Krieg und Kunst. Göttingen: Vandenhoeck 1999.
- Paret, Peter: Kunst als Geschichte. Kultur und Politik von Menzel bis Fontane. München: Beck 1990.
- Paret, Peter: Clausewitz und der Staat. Bonn: Dümmler 1993.
- Paret, Peter: Fontane und der nicht gegenwärtige Clausewitz. In: Fontane-Blätter. 69/2000, S. 24– 37.
- Park, Euw-Choon: Fontanes Zeitromane. Zur Kritik der Gründerzeit. Frankfurt/M.: Peter Lang 1997.
- Pethes, Nicolas: Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung. Hamburg: Junius 2008.
- Pflanze, Otto (Hrsg.): Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches. München: Oldenbourg 1983.
- Pflanze, Otto: Bismarck. Der Reichskanzler. München: Beck 2008.
- Plessner, Helmuth: Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kultursoziologie. Düsseldorf/ Köln: Diederichs 1966.
- Plett, Bettina (Hrsg.): Theodor Fontane. Neue Wege der Forschung. Darmstadt. WBG 2007.
- Pletzing, Christian: Vom Völkerfrühling zum nationalen Konflikt. Deutscher und

polnischer Nationalismus in Ost- und Westpreußen 1830 – 1871. (Deutsches Historisches Institut Warschau, Quellen und Studien, Bd. 13). Wiesbaden: Harrassowitz 2003.

Plumpe, Gerhard: Systemtheorie und Literaturgeschichte. Mit Anmerkungen zum deutschen Realismus im 19. Jahrhundert. In: Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. Hrsg. von Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer. Frankfurt/M.: Suhrkamp. 1985, 251-64.

Poser, Wolfgang: Gesellschaftskritik im Briefwerk Fontanes. Univ. Diss. Frankfurt 1958.

Preisendanz, Wolfgang (Hrsg.): Theodor Fontane. Darmstadt: WBG 1973.

Preisinger, Alexander; Delormas, Pascale; Standke, Jan: Diskursforschung in der Literaturwissenschaft. In: Angermüller, Johannes et al. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. 2 Bde. Bielefeld: transcript 2014, S. 130-144.

Preuschoff, Klaus-Jürgen: Suizidales Verhalten in deutschen Streitkräften. (Beiträge zur Erforschung selbstdestruktiven Verhaltens, hrsg. v. Hermann Pohlmeier, Bd. 9). Regensburg: Roderer 1988.

Preuß, Hugo: Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie. [1887]. In: Preuß, Hugo: Gesammelte Schriften. 2. Bd. Hrsg. v. Detlef Lehnert und Christoph Müller. Tübingen: Mohr Siebeck 2000.

Pröve, Ralf: Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. München: Oldenbourg 2006.

Putzenius, Charlotte: Theodor Fontanes erster Roman „Vor dem Sturm“ als Spiegel der Welthaltung des Dichters. Diss. Univ. Hamburg. Lübeck 1947.

Ranke, Leopold von: Über die Epochen der neueren Geschichte. [historisch-kritische Ausgabe, hrsg. v. Theodor Schieder]. München 1971.

- Reemtsma, Jan Philipp: Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne. München: Pantheon 2009.
- Reinhard, Wolfgang: Geschichte des modernen Staates. München: Beck 2007.
- Rejewski, Harro-Jürgen: Die Pflicht zur politischen Treue im preußischen Beamtenrecht (1850-1918). Eine rechtshistorische Untersuchung anhand von Ministerialakten aus dem Geheimen Staatsarchiv der Stiftung preußischer Kulturbesitz. Berlin: Duncker & Humblot 1973.
- Remenkova, Vesselina: Die Darstellung der Napoleonischen Kriege in „Krieg und Frieden“ von Lew Tolstoj und „Vor dem Sturm“ von Theodor Fontane. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1005). Frankfurt/M.: Peter Lang 1987.
- Reuter, Hans-Heinrich: Fontane. München: Nymphenburger 1968.
- Richter, Klaus Christian: Friedrich Wilhelm von Seydlitz, ein preußischer Reitergeneral und seine Zeit. Osnabrück: Biblio 1996.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, 3. Unveränderter Abdruck, Bd. 3. Stuttgart: Cotta 1856.
- Ritscher, Helga: Fontane, seine politische Gedankenwelt. (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Heft 8). Göttingen: Musterschmidt 1953.
- Ritter, Gerhard: Die Dämonie der Macht. Betrachtungen über Geschichte und Wesen des Machtproblems im politischen Denken der Neuzeit. 6. Auflage. München: Leibnitz 1948.
- Ritter, Gerhart: Staatskunst und Kriegshandwerk. München: Oldenbourg 1960.
- Ritter, Gerhard: Von Boyen bis Roon: Volksheer oder königliche Garde? In: Büsch Otto; Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.): Moderne Preußische Geschichte. Eine Anthologie. Bd. 2. Berlin: de Gruyter 1981.

- Ritter, Gerhard (Hrsg.): Das Deutsche Kaiserreich 1871-1914. Ein historisches Lesebuch. 5. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1992.
- Rochau, Ludwig August von: Grundsätze der Realpolitik. Angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Frankfurt/M.: Ullstein 1972.
- Romberg, Amalie von: Vor hundert Jahren. Erinnerungen der Gräfin Sophie von Schwerin. Berlin: Stargardt 1910.
- Rüsen, Jörn: Historismus. In: Wissenschaftstheoretisches Lexikon. Hrsg. v. Edmund Braun u.a. Graz: Styra. 1978. Sp. 245.
- Sagave, Pierre-Paul; Fontane Theodor: „Schach von Wuthenow“. Vollständiger Text der Erzählung. Dokumentation. Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1966.
- Scheel, Heinrich (Hrsg.): Das Jahr 1813. Studien zur Geschichte und Wirkung der Befreiungskriege. Berlin: Akademie-Verlag 1963.
- Scheuner, Ulrich: Der Staatsgedanke Preußens. In: Otto Büsch und Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Moderne Preußische Geschichte. Eine Anthologie. Bd. 1. Berlin: de Gruyter 1981. S. 26-75.
- Schieder, Theodor; Deuerlein, Ernst (Hrsg.): Reichsgründung 1871. Stuttgart: Seewald 1970.
- Schieder, Theodor: Staatensystem als Vormacht der Welt 1848-1918. (Propyläen Geschichte Europas, Bd. 5). Berlin: Propyläen 1999.
- Sieg, Hans Martin: Staatsdienst, Staatsdenken und Dienstgesinnung in Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert (1713 – 1806). Studien zum Verständnis des Absolutismus. Berlin: de Gruyter 2003.
- Schiffer, Werner: Theorien der Geschichtsschreibung und ihre erzähltheoretische Relevanz. (Danto, Habermas, Baumgartner, Droysen). Stuttgart: Metzler 1980.

- Schmidt, Georg: Der Dreißigjährige Krieg. 7. Auflage. München: Beck 2006.
- Schober, Kurt: Theodor Fontane. In Freiheit dienen. Herford: Mittler 1980.
- Schoeps, Julius H.: Preußen. Geschichte eines Mythos. Berlin: be.bra 2001.
- Schoeps, Hans-Joachim: Das andere Preußen. Konservative Gestalten und Probleme im Zeitalter Friedrich Wilhelm IV. Hildesheim: Georg Olms 2001.
- Schofield, Benedict: „Die Historie rückwärts durchmessen“: Geschichtsbilder und Geschichtsauffassungen bei Theodor Fontane und Gustav Freytag. In: Howe, Patricia (Hrsg.): Theodor Fontane – Dichter des Übergangs. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013. S. 57-69.
- Schönborn, Sibylle: "Das Erbe der Melusine. Der literarische Dialog zwischen Uwe Johnsons ‚Jahrestagen‘ und Theodor Fontanes ‚Schach von Wuthenow‘". In: Theodor Fontane: Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13. - 17.9.98. Hrsg. Von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bd. III. Geschichte, Vergessen, Großstadt, Moderne. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000. S. 227-242.
- Schönemann, Bernd: Volk, Nation. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7; Hrsg. v. Otto Brunner u.a. Stuttgart: Klett-Cotta 1992.
- Schrader, Ingeborg: Das Geschichtsbild Fontanes und seine Bedeutung für die Maßstäbe der Zeitkritik in den Romanen. Göttingen: Steffen 1943.
- Schulz, Gerhard: Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration. Zweiter Teil: Das Zeitalter der Napoleonischen Kriege und der Restauration 1806-1830. München: Beck 1989.
- Schulze, Winfried: Die deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München: Oldenbourg 1989.

- Schulze, Winfried: Einführung in die Neuere Geschichte. Stuttgart: Ulmer 1996.
- Sheehan, James J.: German History 1770-1866. Oxford 1989.
- Sheehan, James J.: Der Ausklang des alten Reiches 1763-1850. (Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 6). Berlin: Propyläen 1994.
- Sichelschmidt, Gustav: Theodor Fontane. Lebensstationen eines großen Realisten. München: Heyne 1986.
- Siemann, Wolfram: Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849-1871. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- Simms, Brendan: The impact of Napoleon. Prussian high politics, foreign policy and the crisis of the executive, 1797-1806. Cambridge: University Press 1997.
- Solère, Isabelle: Individuelle Schicksale als Kristallisierung der Geschichte. „Schloss Friedersdorf“ (1861). In: Wolzogen, Hanna Delf von (Hrsg.): Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg. Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg im Kontext der europäischen Reiseliteratur. [Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor-Fontane-Gesellschaft 2002]. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. S. 417-432.
- Sohns, Jan-Arne: An der Kette der Ahnen: Geschichtsreflexion im deutschsprachigen historischen Roman 1870-1880. Berlin: de Gruyter 2004.
- Solheim, Birger: Zum Gedächtnis Theodor Fontanes und Thomas Manns oder Geschichtskritik in Der Stechlin und Doktor Faustus. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004.
- Sprengel, Peter: Geschichte der deutschsprachigen Literatur. 1870 – 1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende. (Zugleich Bd. IX, 1: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Begr. v. Helmut de Boor und Richard Newald). München:

Beck 1998.

Stahl, Friedrich Julius: Die Staatslehre und die Principien des Staatsrechts. 3. Auflage. Heidelberg: Mohr 1856.

Steinecke, Hartmut (Hrsg.): Romanpoetik in Deutschland. Von Hegel bis Fontane. Tübingen: Narr 1984.

Stern, Carola; Winkler, Heinrich A. (Hrsg.): Wendepunkte deutscher Geschichte 1848-1990. Frankfurt/M.: Fischer 1994.

Stiftung Schloss Neuhardenberg (Hrsg.): „Ein Traum, was sonst?“. Preußische Tugenden. Göttingen: Wallstein 2002.

Stocker, Peter: Theorie der intertextuellen Lektüre. Modelle und Fallstudien. Paderborn u.a.: Schöningh 1998.

Streckfuß, Adolf: Das Deutsche Volk. Deutsche Geschichte in Wort und Bild. Ein illustriertes Handbuch für Leser aller Stände, Berlin : Brigl 1863.

Struck, Wolfgang: Konfigurationen der Vergangenheit. Deutsche Geschichtsdramen im Zeitalter der Restauration. Tübingen: Niemeyer 1997.

Tausch, Harald (Hrsg.): Historismus und Moderne. (Literatura. Wissenschaftliche Beiträge zur Moderne und ihrer Geschichte. Hrsg. v. Walter Gebhard u.a., Bd.1). Würzburg: Ergon 1996.

Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. Bd. 1. Hamburg: tredition 2011.

Torp, Cornelius: Die Herausforderung der Globalisierung. Wirtschaft und Politik in Deutschland 1860-1914. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005.

Troeltsch, Ernst: Das Wesen des modernen Geistes. In: Troeltsch, Ernst: Gesammelte Schriften, Bd. 4: Aufsätze zur Geistesgeschichte und

Religionssoziologie, Tübingen 1925, S. 297 – 338.

Ulferts, Gert-Dieter: „Denkmaale“ für einen Helden der Aufklärung.

Bildkünstlerische Reaktionen auf den Tod Herzog Leopolds von Braunschweig 1785. In: C. Römer (Hrsg.): Braunschweig-Bevern Ein Fürstenhaus als europäische Dynastie 1667 – 1884. (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums; 84) Braunschweig: Landesmuseum 1997.

Ullmann, Hans-Peter: Politik im Deutschen Kaiserreich 1871-1918. ( Enzyklopädie Deutscher Geschichte, Bd. 52. Hrsg. von Lothar Gall). München: Oldenbourg 1999.

Vierhaus, Rudolf: Staaten und Stände. Vom Westfälischen bis zum Hubertusburger Frieden 1648 bis 1763. Frankfurt/M., Berlin: Propyläen 1990.

Viel, Bernhard: Utopie der Nation. Ursprünge des Nationalismus im Roman der Gründerzeit. Berlin: Matthes & Seitz 2009.

Volz, Gustav Bertolt (Hrsg.): Die Werke Friedrichs des Großen. Bd. 7: Antimachiavell und Testamente. Berlin: Hobbing 1913.

Voss, Julius von: Heinrich von Bülow. Nach seinem Talentreichthum sowohl, als seiner sonderbaren Hyper-Genialität, und seinen Lebensabenteuern geschildert. Nebst authentischer Nachricht über die Verhaftung dieses merkwürdigen Mannes und den Gang seines Kriminal Prozesses. Köln: Hammer ca. 1806/07.

Voss, Lieselotte: Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane. Zur Zielstruktur seines Romanwerks. München: Fink 1985.

Wahl, Rainer: Der preußische Verfassungskonflikt und das konstitutionelle System des Kaiserreichs. In: Böckenförde, Ernst-Wolfgang (Hrsg.): Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1914). [Neue wissenschaftliche Bibliothek; 51, Geschichte]. Königstein: Athenäum 1981. S. 208-231.

Warning, Rainer: Die Phantasie der Realisten. München: Fink 1999.



- Weber, Max: Gesammelte politische Schriften. 3. Auflage hrsg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr 1971.
- Wehler, Hans-Ulrich: Polenpolitik im Deutschen Kaiserreich 1871-1918. In: Kluxen, Kurt; Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): Politische Ideologien und nationalstaatliche Ordnung: Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. München u.a.: Oldenbourg 1968, S. 106-124.
- Wehler, Hans-Ulrich: Geschichte und Psychoanalyse. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1971.
- Wehler, Hans-Ulrich: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988.
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 4 Bde. München: Beck 1987 – 2003.
- Wehler, Hans-Ulrich: Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen. 2. Auflage. München: Beck 2004.
- White, Hayden: Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung von Wirklichkeit. In: White, Hayden: Die Bedeutung der Form: Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt/M.: Fischer 1990, S. 11-39.
- White, Hayden: "Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie". In: White, Hayden: Die Bedeutung der Form: Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt/M.: Fischer 1990, S. 40-78.
- White, Hayden: Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Frankfurt/M.: Fischer 1991.
- White, Hayden: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Einf. von Reinhart Koselleck. Stuttgart: Klett-Cotta 1991.

- Willems, Emilio: Der preußisch-deutsche Militarismus. Ein Kulturkomplex im sozialen Wandel. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1984.
- Winkler, Heinrich August: Preußischer Liberalismus und deutscher Nationalstaat: Studien zur Geschichte der Deutschen Fortschrittspartei 1861 – 1866. Tübingen: Mohr 1964.
- Winkler, Heinrich August: Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte 1806-1933. (Sonderausgabe für die Bundeszentrale und die Landeszentralen für politische Bildung). Bonn 2002.
- Woesler, Winfried (Hrsg.): Ballade und Historismus. Die Geschichtsballade des 19. Jahrhunderts. Heidelberg: C. Winter 2000.
- Wolter, Heinz: Bismarck und das Problem der Revolution im 19. Jahrhundert. In: Kunisch, Johannes (Hrsg.): Bismarck und seine Zeit. Berlin: Duncker & Humblot 1992.
- Wolzogen, Hanna Delf von; Shedletzky, Itta (Hrsg.): Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Reflexionen. [Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts; 71]. Tübingen: Mohr Siebeck 2005
- Wruck, Peter: Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers. Bemerkungen zum schriftstellerischen Sozialverhalten. In: Fontane Blätter, 44 (1987), S. 644-667.
- Wünsch, Marianne: Realismus (1850 – 1890). Zugänge zu einer literarischen Epoche. (LIMES – Literatur und Medienwissenschaftliche Studien – Kiel 7). Kiel: Ludwig 2007.
- Zeeden, Ernst Walter: Hegemonialkriege und Glaubenskämpfe 1556-1648. (Propyläen Geschichte Europas, Bd. 2). Berlin: Propyläen 1998.
- Zernack, Klaus (Hrsg.): Zum Verständnis der polnischen Frage in Preußen und Deutschland 1772 – 1871. Berlin: Colloquium 1987.

Zernack, Klaus: Preußen-Mythos und preußisch-deutsche Wirklichkeit.

Bemerkungen zu Fontane. S. 153 – 170. In: Zernack, Klaus: Preußen – Deutschland – Polen. Aufsätze zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. Hrsg. v. Wolfram Fischer und Michael G. Müller. (Historische Forschungen, Bd. 44). Berlin: Duncker & Humblot 1991.

Ziegler, Edda: Theodor Fontane. Lebenswelt und Phantasiewelt. Eine

Biographie. U. Mitarbeit von Gotthard Erler. Berlin: Aufbau. 1. Auflage. 1996.

Zuberbühler, Rolf: "Excelsior". Idealismus und Materialismus in Kellers und

Fontanes Altersromanen. "Martin Salander" und "der Stechlin". In: Amrein, Ursula (Hrsg.): Gottfried Keller und Theodor Fontane: vom Realismus zur Moderne. Berlin u.a.: de Gruyter 2008, S. 87-112.

Online Ressource:

Reden Eugen Richters des Eugen-Richter-Archivs:

[http://www.eugen-richter.de/Archiv/Reden/Reichstag\\_23\\_05\\_1878.html](http://www.eugen-richter.de/Archiv/Reden/Reichstag_23_05_1878.html), letzter Zugriff am 15.6.2015 um 20.44 Uhr.

## Abstract

Der Wandel von Staatlichkeit wird als ein zentraler Prozess des 19. Jahrhunderts in Theodor Fontanes historischen Erzähltexten *Vor dem Sturm*, *Grete Minde* und *Schach von Wuthenow* untersucht. Durch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen im historischen Wandel verschränken sich politische Diskurse verschiedenster Art und finden ihren Eingang auch in den literarischen Text. Vor dem Hintergrund des Konzeptes der Sattelzeit nach Reinhart Koselleck und mithilfe von Klassifizierungen des Konservatismus von Karl Mannheim werden die verschiedenen Diskurse in Fontanes historischen Erzähltexten überhaupt erst identifiziert, voneinander abgegrenzt und zu Diskursen der Publikationsgegenwart der Texte in Beziehung gesetzt. Dabei zeigt sich, dass Fontane in erstaunlichem Maße realpolitischen und machtsstaatlichen Postulaten anhängt. Dem Machtstaat werden dabei wichtige ideengeschichtliche Begriffe wie zum Beispiel die Volkssouveränität oder die Gleichheit nachgeordnet. Zudem zeigt sich, dass sich bei genauerer Betrachtung das vermeintlich preußenkritische Potenzial eines Texts wie des *Schach von Wuthenow* in eine Apologie des Machtstaates verwandeln kann.

## Abstract

The transformation of the state is being investigated as a central process of the 19th century in Theodor Fontane historical novels *Vor dem Sturm*, *Grete Minde* and *Schach von Wuthenow*. Because of the so called synchronicity of the asynchronous political discourses of various types and different stages of historical transformation find their way into the literary text. In the light of Reinhart Koselleck's concept of the saddle period and by using classifications of conservatism by Karl Mannheim, the various discourses in Fontane's historical novels are first of all identified, distinguished from each other and set in relation to discourses of the period of time of their publication. It turns out that Fontane approves of realpolitik and concedes to the power state to an astonishing degree. Important concepts of intellectual history such as the ideas of sovereignty and equality are subordinated to the state. The power state will thereby downstream of. In addition, it appears that on closer examination the supposedly Prussia critical potential of a text like *Schach von Wuthenow* can transform into an apology of the power state.

Tag der mündlichen Prüfung: 30. April 2016.

Gutachter: Professor Dr. Udo Köster, Professor Dr. Jan Christoph Meister